

# Texte

dietz berlin



Lydia Hermann

## In der Verbannung

Kindheit und Jugend einer Wolgadeutschen

Rosa-Luxemburg-Stiftung

Texte 69



Rosa-Luxemburg-Stiftung

LYDIA HERMANN

# **In der Verbannung**

Kindheit und Jugend einer Wolgadeutschen

Karl Dietz Verlag Berlin

Lydia Hermann:

In der Verbannung. Kindheit und Jugend einer Wolgadeutschen

(Reihe: Texte / Rosa-Luxemburg-Stiftung; Bd. 69)

Berlin: Karl Dietz Verlag 2011

Mit fünf Zeichnungen und einem Porträtfoto, freundlicherweise von der Autorin zur Verfügung gestellt.

ISBN 978-3-320-02253-2

© Karl Dietz Verlag Berlin GmbH 2011

Satz: Elke Jakubowski

Umschlag: Heike Schmelter, unter Verwendung eines Fotos von Lydia Hermann

Druck und Verarbeitung: Mediaservice GmbH Druck und Kommunikation

Printed in Germany

# Inhalt

Vogeschichte 7

Vorwort 11

## Erster Teil

Kindheit in Mariental 13

Deportation nach Sibirien 28

Ankunft in der Fremde 31

Alltag in Stepnoi Kutschuk 39

Schule. Erste Freundschaften und Arbeit im Kolchos 45

Verhaftung des Vaters 54

Als »Getreidebegleiterin« nach Kulunda 62

Traurig-schöner Schulalltag 71

Schulwechsel nach Rodino 78

## Zweiter Teil

Erster Sommer nach dem Krieg. Freud und Leid 83

Ein Maskenball 93

Not und Armut. Bittgang beim Staatsanwalt 107

Theaterspiel wird gut belohnt 118

Im Schneesturm. Eine Jugendliebe	131
Kleid statt Kartoffeln und ein neuer Verehrer	140
Wohnprobleme in Rodino	148
»Normale Lebensmittel«	159
Examen in Kljutschki. Lehrerin in Stepnoi Kutschuk	170
Studienbewerbung in Barnaul. Puschkins »Zigeuner« und wieder Pawel	181
Ein unerwünschter Heiratsantrag	191
Bittere Enttäuschung und Glück in Barnaul	203
Wieder Lehrerin. Eine schicksalhafte Begegnung	216
Hoffnung auf eine lichte Zukunft	228
 <b>Anhang</b>	
Brief von G. I. Jewtuchow	235

## Vorgeschichte

Das Dorf Mariental, am Ufer des großen Karaman, einem Nebenfluß der Wolga gelegen, wurde 1766 gegründet. Unter den ersten Kolonisten, die meistens aus Rheinland-Pfalz und dem Schwabenland stammten und das Dorf gegründet haben, waren zwei mit Familiennamen Herrmann:

Der erste: Konrad, 51 Jahre, katholisch, ein Handwerker aus Lothringen, Bitche, mit Frau und fünf Kindern.

Der zweite: Nicolaus, 39 Jahre, katholisch, ein Bauer aus Luxemburg mit Frau und vier Kindern.

Im Laufe der Jahre wuchsen die Familien um ein Vielfaches, zudem wanderten auch in späteren Jahren einige Herrmanns zu. Irgendwann und irgendwie ist ein R des Namens verlorengegangen, und zu Kriegsbeginn 1941 gab es so viele Hermanns in Mariental, daß man sie nur über den Beinamen bzw. Spitznamen zuordnen konnte.

Aus dem ärmlichen Dörfchen mit kleinen, aus Lehmsteinen errichteten Hütten war ein schönes stattliches Dorf geworden, das sich trotz allem auf den ersten Blick als deutsch erkennen ließ. Zeitweise wurde das Dorf Tonkoschurówka oder auch Pfannenstiel genannt, und doch blieb es als Mariental bis Ende August 1941 eines der Kantonzentren der Wolgadeutschen Republik in Rußland. Anfang des 20. Jahrhunderts lebte, in einem der schönen Eckhäuser in der Breiten Gasse, so hieß die Hauptstraße, Johann Hermann mit seiner Familie. Sein Beiname war Franze. Seit wann dieser Beiname an der Familie hing und wer von den beiden ersten Ansiedlern sein Vorfahr war, weiß heute niemand mehr. Seit jeher sollen seine Vorfahren Ackerbauern gewesen sein, so hielt auch Franze-Hannes an der Tradition fest. Seine erste Ehefrau, Dorothea, geborene Boos, starb, als ihr viertes Kind vier bis fünf Jahre alt war. Da waren die Kinder: Alexander, geb. 1886, Serafina, geb. 1889, Anna, geb. 1891 und Nicolaus 1896. Die zweite Frau von Hannes hieß Margareth.

Viel ist aus dem Leben dieser Familie nicht überliefert. Die Revolutionsjahre und deren Folgen haben die Geschichte der Familie so verwickelt und durcheinandergebracht, daß die Nachfahren kaum noch etwas über sie in Erfahrung bringen konnten. Doch soll die Familie des Franze-Hannes eine wohlhabende Familie gewesen sein. Alle seine Söhne waren großgewachsen, kräftig gebaut und von gefälligem Aussehen. Alle Kinder aus erster Ehe hatten braune Augen und einen brünetten Teint, die aus der zweiten Ehe waren alle blond und blauäugig. Hannes selbst und Margareth waren blond.

Alexander, der Älteste, befreundete sich mit der hübschen, zierlichen Blondine Euphrosine (Sine gerufen) Rohr, die wie er auch aus der ersten Ehe ihres Vaters Peter Rohr stammte. 1905, als beide neunzehn wurden, heirateten sie. Alle lebten



in einem Haus, so daß die ganze Wirtschaft und der Haushalt gemeinsam geführt wurden. Den Sommer verbrachte man größtenteils auf dem Feld, mit Kindern, mit Vieh und allem Sack und Pack. Margareth und ihre Stief-Schwiegertochter brachten alle anderthalb bis zwei Jahre ein Kind zur Welt, doch die ersten zwei Kinder von Alexander und Sine starben kurz nach der Geburt.

Zu Beginn der Revolution hatten Franze-Hannes und Margareth vier Kinder: Emma, geb. 1903, Bertha 1906, Peter 1908 und Alfons 1911.

Die Kinder von Alexander und Sine waren: Marie, geb. 1910, Ella 1911 und Klemens 1914.

Obwohl die zwei Töchter aus erster Ehe, Serafina und Anna, zu dieser Zeit schon verheiratet waren und nicht mehr im Haus lebten, hielt die große Familie aus unbekanntem Gründen plötzlich nicht mehr zusammen. Alexander (jetzt Franze-Sander) mietete für seine Familie eine kleine Wohnung. Auch der Jüngste aus erster Ehe, Nicolaus, verließ das große Haus und blieb im Ersten Weltkrieg verschollen.

Emma, die erste Tochter aus zweiter Ehe, wurde ein hübsches Mädchen, lernte gut in der Schule, trat in den Komsomol ein und begeisterte sich für die neuen Ideen. Später studierte sie in Saratow und in Moskau. Zu Beginn des Krieges 1941 war sie in Leningrad Leitende Wissenschaftlerin am Historischen Museum.

Franze-Hannes fühlte sich nicht wohl bei dem Gedanken, daß sein Sohn Alexander mit seiner Familie in einem kleinen fremden Häuschen hauste, wo er doch das große Haus besaß. Als in einem Sommer eine schreckliche Epidemie ausbrach und Alexander weitab auf dem Feld arbeitete, seine Schwiegertochter Sine an Bauchtyphus erkrankte, ihre Kinder bei Nachbarn untergebracht und Sine ein paar Tage allein zu Hause lag, entschied sich Hannes, seinen großen Hof zu teilen und für Alexander ein Haus, wenn auch ein kleines, zu bauen. 1924 zog die Familie des Franze-Sander in das Haus ein.

Seit 1929 wurde in Rußland, wie auch in der Republik der Wolgadeutschen, die Kollektivierung der Landwirtschaft durchgeführt, das Privateigentum konfisziert. »Alles gehört den sozialistischen Kolchosen!« lautete die Devise. Selbstverständlich stießen diese Maßnahmen auf Widerstand bei der Bevölkerung, besonders bei den Wohlhabenderen. (Einige leisteten auch hartnäckigen Widerstand und wurden »entkulakisiert«.)

Franze-Hannes widerstand nicht lange, er ging schließlich zu der Verwaltung, selbstbeherrscht, in dem ihm eigenen zurückhaltenden Ton sagte er: »Ich gebe euch alles, restlos, das ganze Inventar, alle Geräte für die Wirtschaft, alles Vieh, das ich habe und den Vorrat an Korn. Nichts werde ich verbergen, aber laßt mich bitte in meinem Haus.« Drei Pferde, Kühe, Schafe, Ziegen wurden in den Kolchos abgeführt, Inventar und Getreide abtransportiert. So blieb er mit der Familie in seinem Haus. In traurigen Gedanken saß Johann Hermann in seinem Holzstuhl, als er am nächsten Tag klägliches Gewieher, Gebrüll, Meckern und Blöken vor dem Tor seines Hofes hörte – das Vieh kam zurück. Unerträglich war das für den

alten Mann. Peter und Alfons brachten das Vieh fort, doch das wiederholte sich. Vor Kummer und Wehmut wurde er krank, und Ende 1931 starb Franze-Hannes. Sieben Kinder, sechs Enkelkinder hat er noch erlebt. Die jüngste Enkelin von Alexander war noch keine drei Jahre alt, als er sie kurz vor seinem Tod noch einmal zu sehen wünschte. Sine kam mit der kleinen Lydia (Lida) an der Hand, der Großvater richtete sich mit Mühe auf, ließ seine Beine vom Bett baumeln, lächelte seiner Enkelin zu und winkte sie zu sich heran. Mit großen Augen ging das Kind langsam, sein Lächeln erwidern, auf ihn zu. Sine half ihr, sich auf seinen Schoß zu setzen. Er umarmte das Mädchen und schloß die Augen, Tränen rollten über seine Wangen. »Du mein kleines weißes Zicklein«, er strich über ihr hellblondes Haar. »Dein Altpapa (Opa) ist schon so alt, daß er dich nicht mal ein bißchen schaukeln kann.« Dann richtete er sich etwas auf und sprach langsam, indem er versuchte, im Takt die Beine etwas zu heben, in unserem Dialekt:

Droß, droß Drillje  
Dr Vadr hat'n Fillje,  
S Fillje kann nit laawa,  
Dr Vadr will's wrkaawe.  
Hopp, hopp, hopp!...

»Uff«, ergänzte er atemlos, »jetzt bin ich aber müde, mein Kind.« Die kleine Lida rutschte von seinem Schoß. »Warte mal.« Unter seinem Kissen nahm er ein kleines Holzklötzchen hervor und bat seine Schwiegertochter, einen Tintenbleistift aus der Tischschublade zu holen. »Jetzt guck mal, mein Weißköpfchen, jetzt machen wir eine Puppe daraus.«

Das Klötzchen erwies sich als geschnitztes Menschenkörperchen, das allerdings mehr einer Mumie ähnelte. Aufmerksam sah das Kind seinem Großvater zu, wie er den Stift bespeichelte und dann das Gesicht der Puppe mit zitternder Hand bemalte. Dann nahm er sein großes Taschentuch aus der Tasche, wickelte die Puppe ein und reichte sie seiner Enkelin hin. »Deine Mama kann dir eine andere Decke nähen, oder du kannst auch dieses Tuch behalten. Jetzt bleib gut gesund, bleib immer klug und artig.« Er sprach langsam und fast flüsternd: »Sine, paß gut auf das Kind auf.« – »Ja«, erwiderte Sine und zu ihrer Tochter, »sag deinem Großvater Dankeschön.« Lida trat an sein Bett, er lag mit geschlossenen Augen. »Dankeschön, Opa.« Er öffnete die Augen und nickte ihr lächelnd zu. Das war das letzte Mal, daß Lida ihren Großvater sah. Jetzt überlassen wir es Lydia selbst, über ihr eigenes Leben zu schreiben.

Oh zauberhafte Herbsteszeit,  
wenn weit und breit  
auf Laubes Gold  
die Blicke ruh'n.  
Du gleitest nicht mehr leicht  
im Blätterfall dahin.  
Und das gemütliche Geräusch  
Erinnerung erweckt,  
worin trotz tragischem Gescheh'n  
die Jugendtage blüh'n.

*Lydia Hermann*

## Vorwort

Im Jahr 1994 kamen mein Mann, Georg Jewtuchow, so der russische Familienname, und ich, Lydia, geborene Hermann, nach Deutschland.

Die ersten zwei Jahre wohnten wir in einem Heim für Aussiedler in Masserberg in Thüringen.

Dort lernten wir Petra und Wolfgang kennen, die uns in jeder Beziehung unterstützten. Petra ermutigte mich immer wieder, über mein Leben zu schreiben.

Als mein Mann 1999 starb, gab es keinen liebevollen Vater, Großvater und Urgroßvater mehr.

So allmählich begann ich, über Petras Worte nachzudenken, und ich fing an zu schreiben. Zunächst schrieb ich unermüdlich Briefe an meinen Mann, um meine Erinnerungen lebendig bleiben zu lassen. Darin schrieb ich über die Liebe, meine Träume und Sehnsüchte, jedoch alles noch in russischer Sprache.

Der liebe Gott hat mir die Gabe gegeben, etwas besser Deutsch zu können als einige der Rußlanddeutschen.

Im Alter von 72 Jahren fange ich nun an, über mein Leben zu schreiben, insbesondere über meine Kindheit und meine Jugend, denn ich möchte wenigstens einen Teil dieser Erlebnisse meinen Enkeln und Urenkeln mitteilen.

Und mein Wunsch ist es, daß meine Nachkommen auf diese Weise einen Anstoß erhalten, um über die Umstände ihres Lebens nachzudenken.



# Erster Teil

## Kindheit in Mariental

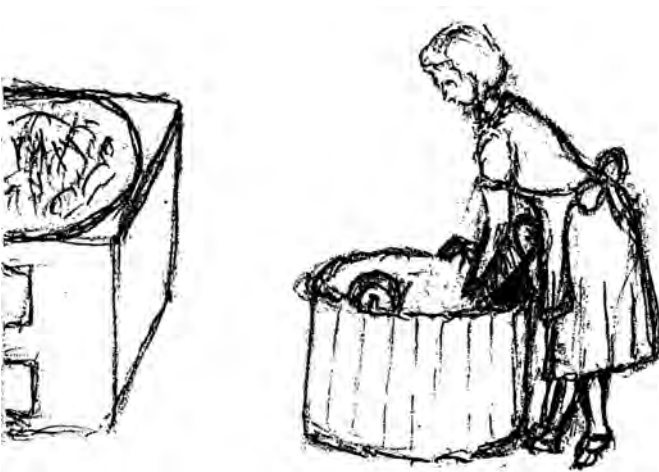
Im schönen Dorf Mariental in der ehemaligen Wolgadeutschen Republik in Rußland wurde ich im Februar 1929 geboren. Ich war das jüngste Kind und das Nesthäkchen der Familie Hermann. Meine Schwester Maria war bereits neunzehn, meine Schwester Ella bald achtzehn Jahre alt. Ihnen folgten noch Geschwister, die jedoch alle starben. Mit Beinamen hieß unsere Familie Franze. Niemand weiß heute, warum.

Der Ortsname Mariental hatte für mich von Kindheit an eine besondere Bedeutung und hat seine magische Wirkung auf mich bis heute nicht verloren.

Unser Mariental war eigentlich deutsch und katholisch. Doch es war die Zeit des Stalinismus, in der Religion verpönt war, und so wurde der Kirchturm mit der Glocke abgerissen. Es dauerte nicht lange, bis daraus ein Kino entstand. Bibel und Gebetsbücher mußten wir verstecken, doch sie wurden trotzdem heimlich gelesen. Ostern und Weihnachten feierten wir auch heimlich.

Mein Vater arbeitete als Abnahmebeamter in einer Mühle, während sich Mama als Hausfrau darum kümmerte, daß es uns gut ging.

Meine Mutter hatte schon kleine Fältchen im Gesicht, und ihr fehlten bereits einige Zähne. Das üppige, ursprünglich blonde Haar hatte sich grau gefärbt. Doch ihre Figur war immer noch mädchenhaft schlank. Ihre tägliche Arbeit bestand hauptsächlich aus kochen, backen, putzen, bügeln, stricken und Vieh versorgen.



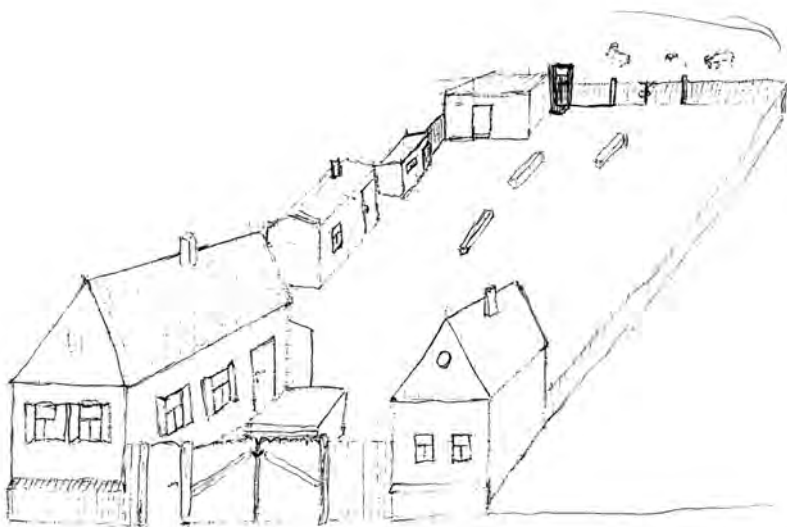
Bei allen Arbeiten wirkte sie auf mich anmutig und graziös. Ihre Schürzen waren makellos sauber, und die Schleifen auf dem Rücken sahen immer frisch gebügelt aus.

Auf unserem Hof trocknete strahlend weiße Wäsche. Ich bewunderte meine Mutter, während sie zwischen zwei langen Leinen herumstolzierte und die flatternden Stücke streichelte – die Wäsche sollte nicht zu sehr austrocknen. Das Holzkohlenbügeleisen mußte rechtzeitig angeheizt werden. Dann bügelte sie geschickt und flink.

Meine Mama war eine Zauberin in der Küche, und Papas Geschwister lobten Sine dafür, so hieß sie nämlich. Geradezu aus nichts bereitete sie die schmackhaftesten Speisen zu. Wenn sie gebacken hatte, erbettelten meine Freundinnen gerne ein Stück Kuchen oder ein Brötchen.

Mein Vater war der Beste der Welt. Voller Sehnsucht erwartete ich ihn schon auf dem Hof, wenn er von der Arbeit nach Hause kam. Er hob mich hoch, kitzelte mein Gesicht mit seinen stachligen Wangen, doch Küsse gab es nie. Danach gehörte die Aufmerksamkeit meines Vaters dem Vieh. Unsere zwei Ziegen und Schafe, unser Schwein und der Hund warteten schon auf ihre Streicheleinheiten. Er sprach ein paar Worte zu ihnen und streichelte sie. Die Tiere wußten, wenn er kam, gab es noch ein Trögchen zum Nachtisch.

Danach ging er ins Haus, um sich umzuziehen. Im Sommer wusch er sich im Hof. Dann saßen wir zusammen am Abendbrottisch, meine Eltern und ich.



Nach dem Abendbrot nahm er sich Zeit für mich. Wir spielten viel. So knieten wir zum Beispiel voreinander nieder, schlangen um unsere Köpfe zwei zusammengeschnallte Gürtel, und jeder versuchte, den anderen auf seine Seite zu ziehen. Ich zog aus ganzer Kraft, und er tat so, als ob ich ein bißchen stärker sei als er.

Mein Vater achtete darauf, daß ich mein Gedächtnis trainierte und auch noch Spaß dabei hatte. Ich mußte zählen, Rätsel lösen und verschiedene Dinge im Gedächtnis behalten.

Er war im Grunde ein schweigsamer Mensch, doch wenn er etwas sagte, so hatte das meistens Sinn und Verstand. Dafür verehrten ihn viele seiner Landsleute und kamen oft zu uns, um sich von ihm zu allen möglichen Problemen beraten zu lassen. Darauf war meine Mutter sehr stolz.

Im Winter kam sonntags meine Schwester Maria mit ihrer Familie zum Mittagessen. Dann spielte mein Papa auch gerne mit Mariechen, seiner Enkelin.

Eine unserer Ziegen, sie hieß Luske, hatte runde gebogene Hörner. Eines davon wuchs im Sommer bis zum Hals, wodurch eine Wunde entstand. Es half alles nichts, von dem Horn mußte ein Stück ab. Das hatte auch noch andere Auswirkungen. Meine Mutter sagte, daß sie dadurch wahrscheinlich nicht mehr so viel Milch gab und ziemlich nervös wurde. Luske war sonst eine Musterziege, eben weil sie mehr Milch gab als die anderen. Ich träumte jedenfalls davon, sie irgendwann melken zu können.

Aber nun erst zur eigentlichen Geschichte. Mein Papa ging also mit einer Säge auf den hinteren Hof. Als er sie rief, kam Luske gleich vertrauensvoll angelaufen. Ich mußte ihm helfen, indem ich sie an dem einen Horn mit beiden Händen festhielt. Papa hielt sie am anderen Horn fest. Nach den ersten Sägezügen wurde Luske unruhig. Sie versuchte, sich loszureißen. Doch vergeblich; die Hornspitze fiel schließlich auf die Erde. Die Ziege trat sogleich ein paar Schritte zurück, schüttelte sich und starrte mich ganz böse an. Sie wollte auf mich losgehen, doch meine Eltern hielten sie fest und brachten sie in den Stall.

Von nun an stand die Ziege mit mir auf Kriegsfuß. Sie nahm mir wohl übel, daß ich meines Vaters Handlanger gewesen war. Zu meinem Vater hingegen war sie wie immer. Für mich begann eine Zeit, die mit erheblicher Angst verbunden war.

Immer wenn ich aus der Schule kam, mußte ich ab jetzt schauen, wo sich die Ziege gerade befand, um schnell ins Haus zu kommen. Wenn sie sich im vorderen Hof befand, war es nicht so einfach, ins Haus zu gelangen. Ich mußte an das Fenster klopfen. Mama kam dann gleich nach draußen, um die Ziege festzuhalten. Sie sprach dabei immer liebevoll mit ihr, als wollte sie damit wieder die Verbindung zwischen Luske und mir herstellen.

War die Ziege im hinteren Hof, so konnte ich noch rechtzeitig die Treppe zum Haus erreichen. Der erste Versuch, mich wieder der Ziege zu nähern, scheiterte kläglich. Sie starrte mich an und ging wieder auf mich los.



Zwei, drei Monate vergingen, und aus Gesprächen meiner Eltern wußte ich, daß es bald kleine Zicklein geben würde. Ich dachte, nun dürfte es Luske schwerfallen, sich zu wehren, wenn ich sie streichle. Doch das war ein Trugschluß.

Eines Tages brachte mein Vater einen Watteanzug von seiner Arbeitsstelle mit, den er im Winter trug. An ihm waren einige Änderungen nötig geworden, die meine Mutter vornahm. Als sie am Sonntag mit dem Anzug zur Anprobe ins Zimmer kam, konnte sich mein Vater nicht von seiner Zeitung losreißen, also ging Mama in die Küche, und ich hatte eine Idee.

Ich zog also den gesteppten Watteanzug an, Größe 54. Man kann sich vorstellen, wie ich mit meinen nicht mal zehn Jahren darin aussah. Ein Gürtel, den ich zwei- bis dreimal um den Bauch schlang, hielt den Anzug einigermaßen zusammen. Die Schulternaht des Oberteils ging mir bis zu den Ellenbogen, und die Ärmel hingen bis auf die Füße. Ich stellte mich vor den Spiegel: Ich sah aus wie die perfekte Vogelscheuche. Aber irgend etwas fehlte noch. Papas Mütze, die war natürlich auch zu groß, doch das machte nichts, denn ich wollte Luske ja erschrecken.

Also verließ ich das Haus, um bis zum Vorbau zu gehen, wo ich erst einmal stehenblieb. Die Ziege stand im hinteren Hof und kaute. Langsam ging ich auf sie zu. Plötzlich hörte sie auf zu kauen, starrte mich an und machte ein paar Schritte zurück.

Aha, dachte ich, es ist mir gelungen, sie doch etwas einzuschüchtern. Daraufhin steuerte ich mutigen Schrittes weiter auf sie zu. Indessen rutschte mir Papas Mütze bis auf die Nasenspitze. Ich schob sie wieder hoch, so daß ich etwas sehen konnte. Aber Luske hatte mich erkannt.

Ich bemerkte gar nicht, wie sie auf mich zukam, um mich zu attackieren. Im Handumdrehen fand ich mich auf der Erde im Schnee wieder.

Mein Eindruck täuschte mich sicher nicht, als ich dachte, daß es ihr großes Vergnügen bereitere, mich von einer Seite zur anderen zu stoßen. Durch den großen dicken Anzug verspürte ich Gott sei Dank keinen Schmerz. Trotzdem schrie ich, strampelte und weinte über meine Niederlage.

Durch das Geschrei alarmiert, kamen die Eltern angelaufen. Mein Papa lachte so laut, wie ich ihn noch nie gehört hatte. Nachdem mich Mama befreit hatte, ging ich beschämt und erniedrigt ins Haus zurück. Nun hatte ich den ganzen Tag schlechte Laune, wobei mir immer wieder Tränen kamen. Daraufhin machte ich mir aber doch ernsthaft Gedanken, wie ich das Vertrauen der Ziege wiedergewinnen konnte.

Es war am zweiten Weihnachtsfeiertag, das bei uns gemeinsam mit der ganzen großen Familie, meiner Schwester Maria und anderen Verwandten gefeiert wurde. Weihnachten, wo meine Mutter so köstlichen Kuchen und ganz besondere Mürmelbrötchen sowie Brezeln gebacken hatte, wo das Christkind zuerst mit einer Rute ans Fenster klopfte und wir Kinder voller aufgeregter Erwartungen uns brav hinsetzten.

Dann kam das Christkind – ganz in Weiß, wie ein Engel. Und das Christkind war meine Mama!

In der Schule feierten die 3. und 4. Klassen das Neujahrsfest. Das war der Abschluß des Schulhalbjahres, und es begannen zwei Wochen Winterferien. Ich hatte ein ausgezeichnetes Zeugnis, wofür ich mit einem Ehrengeschenk bedacht wurde, eine Holzschachtel mit Aquarellfarben und eine große Tüte Süßigkeiten. Nun ging ich gut gelaunt nach Hause.

Vorsichtig öffnete ich die Zauntür. Die Ziege war nirgendwo zu sehen. Also rannte ich schnell zur Haustreppe. Plötzlich hörte ich Laute, als wenn ein kleines Kind weint oder ein Kätzchen maunzt. Zuerst konnte ich es nicht richtig einordnen. Doch dann erinnerte ich mich an die Ziege, die ja Nachwuchs bekommen sollte. Sofort lief ich los, ließ meine Sachen an Ort und Stelle liegen, sprang die Treppen hinunter und ging dem Jammern nach.

Es kam aus dem Backhäuschen. Das Backhäuschen ist eine Sommerküche, in dem wir im Sommer auch gegessen haben, aber im Winter war es ein Lager für Heu und Stroh.

Die Tür stand offen. Als ich langsam eintrat, lag da Luske auf dem Heu. Hilflös streckte sie ihren Kopf zur Tür und schaute mich an. Eng an ihrem Bauch lagen sie, die vier winzigen, feuchten Zicklein.

»Luske, du Ärmste«, sagte ich. Meine Hände glitten liebkosend über ihre Nase, die knochige Stirn und die feucht glänzenden Augen. Sie sah mich vertrauensvoll an, ja fast ergeben, so wie ich sie von früher kannte.

Dann sprang ich auf und rannte so schnell, wie ich konnte, zur Haustür. Völlig aufgeregt schrie ich: »Mama, die Luske hat vier Zicklein!« – »Was?«, rief sie, »Jesus Maria, bei dieser Kälte!«

Schnell nahm sie sich den Korb aus dem Abstellraum, holte noch einen warmen Schal und rannte in den Stall. Ich hinterher.

»Du lieber Gott«, sagte Mama, »es sind ja tatsächlich vier. Ist das nicht ein wunderbares Weihnachtsgeschenk? Siehst du Li«, so nannte sie mich manchmal, »jetzt hat dir der liebe Gott ein Weihnachtsgeschenk gemacht. Von nun an wird dir die Luske nicht mehr böse sein.«

Ich setzte mich zur Ziege, streichelte sie sanft, worauf sie ihre Augen schloß. Daraufhin machte sie eine Bewegung, als würde sie mir zunicken. Was wohl so viel heißen sollte wie Versöhnung, Frieden für immer.

Ich hoffe, daß ich mit meiner kleinen Kindheitsgeschichte Ziegen in das richtige Licht rücken kann. Immerhin ernährte mich ihre Milch bis zum zwölften Lebensjahr. Meine Aufgabe war es, sie im Sommer mit Trinkwasser zu versorgen, wo sie auf der Weide zwischen unserem Hof und dem steilen Ufer zum Karaman (Nebenfluß der Wolga) mit einem Strick um den Hals, der an einem in die Erde geschlagenen Pflock befestigt war, Gras rupfte. Gerne hielt ich mich dort auf, besonders wenn Zicklein dabei waren, mit denen ich herumhopsen konnte. Traurig verabschiedete ich mich von ihnen, wenn sie an Verwandte verschenkt wurden.

Eines Sommers baute ein Schwalbenpaar unter unserem Dach über der Anbautreppe ein Nest, genau über der Haustür. Oft beobachtete ich sie und hörte ihrem Gezwitzcher zu. Und ich fragte meinen Vater, warum nur eine Schwalbe hin und her fliegt. Die andere brütet sicher die Eier aus, dachte ich. Er hob mich auf seine Schulter: »Jetzt guck mal, sitzt dort im Nest eine Schwalbe? Aber nicht anfassen!« Ja, da saß eine im Nest. Dann kamen die Jungen. Ich konnte auch von unten beobachten, wie sie von den Eltern gefüttert wurden. Eines Tages, als sie schon größer waren, ich wollte gerade auf die Treppe, um ins Haus zu gehen, da flog ein Junges aus dem Nest und landete am Rand der Treppe. Ich bemerkte, wie unsere Katze, die im Hof in der Nähe saß, sich zum Sprung bereitmachte. Erschrocken ließ ich mich auf die Treppe fallen, schob das Junge unter meinen Bauch und schrie: »Papa-a-a!« Mein Vater nahm die Katze und sperrte sie ins Haus. Das Schwälbchen setzte er ins Nest.

Mein Onkel Peter war Schlosser und arbeitete in Magnitogorsk. Er mußte für kurze Zeit in Haft, weil er Deutscher war. Danach kehrte er nach Mariental zurück und nahm seine Arbeit als Schlosser wieder auf.

Er baute seinem Sohn, meinem Cousin, einen roten Schlitten. Das war der schönste Schlitten, den ich je gesehen hatte. Seine Kufen bestanden aus zwei Rohren, die vorn gebogen waren. Auf den Kufen war ein Korb befestigt. Er war rot bemalt.

Im Vergleich zu anderen Schlitten war er viel höher. Helik war aber noch ganz klein, und so bekam ich den Schlitten. Meine Mitschüler beneideten mich sehr darum. Einige ließ ich auch damit rodeln. Am meisten aber rodelte ich mit meiner Freundin Irma Sander. Wir quetschten uns zu zweit darauf, obwohl wenig Platz war. Es kam vor, daß wir als »Prinzessinnen auf dem roten Schlitten« beschimpft wurden, Prinzessin war damals ein Schimpfwort.



Später bekam mein Cousin Helik den Schlitten wieder zurück. Meistens verbrachte ich meine Freizeit aber auf dem Hof, der immer sauber geräumt war. Nach heftigen Schneefällen wurde der Schnee hinter den Zaun gekippt.

Wenn der Schnee geschmolzen war, wurde jeden Samstag der Hof und die Straße vor dem Tor gefegt. Um das ganze Haus streuten wir gelbweißen Sand. Dadurch kam unser Häuschen mit den weißen Fensterläden noch besser zur Geltung.

Um den Sand zu holen, gingen meine Mutter und ich den weiten Weg bis zu unserem Fluß.

Mit meiner Freundin Irma Sander, die den Beinamen Dilve hatte, spielte ich oft Ball – am liebsten Wandball, denn meine Freundin Irma war darin ein As. Schlagball spielten wir auch. Manchmal zeichneten wir uns auch auf die Erde Hüpfkästchen und hopsten darauf nach bestimmten Regeln. Mit Irma, ihrer Schwester Marie und dem kleinen Waldemar, genannt Walott oder Lott, machten wir auch oft Ausflüge. Wir badeten in unserem Fluß Karaman, wo es uns riesigen Spaß machte, die vielen Krebse zu fangen, um sie mit nach Hause zu nehmen. Meine Mutter bereitete daraus ein feines Essen.

Im Herbst, nach der Badesaison, suchten wir die Obstgärten heim. Da fanden wir immer noch Birnen, Äpfel und Pflaumen.

Gerne spielte ich auch mit Rose Romme und Lena Morosow, die einen russischen Vater hatte. Zu Hause sprach man bei ihr deshalb nur russisch. Sie genierte sich sehr, wenn wir sie baten, einmal etwas auf russisch zu sagen.

Eine ganz besondere Beziehung hatte ich zu Nora (Eleonora) Rau. Sie war einige Jahre älter als ich, außerdem sehr hübsch, intelligent und gut erzogen. Ihre Eltern arbeiteten als Lehrer. Wir beide gingen oft spazieren. Und unser Weg führte uns auch häufig in die Bibliothek, wo sie die schon gelesenen Bücher umtauschte. Mit Begeisterung hörte ich ihren Nacherzählungen zu. Dabei entwickelte sie ein solches Talent, eine Spannung in den Geschichten aufzubauen, daß ich richtig mitlebte. Ich war sehr stolz auf sie, und so langsam wurde sie zu meinem Vorbild. Wir ergänzten uns ganz gut, denn sie bewunderte mich ihrerseits um mein Können im Bodenturnen. Sie fragte, wo ich denn üben würde. Ich entgegnete: »Ein wenig in der Sportstunde und wenn ich mit meinen Zicklein auf der Weide bin.« Nora umarmte mich und lachte laut.

Mein zehnter Geburtstag stand bevor. Von meiner Schwester Maria (Marie) bekam ich eine siebenseitige Gitarre geschenkt, wahrscheinlich weil sie so gerne sang und jodelte. Eigentlich dachte ich, daß Maria auch spielen kann, aber nicht sie, sondern Peter brachte mir bei, wie man mit zwei und drei Akkorden eine Melodie spielen kann. Meine Schwester mit Familie wohnte ja gleich in unserem Hof, und so konnte ich oft mein Erlerntes vorführen.

Im Sommer zog meine Schwester mit Mann Alexander und den Kindern aufs Feld. Alexander arbeitete dort als Traktorist im Kolchos. Dazu nahmen sie die Kuh und die Hühner mit und einiges an Hausrat. Sie bewohnten ein eigenes Lehmhäuschen, wo auch der Fußboden wieder nur aus Erde bestand. Im Hof wurde ein Herd aufgebaut, auf dem dann gekocht wurde. Einige Male war ich auch da draußen und half beim Jäten.

Einmal im Winter fuhr meine Mutter für zwei bis drei Tage zu meiner Schwester Ella nach Lui. Ihr Mann Adolf war Buchhalter, die Töchter Antonia und Isolda waren Zwillinge. Aus irgendeinem Grund blieb Mama dieses Mal länger, was sehr ungewöhnlich war.

Bei uns zu Hause wurde indessen das Brot, das sie vorgebacken hatte, knapp, und so mußte meine Schwester Marie kommen, um neues zu backen. Dabei hatte sie vergessen, auf den Teig zu achten, und der lief über den Trog bis auf den Holzboden. Die Ziege spielte auch verrückt, denn sie ließ sich nicht von meiner Schwester melken. Die Betten mußten auch bezogen werden, aber ohne meine Mama wollte mein Vater nicht ran. Es ging so ziemlich alles schief, was schiefgehen konnte. Dazu kam, daß der Mann meiner Schwester bei einer Feier mit seinen Arbeitskollegen 25 Rubel verpraßte. Das war ein Drama für die ganze Familie.

Langsam machten wir uns Sorgen um Mama. Deshalb schickten wir einen Boten nach Lui, um zu fragen, wann sie denn nun kommen würde. Es wurde uns übermittelt, daß sie am Sonntag käme.

Indessen kamen Onkel Peter mit Frau Eugenia und Tante Anna zu uns, um uns ihre Hilfe anzubieten. Mein Vater konnte noch über die ganzen Geschehnisse lachen. Mein Onkel Peter erklärte, daß wir ein Lied dichten müßten, in dem all die Geschehnisse der letzten Tage geschildert würden, um es dann meiner Mutter als Kritik vorzutragen.

Inzwischen konnte ich schon ganz gut Gitarre spielen, und so übernahm ich die Begleitung. Leider ist mir nur ein kleiner Teil des gedichteten Textes in Erinnerung.

Wir kamen aus dem Kaukasus  
Und wollen mal probieren  
Franze Sine ist nach Lui gefahren  
Die wollen wir kritisieren  
Maria wollte Brot uns backen, doch sie verschlief die Zeit,  
Der Teig stieg über den Trog auf den Boden,  
Das Vieh fraß ihn dann auf.  
Der Zwinger hat in einer Nacht  
25 Rubel verkracht ...

Am Sonntag kam Mama endlich nach Hause. Mein Onkel Peter dirigierte. Er trug dabei eine Kappe, die nur über ein Ohr ging. Irgendwie sah das komisch aus. Ich hatte riesige Schleifen in meinem Haar und spielte Gitarre. Eugenia und Maria hatten sich irgend etwas umgehängt und sangen eifrig mit. Mama saß fröstelnd mit roten Wangen am Ofen und nahm gar nicht richtig wahr, was wir da zum besten gaben.

In unserer Familie fanden sich mehrere kreative Köpfe. Meine Mutter schauspielerte zum Beispiel ganz gut. Zu Weihnachten spielte sie immer das Christkind und auch den Nikolaus.

Auch ich spielte in der Schule Theater, und Mama gab sich die größte Mühe, um mir die entsprechenden Kostüme zu nähen. 1940/41 war unser letztes deutsches Winterfest in der Schule. Wir spielten ein Himmelsmärchen, in dem mir die Rolle der Sonne zugeteilt war. Das Sonnenkostüm schneiderte wieder meine Mutter.

Das vierte Schuljahr ging zu Ende, und es war schon ein Jahr her, daß ich in die Pionierorganisation aufgenommen worden war. Nur die Besten durften damals dabei sein. So hieß es zwar, aber eigentlich wurden alle aufgenommen. Außer einem Mädchen aus unserer Klasse, weil sie gläubig war.

Als Pioniere bekamen wir rote Halstücher. Die langen Enden wurden mit einer Spange zusammengehalten. Auf dieser Klammer befanden sich mehrere rote Flammen, sie waren das Symbol für das proletarische Blut. An der Wandtafel waren die Besten, zu denen ich auch gehörte, ausgehängt. Aus meiner Klasse waren es Viktor Gerber, Albert Pinnecker, Frieda Kinderknecht, Alexander Rohr und ich, Lydia Hermann. Unsere Lehrerin, Emma Weigel, erzählte uns vom Pionierlager Artek. Dort kamen aber nur die Allerbesten hin, von unserer Schule leider niemand.

Die erste Woche der Sommerferien war ich bei meiner Schwester Maria auf dem Feld. Einige Tage war ich auch zu Hause. Die meiste Zeit verbrachte ich jedoch mit Irma zusammen. Wir spielten viel Ball und übten uns im Seilspringen. Oft gingen wir an den Fluß Karaman. Abends saßen wir vor unserem Haus oder vor Irmas und erzählten uns Geschichten und Märchen.

Für die Zehn- bis Fünfzehnjährigen unserer Straße wurde ein Ausflug in den Eichenhain mit Übernachtung geplant. In meinem selbstgenähten Rucksack hatte ich eine Decke und ein Kissen sowie etwas zu essen und das notwendige Geschirr.

Eine ganz junge Lehrerin führte unsere Gruppe an. Ich selbst war im Eichenhain noch nie gewesen. Voll abenteuerlichem Tatendrang marschierten wir frohgemut durch unser Dorf. Leute blieben stehen und winkten uns zu.

Unser Nachtlager, am Rand des Eichenwäldchens, lag am Fuß eines ziemlich hohen Hügels, der mit bunten Blumen bedeckt war. Ich beobachtete, wie sich die Blumen gegen Abend nach der Sonne neigten und bei Sonnenuntergang schlossen. Dieses zauberhafte Schauspiel ist mir bis heute in Erinnerung geblieben.

Abends saßen wir am Lagerfeuer und redeten über alles, was uns bewegte. Dabei genossen wir den Anbruch der Nacht. Es war wohl doch etwas spät geworden, denn wir verpaßten am nächsten Morgen den Sonnenaufgang. Die Blumen hatten sich schon geöffnet. Sie standen wieder aufgerichtet in ihrer frischen Farbenpracht, als wenn sie sich nie verändert hätten.

Wir wanderten noch im Tal herum, spielten und saßen dann in fröhlicher Runde und verzehrten den Rest unseres Brotes. Die Zeit verging wie im Flug. Auf dem Heimweg pflückten wir Blumen. Als wir in die Nähe des Dorfes kamen, fingen wir laut an zu singen, so daß es alle hören konnten. Doch wir begegneten niemandem, was sehr ungewöhnlich war.

Erst als wir in unsere Straße einbogen, erblickten wir eine Menschenmenge vor dem Haus des Rundfunks. Die Lautsprecher tönnten; irgend etwas mußte passiert sein. Wir legten einen Schritt zu. Nun konnten wir verstehen, was gesagt wurde. Fassungslos und erstaunt blieben wir stehen. Die Nachricht lautete: Krieg. Ja, Krieg war ausgebrochen. Hitler hatte die Sowjetunion überfallen.

Von meiner Familie war niemand hier, und die gepflückten Blumen verloren plötzlich an Bedeutung. Ich lief nach Hause und dachte, vielleicht wissen sie es ja noch gar nicht.

Irma und ihre Geschwister liefen mit mir, denn sie wohnten ja in der Nähe. Der kleine Lott äußerte: »Jetzt müssen alle Männer an die Front und ich auch. Ich werde Pilot.« Mit ausgebreiteten Armen rannte er brüllend in Richtung seines Hauses. Sein Geschrei drückte die Geräusche der Flugzeuge aus.

Zu Hause angekommen, sah ich meinen Vater mit zusammengefalteten Händen auf der Treppe sitzen. Mit gerunzelter Stirn hörte er Radio. Ich blieb vor ihm stehen. Er schaute mich mit seinen braunen wissenden Augen an. Ich fragte ihn, ob er denn auch an die Front muß. »Nein«, sagte er, »dazu bin ich schon zu alt. Aber die jungen Männer können vielleicht an die Front. Wir werden sehen, was noch passiert.«

Meine Mutter kam mit verweinten Augen, nahm mir die Blumen ab, und ich folgte ihr ins Backhäuschen zum Mittagessen. Kurz darauf kam meine Schwester Maria mit ihrem Mann Sander (Alexander Zwinger) und den Kindern. Sie kamen gerade von ihrem Feld, wo es kein Radio gab, und doch hatte es ihnen jemand zugebracht.

Maria heulte die ganze Zeit, ihr ging das alles sehr zu Herzen. Nun kamen viele Fragen auf, etwa, warum die Deutschen nicht an die Front dürfen. Vielleicht vertrauten sie uns nicht und das mit Recht. Was, wenn Hitler an die Wolga kommt? Von den ganzen Fragen und Antworten bekamen wir Kinder nicht allzuviel mit, denn man sprach leise, so daß wir es nicht hören konnten. Die Erwachsenen gingen wieder zur Arbeit, und es schien, als wäre alles wieder wie vorher.

Allerdings hörte man von früh bis spät Radio. Die Berichte erwähnten Tote und Verletzte. Auch über das Vordringen der Faschisten in die Sowjetunion wurde informiert. Doch wie wir hörten, schlugen sich unsere Sowjettruppen tapfer.

Mich ließ die Frage nicht los, ob denn alle Deutschen Faschisten waren, und wer war ich? Ich empfand mich als Deutsche, die trotzdem in der sowjetischen Pionierorganisation war. Ich fühlte mich gleich mit allen in der Sowjetunion lebenden Menschen. Wir hatten alle das Recht auf Bildung, und mein Onkel Alfons absolvierte sogar ein Studium und wurde Tierarzt.

Mein Cousin Alexander hatte an der Hochschule Literatur studiert, und Tante Emma studierte in Saratow und Moskau. Später arbeitete sie in Leningrad als Wissenschaftlerin am Historischen Museum. Sie schrieb, daß, wenn ich die Schule beendet habe, sie mich in Leningrad erwartet, um da eine Ausbildung zu machen.

Nach dem 20. August kehrten einige Bauern mit ihren Kindern von den Feldern zurück, um sie auf die Schule vorzubereiten. Das Schuljahr begann wie immer am 1. September. Die Tochter meiner Schwester, Mariechen, ging in die 2. Klasse.

Mein Schulranzen für den ersten Schultag der 5. Klasse war auch längst gepackt, und ich freute mich schon so auf das Wiedersehen mit meinen Schulkameradinnen, doch es kam leider nicht mehr dazu.

Der 28. August 1941 besiegelte das Schicksal der Rußlanddeutschen. Mit dem Erlaß des Präsidiums des Obersten Sowjet wurde die Umsiedlung der Deutschen in Gebiete östlich des Urals angeordnet. Mein Vater las diesen Erlaß wieder und wieder in der Zeitung. Von der erdrückenden Nachricht so niedergeschlagen, saß er wie versteinert auf der Vorhaustreppe und reagierte kaum auf unsere Fragen. Schon am nächsten Tag wurde eine Versammlung anberaumt, in der mitgeteilt wurde, daß wir noch etwas Zeit haben, unsere Habe zusammenzupacken. Auch das Vieh mußten wir an einen bestimmten Ort bringen. Mit Pferdefuhrwerken brachte man uns zur nächsten Station nach Nachoi, das ungefähr sechzehn Kilometer weit weg lag. Von da aus fuhren wir mit der Bahn, die irgendwo in Sibirien enden sollte.

Die Familie meiner Schwester Ella, ihr Mann Adolf Schneider und die Zwillinge lebten in Lui, was etwa zehn Kilometer von uns entfernt war. Adolf war Buchhalter in der Verwaltung und Ella Leiterin in einer Schneiderei. Ihre Kinder Antonia und Isolda wurden von einer alleinstehenden Frau betreut. Wir nannten sie Lisbeth Mutter.

Ich hatte gehört, daß sie in einem Kloster bei Leningrad Nonne gewesen war. In den dreißiger Jahren war alles, was mit Christentum zu tun hatte, zerstört worden, und sie war nach Lui zu entfernten Verwandten gekommen, die sie jedoch nicht mochten. Sie schlug sich also mit Mühe und Not durch das Leben, bis sie meine Schwester kennenlernte. Ella wollte wieder ihre Arbeit aufnehmen und brauchte jemanden für die Kinder. So war beiden geholfen. Nun mußte sich Lisbeth entscheiden, mit wem sie unsere Heimat verlassen wollte. Es war gar nicht so einfach, denn sie brauchte extra eine Erlaubnis, um mit uns mitkommen zu dürfen. Doch es klappte, und sie kam mit Ellas Familie nach Mariental, um dann mit uns gemeinsam aufzubrechen. Lisbeth Mutter empfand das als Geschenk Gottes, denn sie konnte sich ein Leben ohne die Kinder nicht mehr vorstellen. Der Sohn meiner Tante Anna (eine geborene Hermann), mein Cousin Alexander Rohr (Sascha genannt), stieß aus Engels zu uns. Dort hatte er bei einer Zeitschrift gearbeitet und sogar angefangen, ein Buch zu schreiben.

Jetzt waren fast alle Geschwister meines Vaters und deren Familien versammelt, nur Onkel Alfons mit seiner Familie nicht. Sie wurden wahrscheinlich mit den Verwandten seiner Frau ausgesiedelt. Auf Tante Emma aus Leningrad warteten wir vergebens. Uns Kindern erklärte mein Vater, daß wir nach Sibirien ausreisen müssen. Dort würden wir dann leben, eine Wohnung bekommen und zur



Schule gehen, in der wahrscheinlich ausschließlich russisch gesprochen und auch gelehrt wird.

Meine Eltern und Verwandten veränderten sich in kürzester Zeit. Sie wurden sehr nachdenklich und still. In ihren Augen stand oft eine Starre, die sich manchmal mit Tränen mischte. Meine Mama konnte ihre Trauer kaum verbergen. Sie weinte oft in ihre Schürze, und zum erstenmal erblickte ich den Rosenkranz in ihren Händen, den sie vorher immer zu verbergen gewußt hatte.

Eigentlich dachte ich immer, daß meine Mutter nicht lesen kann, doch in diesen Tagen hielt sie ein winziges, kleines, in einem Elfenbeindeckel eingebundenes Buch in den Händen, las und betete oft mit Lisbeth Mutter. Sie konnte nur altdeutsch lesen und schreiben.

Am 1. September ging ich noch einmal in die Schule, mich von meinen ehemaligen Mitschülern zu verabschieden. Mein Vater hatte es mir sogar erlaubt.

Als ich mich dem einzigen zweigeschossigen Ziegelgebäude von Mariental näherte, bekam ich Herzklopfen. Ich konnte niemanden sehen oder hören, aber die Tür war nicht verschlossen. Unten in der Vorhalle, wo es sonst immer so geordnet zuging, lagen jetzt nur noch verstreut Papiere auf dem Fußboden. Ein leichter Windzug brachte das auf dem Boden liegende Papier zum Rascheln und drehte und wendete es. Die Ehrentafel mit den Besten der Schule hing nicht mehr an der Wand. Sie lag auf dem Boden und war zerbrochen. Einzelne Bilder, unter anderem auch meins, lagen auf der Erde, mit Glassplittern bedeckt. Vorsichtig zog ich das Bild heraus. Noch einmal schaute ich mir die so vertrauten Bilder an. Doch ich hoffte, all die Freunde eines Tages wiederzusehen.

Als ich die Fotos so betrachtete, fiel mir zu jedem einzelnen eine Geschichte ein. Dann haderte ich mit mir wegen des Fotos, ob es rechtens war, daß ich es mitnahm. Doch ich wickelte es schnell in ein weißes Blatt Papier. Jetzt fiel mir Friede ein, das ewig schweigsame, ruhige Mädchen, das sich selten am Unterricht beteiligte und in den Pausen immer mit ernster Miene an der Wand stand. Doch wenn sie in der Stunde drankam, konnte sie jede Frage richtig beantworten. Eigentlich wollte ich ihr immer mal ein Lachen entlocken. Und Viktor Gerber, der war in Fachfragen und im Allgemeinwissen unschlagbar. Er kannte alles aus Presse und Rundfunk. Ich konnte nur staunen. Ich wunderte mich, woher er so genau über die Eroberer des Nordpols, die neuesten Flugzeuge und die verschiedensten Erfindungen Bescheid wußte. Vielleicht half ihm ja sein Vater oder der große Bruder. Ich bewunderte ihn einfach. Und ich freute mich, daß er schon ein halbes Jahr in der 4. Klasse neben mir saß. Er hatte eine kleine Leistungsschwäche im Diktatschreiben, doch dafür war er mündlich perfekt. Im Geschichts- oder Deutschunterricht hörten wir ihm gerne zu, wenn er seine Kenntnisse ausbreitete.

Einmal in der Woche las uns die Lehrerin in der letzten Stunde etwas vor. Diesmal war es »Tom Sawyer« von Mark Twain. Alle lauschten angespannt, wenn es um das Verhältnis zwischen Tom und Bekki ging. Wir waren ja zwischen elf und

dreizehn Jahre alt, wo es so langsam losging, Gefühle für das andere Geschlecht zu entwickeln.

Kaum hatte die Lehrerin den Schluß gelesen, in dem es um eine Liebeserklärung ging, schob mir Viktor G., der ja neben mir saß, einen kleinen Zettel zu. Darauf stand nur der Buchstabe I, bald darauf folgten die Buchstaben C, das H, und als das L kam, wurde ich ganz verlegen und senkte den Kopf. Danach schaute ich ihn an und wieder auf die Zettel, denn diese drei Worte: »Ich liebe dich« machten mich völlig konfus. Ich begriff gar nicht, warum er das geschrieben hatte. Ich dachte nur, ich bin doch nicht Bekki aus dem Buch. Was soll ich denn jetzt tun? Oder sollte ich ihm etwas sagen? Ich war völlig durcheinander. Endlich läutete die Schulglocke. Meine Hand ballte ich fest zusammen und rannte nach Hause. Da versteckte ich die Papierfetzen. Nach diesem Vorfall konnte ich ihn nie wieder richtig ansehen. Kurz darauf wurden wir auseinandergesetzt, worüber ich froh war. Doch seine Aufmerksamkeit für mich blieb.

Nun saß aber Albert Pinnecker irgendwo hinter mir, der schönste Junge der Klasse, vielleicht auch der Schule. Sein Vater war Ingenieur, seine Mutter Russin. Er war immer gut angezogen und sehr intelligent.

Als es wärmer wurde, trug er ein grünes Käppi auf dem Kopf. Es war mit einer roten Kante eingefasst, welche mit einer roten Quaste versehen war. Das Käppi war damals sehr modern und kam aus Spanien.

Einige Kinder und Jugendliche trugen ein solches Käppi, doch Alberts war besonders schön. Das wiederum lockte viele Mädchen an. Sie rissen es ihm vom Kopf, und er hatte Mühe, es wiederzubekommen. Manchmal setzte er es vor der Schule ab, um es im Ranzen zu verstecken, worauf einige Mädchen ihn in den Pausen gleich wieder anbettelten. Das waren die frechsten aus der Klasse.

Ich selber sah nur, wie sie ihn traktierten, und er tat mir manchmal sogar leid. Irgendwann einmal, nach der letzten Stunde, als alle schon in Richtung Ausgang drängten und ich noch beim Zuklappen meines Ranzens war, stand Pinnecker plötzlich vor mir. Er fragte mich, ob ich sein Käppi möchte. Ehe ich was sagen konnte, steckte er mir das Käppi in den Ranzen und war weg.

Meine Schwester Ella war gerade bei uns zu Hause. Wenn sie da war, hatte sie die Gewohnheit, meinen Ranzen zu untersuchen. Also fand sie das Käppi und fragte natürlich, ob ich es geklaut hätte. Ich erklärte ihr, wie ich zu dem Käppi gekommen war. Meine Mutter und Ella kannten Albert Pinnecker nicht. Nur von seinen Eltern hatten sie schon etwas gehört. Mama und meine Schwester betrachteten das Käppi und fanden es auch wunderschön, denn es war aus feinem Wolltuch und wunderbar genäht. Ella setzte es mir auf, aber ich riß es mir sofort wie-



der vom Kopf. Ella sagte, daß es mir gut stehen würde. Sie bot mir an, genau so eins zu nähen, wenn ich wollte. Doch ich wollte nicht und steckte das Käppi zurück in den Ranzen. Als meine Schwester wieder ging, setzte ich das Käppi unbeobachtet vor dem Spiegel auf. Das Käppi kam auf meinen nun schon etwas länger gewachsenen blonden Haaren gut zur Geltung. Doch ich wollte trotzdem keines haben.

Als ich am nächsten Tag wieder in die Klasse kam, saß Albert schon auf seinem Platz. Wortlos legte ich das Käppi hin.

Nun in der Schule betrachtete ich nochmals das Foto und sah dann auf Alexander Rohrs Foto, an den ich mich jetzt kaum mehr erinnern kann. Ich weiß nur, daß er etwas älter war als wir alle und ziemlich groß. Jetzt wollte ich ein letztes Mal die Treppe hochlaufen in unser Klassenzimmer. Plötzlich hörte ich Stimmen von oben, worauf ich stehenblieb. Ich hörte Männerstimmen in einer Sprache, die ich nicht verstand. Jedenfalls war es kein Deutsch. Blitzschnell war ich draußen. Mein Herz klopfte, und ich drehte mich nicht einmal mehr um. Mir ging durch den Kopf, daß es vielleicht Spione waren, die unsere Vertreibung organisierten. Heute weiß ich, daß es NKWD-Leute waren, die unseren Abtransport durchführten.

An diesem Tag brachten die Männer das Vieh zum Sammelpunkt, um es abzuliefern. Übrig blieb nur das Schwein, das wir behalten durften. Es wurde bald darauf geschlachtet. Aus dem Fleisch wurde teilweise Wurst gemacht, während das restliche Fleisch gesalzen und irgendwie verarbeitet wurde. Fett und Speck wurde zu Schmalz zerlassen. Einiges räucherten wir, um es länger haltbar zu machen, denn vor uns lag ein langer Weg.

Außerdem wurde viel gebacken. Aus dem Brot wurde Zwieback. Wir ließen es einfach trocknen. Obst und Gemüse kochten wir ein. Keiner wußte, wann unser Transport gehen würde. Plötzlich hieß es, morgen geht es los. Unserem Hof teilte man drei Fuhrwerke zu. Jeweils ein Doppelgespann wurde den Familien meiner beiden Schwestern, Maria und Ella, zugeteilt. Unsere Familie bekam einen Einspanner. Es war der kleinste Wagen.

Unter Kontrolle von russisch sprechenden Aufsehern, die uns Befehle gaben, beluden wir die Wagen. Nur mein Vater konnte etwas russisch.

In einer Kiste befanden sich Kleidung, Bettwäsche und Kleingeschirr. Dazu kamen ein paar Bündel mit Bettsachen sowie Nahrungsmittel. Schnell füllte sich der Wagen. Eigentlich wollte ich noch meine Gitarre mitnehmen, doch das ging leider nicht mehr.

Nun setzte ich mich noch ein letztes Mal auf einen unserer Wiener Stühle, die um einen kleinen runden Tisch standen. Ein letztes Mal blickte ich mich um: der Kleiderschrank, der rechts vorn stand, der Geschirrschrank, die Betten und der Eßtisch, an dem ich so oft mit meinen Eltern gegessen hatte. Der Spiegel an der Wand bekam nun kein fröhliches oder trauriges Gesicht mehr zu sehen. Die schöne große Wanduhr, die jetzt ohne uns tickte, mußten wir auch zurücklassen. Die großen Eichenfässer, die zum Einmachen für Kraut, Äpfel und Wassermelo-

nen schon bereitstanden, blieben auf dem Hof stehen. Ein paar Hühner gackerten noch irgendwo. Unsere Katze war nirgendwo zu sehen, aber warten konnten wir nicht mehr.

Nun verließ unser Gespann den Hof. Unser Vater schloß das Tor, drehte sich noch einmal zu unserem Haus um und sah es mit Wehmut an. Dann wandte er sich rasch ab, setzte sich auf den vorderen Platz, und los ging es. Mama und ich saßen auf der Kiste.

Aus dem Hof meines Großvaters Johannes Hermann, der schon vor zehn Jahren verstorben war, kamen noch drei Fuhrwerke herausgefahren. Unser Wagen war der letzte im Konvoi unserer Großfamilie. Nun lagen sechzehn Kilometer bis zum Bahnhof Nachoi vor uns.

Meine Mutter wurde immer ruhiger. Sie war völlig in sich gekehrt und schaute hin und wieder auf die verlassenen Häuser. Aus unserer Straße, der Krupskaja, waren wahrscheinlich schon alle weg. Jetzt hörten wir nur noch das Rattern der Räder. Dann ging es den langen Berg hinauf. Die Pferde hatten mit der schweren Last ihre Mühe. Als wir auf dem Berg waren, konnte ich meine Schule sehen. Meine Mutter umarmte mich und bettete meinen Kopf in ihren Schoß. Alle vier Schwestern meiner Mutter lebten auf dem Berg, wir sahen sie nicht mehr.

Als wir am Ende des Dorfes waren, stöhnte meine Mama laut auf und rief mit ausgestreckten Armen: »Du lieber Gott! Jesus und Maria. Unser Ma-ri-en-tal! Unser Mariental, unsere Heimat! Daß wir das noch erleben müssen!«

Mein Vater drehte sich um und sagte mit schwacher Stimme: »Bloß nicht heulen.« Von den vorderen Fuhrwerken drang herzerzerißendes Jammern zu uns. Mama und ich konnten unsere Tränen nun auch nicht mehr zurückhalten.

Unser Aufseher brummelte irgend etwas zu meinem Vater. Er muß wohl verstanden haben, was der gesagt hatte. Daraufhin stieg er vom Wagen, um zu den vorderen Fuhrwerken zu gehen. Vater schaffte durch seine ruhige Art, alle wieder etwas zu beruhigen.

Wir verließen unser Mariental für immer.

## Deportation nach Sibirien

Mir ist es bis heute leider nicht gelungen, herauszufinden, an welchem Tag genau im September wir Mariental verlassen mußten. Es gibt nur zwei Dokumente, aus denen ersichtlich ist, daß es Anfang September war.

Eine Kopie davon erhielt ich bei meiner Ausreise 1994. Auf der ersten Seite des Dokumentes waren alle Angaben über meinen Vater, auf der Rückseite von meiner Mutter und mir, mit dem Datum 02.09.1941 und einem Stempel mit Unterschrift versehen. Unter dem Dienstsiegel ist noch die Nr. 885 des Militärzuges vermerkt.

Das zweite Dokument war eine Art Nachweis, welcher über den Wert von Haus und Möbeln Auskunft gab. Am 06.09.1941 waren es 3 540 Rubel.

Trotzdem kann ich das genaue Datum nicht bestimmen. Das Schlimmste war ohnehin, daß wir aus unserer Heimat wegmußten. Nur warum? Nur weil wir Deutsche waren, waren wir die potentiellen Helfer der deutschen Armee und der Faschisten? In unserem Häuschen sollten von nun an die evakuierten Leute aus dem Frontgebiet um Smolensk wohnen.

Angekommen in Nachoi, wurden wir auch schon am selben Tag in die bereitstehenden Waggons verfrachtet. Unsere Familie bestand aus 23 Personen, davon acht Kinder im Alter von zwei bis neun Jahren.

Meine Schwester Maria war mit ihrem vierten Kind im sechsten Monat schwanger. Ich war zu dieser Zeit zwölf Jahre alt. Die Hälfte des Waggons wurde uns zugeteilt. In dem Waggon war ein Zwischendeck eingezogen, auf dem wir dann schliefen. Darunter lag der sogenannte Wohnbereich. Unseren Schlafbereich legten wir mit Strohsäcken, Schlafdecken und Wintersachen aus, darüber wurden Laken gelegt. An den Wänden links und rechts standen Kissen.

Wir Kinder waren davon natürlich begeistert, denn das war die beste Gelegenheit, sich auf den Betten auszutoben. Darunter standen alle Kisten, die so zusammengestellt worden waren, daß wir auch auf diesen schlafen konnten. Nur unsere Großmutter Margareth hatte ein richtiges Bett. In der zweiten Hälfte des Waggons richteten sich die Verwandten meines Schwagers Schneider ein. Ebenso die Familie meiner Freundin Irma Sander und noch einige mehr.

Als Waggonoberhaupt wurde mein Vater bestimmt, denn er war scheinbar der Älteste. Als alles im Zug 885 verstaut war, ging es los. In die Verbannung. Nachts wurden die Türen von außen verschlossen.

Um Licht zu haben, stellten wir Kerzen und Kerosinlampen auf. Im Waggon gab es zwei kleine Fensterchen, die in kühlen Nächten Durchzug erzeugten. Wenn sie geschlossen wurden, war die Luft wieder stickig.

Nach einigen Tagen ging unsere Fahrt schon durch Mittelasien. Hier war es sehr heiß. Die offenen Fenster halfen beim Lüften nicht wirklich. In der unteren Etage stand die Luft geradezu. Die alten Leute und Kinder hatten deshalb große Probleme. Nachts war an Schlaf nicht zu denken.

Deshalb entschlossen sich die Männer, ein Loch in die Holzdecke des Zuges zu bohren. Doch viel nutzte das alles nicht, denn über der Holzdecke war noch eine Decke aus dickem Blech. Die Aufseher hatten Erbarmen mit uns, und wenn der Zug hielt, machten sie die Türen auf, und wir atmeten endlich wieder frische Luft. Tagsüber blieben dann die Türen geöffnet, nur eine dicke Stange war vor der Waggontür.

Niemals wußten wir, wann, wo oder wie lange der Zug hielt. Nur zwei- bis dreimal gab es die Gelegenheit, daß die Männer mit Eimern losziehen konnten und mit einem vollen Eimer dicker, warmer Suppe wiederkamen. Gelegentlich kam es auch vor, daß der Zug für drei bis vier Stunden in der Steppe stehenblieb. Da durften wir Holz sammeln, um auf einer Feuerstelle in Kesseln zu kochen. Diese Gerichte schmeckten am besten. Einmal waren wir gerade beim Kochen, der Duft der Suppe breitete sich schon ein Stück weit über der Steppe aus, als plötzlich die Lokomotive pfiiff. Daraufhin kamen die Aufseher gleich angerannt und schrien: »Einsteigen!« Die Suppe hatten wir umsonst gekocht, denn wir mußten das Feuer damit löschen. Männer und Frauen mit Töpfen in den Händen rannten dem schon fahrenden Zug nach. Sie wurden dann in die Waggons gezogen. Dabei passierte es auch, daß Leute plötzlich in anderen Waggons landeten. Einmal standen wir Tag und Nacht in den Bergen von Mittelasien, nicht weit von Dshambul entfernt. Es war eine malerische, wunderschöne Gegend mit einigen aufregenden Schluchten. Etwas tiefer gelegen, ganz in der Nähe des Zuges, floß ein Gebirgsfluß. Es war ein phantastischer Anblick. Die mit so viel grün bedeckten Berge, der rauschende Fluß und die saubere Luft ließen uns ihre Schönheit nahezu einatmen.

Meine Mutter und andere Frauen kamen mit Seife und Handtücher, um sich und uns Kinder zu waschen. Dann entdeckten sie einen kleinen Markt. Das in einem Taschentuch eingewickelte Geld steckte meine Mutter in den Busen. In ihrer Schürze brachte sie dann Äpfel, Birnen, Pflaumen, Tomaten, Melone und Nüsse mit.

Als sie wieder zurück waren, gab es helle Aufregung, da nun alle zum Markt wollten. Die Aufseher gaben dann auch tatsächlich ihre Einwilligung.

Nun nutzten viele die Gelegenheit. Meine Eltern gingen auch noch mal mit. Die Last, die auf unserer Brust lag, war heute von Scherzen und Lachen überdeckt. Es dauerte jedoch nicht lange, als uns die gute Stimmung wieder genommen wurde.

Einmal hielten wir einen ganzen Tag lang an einer größeren Station. Hier standen Züge, die aus allen Himmelsrichtungen gekommen waren. Darunter einer, dessen Waggontüren von außen verschlossen waren. Meine Mutter, Tante Anna und Eugenia sagten, daß sie durch eine Spalte oder Fenster Menschen mit verbitterten Gesichtern gesehen hätten, die weinten und ihre zitternden Hände bettelnd durch die Ritzen streckten. Es waren deutsch sprechende Polen und Juden. Unsere Mutter wühlte im Nahrungsmittelbeutel. Sie nahm ein Paket mit gesalzenerm

Fleisch heraus und erklärte, daß das Fleisch in der Wärme verderben würde. So gaben sie und andere Frauen den Polen etwas ab. Wir halfen noch mehrere Male. Meine Mutter schenkte einer Polin einen warmen Schal, denn es wurde immer kälter, und sie besaßen keine warme Kleidung. Im Gegensatz zu uns hatten sie nichts mitnehmen können. Später trafen wir nicht mehr auf Polen und Juden. Vielleicht blieben sie ja in Kasachstan. Unseren Zug hat man gleich nach Kasachstan um einige Waggons gekürzt. Als wir in der Nähe von Nowosibirsk waren, schneite es, doch es war noch nicht kalt genug, und der Schnee schmolz wieder.

Aber jetzt wurde die Winterkleidung endgültig ausgepackt, und hier hängte man wieder ein paar Waggons ab. Dann kam unsere Endstation, mitten in der Steppe – die Station Kulunda in der Altai-Region. Am Ende des Dorfes befanden sich mehrere Getreidespeicher. Wir luden unser Hab und Gut auf die für uns bereitgestellten Fuhrwerke. Mein Cousin Alexander Rohr dolmetschte. Er erklärte uns, daß wir in den Kolchos »Swerdlow« gebracht werden. Das dazugehörige Dorf hieß Stepnoi Kutschuk und war von dieser Station 120 km entfernt. Nun fuhren wir in Richtung unserer neuen Heimat. Die Wagenkolonne bestand aus sechs oder sieben Fuhrwerken.

Die Aufsicht über den Transport wurde von jungen Frauen übernommen, denn Männer gab es keine mehr. Eine Nacht von dieser langen Reise ist mir noch im Gedächtnis geblieben. Die Pferde wurden ausgespannt und bekamen zu fressen. Und wir bereiteten unser Nachtlager. Einige schliefen auf dem Wagen und andere darunter. Als einige Tropfen fielen, drängten sich alle unter das Fuhrwerk. Doch der Regen hatte es sich wohl anders überlegt. Kommando zurück. Nun weinten die Kinder abwechselnd. An Schlaf war also nicht zu denken. Früh am Morgen ging es weiter in Richtung Zielort.

## Ankunft in der Fremde

Als wir im Dorf Stepnoi Kutschuk angekommen waren, hatte sich vor dem Gemeinschaftshaus eine Menschenmenge angesammelt. Diese teilte sich nun und ließ einen schmalen Durchgang frei. Mit gesenktem Kopf schlängelte ich mich durch die Menge. Ich beobachtete dabei einige Mädchen in meinem Alter, welche sehr ärmlich gekleidet waren. Sie trugen Röcke aus Sackstoff, kombiniert mit langen Jacken. Diese wiederum wurden mit Stricken zusammengehalten. Sie schauten mich schweigend an, und ich schämte mich, daß ich besser aussah. Ich hätte zu gern gewußt, was sie jetzt dachten, als sie mich in meinem karierten, kaum über die Knie gehenden Kleid und den schönen Schuhen sahen. Über meinem Kleid trug ich eine Jacke, hatte ein bordeauxfarbenes Hütchen auf und Schleifen in den Zöpfen. Ich dachte nur, ob diese Mädchen irgendwann mit mir befreundet sein werden.

Das Gemeindehaus war aus Holz und erst ein Jahr alt. Wir versammelten uns in einem Saal, der mit Holzbänken bestückt war. Auf der rechten Seite war eine Fensterfront, zur Linken gab es vier Türen, hinter denen sich kleinere Räume befanden.

Hier blieben wir drei Tage. Es war Anfang Oktober und kalt. Eine Heizung und Kochmöglichkeiten gab es nicht. Das eiskalte Wasser holten wir aus dem Brunnen. An tägliche Hygiene war nicht zu denken. Für die Kinder hatte das Folgen. Meine Zwillingssnichten wurden krank. Das Dorf machte einen ärmlichen, trostlosen Eindruck. Die kleinen Häuser lagen weit auseinander. Im Dorf ging man bis zur 7. Klasse zur Schule. Das Schuljahr für die 5. bis 7. Klasse hatte noch nicht begonnen, da die Schüler noch im Kolchos arbeiteten. Ich war sehr froh darüber, keine Schule versäumt zu haben.

Nach drei Tagen wurden uns Wohnungen zugeteilt. Die Schneiders, Adolf, Ella, Isa, Tonja und Lisbeth Mutter, zogen jenseits des Flusses Kutschuk, der durch das ganze Dorf floß. Das Häuschen nannten wir Hüttchen. Es hatte zwei kleine Zimmer mit winzigen Fenstern, einen Fußboden aus Lehm, einen großen russischen Ofen und einen Herd.

Das Dach war mit Stroh gedeckt. Direkt an das Haus gebaut war der Stall, durch den man auch in die Wohnung gelangte. Das andere Haus unserer Familie war etwas größer. Hier lebten Großmutter Margareth, ihre Tochter Bertha (meine Tante) mit Ehemann Martin und Tochter Alma (Familie Salzmann) und Anna (meine Tante) mit ihrem Sohn Alexander Rohr. Sie wohnten in der Nähe vom Klub und der Kolchosverwaltung. Mein Onkel, Peter Hermann, seine Frau Eugenia, Sohn Helik und Tochter Holda zogen mit Familie Scheuermann zusammen. Ihr Haus stand in der Nähe des Flusses.

Auch wir bekamen jetzt unser Haus. Mit meinem Vater, meiner Mutter und Familie Zwinger, Schwager Alexander mit meiner Schwester Maria, den Kindern



Maria, Lydia, genannt Lilli, Alexander (Klein Sascha) und Viktor, geboren am 24. Dezember, zogen wir ein. Unser Haus war das schönste von allen. Es war aus Holz und hatte größere Fenster als die anderen Häuser. Das Dach bestand wie bei den anderen aus Stroh. Wir hatten zwei größere Zimmer und einen Flur. Der Fußboden war auch aus Lehm, doch hatte er eine glatte Oberfläche.

Im Hof gab es einen mit Stroh gedeckten und mit einem Bretterfußboden ausgestatteten Stall. Auf der anderen Seite stand noch ein Stall, den wir auch als Vorratsraum nutzten. Unser Haus wurde Bikbulatow genannt. Später erfuhren wir, daß der ehemalige Besitzer ein wohlhabender Tatare gewesen war und seine Frau die Tochter eines orthodoxen Popen. Die Familie war vertrieben worden und ihr Besitz konfisziert. Nach ein paar Jahren kehrten sie zurück, doch ihr Haus bekamen sie nicht wieder. Sie mußten ein anderes im Dorf beziehen.

Unser Haus stand in der Nähe der Gemeindeverwaltung und der Schule. Nun begannen wir, uns einzurichten. Die Männer brachten Bretter, aus denen sie Betten zusammenbauten. Die Strohsäcke wurden gefüllt, Kissen hatten wir ja mitgebracht. Als erster Tisch diente die Singernähmaschine meiner Schwester. Wir stellten sie an das Fenster.

Während die Männer noch am Werkeln waren, stand plötzlich ein Mädchen meines Alters vor der Tür. Ich hatte sie schon bei unserer Ankunft gesehen. Meine Mutter brachte sie herein. Mein Vater kam meiner Mutter zu Hilfe, um die Worte von ihr zu übersetzen. Manja (Maria) Zapko wohnte oben auf dem Hügel, ganz in der Nähe von uns. Sie wollte meinen Namen, mein Alter und die Klasse wissen, in die ich gehe. Sie freute sich ganz offensichtlich, als sie hörte, daß ich in ihre Klasse gehen würde. Ihre lebhaften, dunkelbraunen Augen und ihr Lächeln sagten mir, daß wir gut miteinander auskommen werden. Sie erklärte, daß sie mich am nächsten Morgen zur Arbeit abholt. Dann drückte sie mir die Hand und ging.

Unsere Arbeitsstelle war eine offene Tenne, auf der drei verschiedene Getreidereinigungsmaschinen standen. Zwei Bezeichnungen der Maschinen sind mir noch in Erinnerung. Eine war die Kornschwinde, die andere wurde als Fuchtel bezeichnet. Das Korn lag auf der Tenne. Der größte Teil blieb nach mehrmaligem Umschaukeln zwei Tage liegen. Dann ging es durch die Kornschwinde, in die Siebeinlagen eingebaut waren. Am obersten Ende der Maschine war eine Öffnung, in die man mit einer Schaufel oder einem Eimer das Korn einfüllte. Diese Öffnung bezeichnete man als Bunker. An der Seite befand sich ein Drehgriff, den man nur zu zweit betätigen konnte. Damit versetzte man die Siebe in schnelle Bewegungen.

Das erste gedroschene Korn kam auf das oberste Sieb, das Spreu und Körner trennte. Die Spreu fiel nach hinten runter und mußte zusammengeharkt werden. Danach wurde es auf einen Wagen geladen und zum Viehhof gefahren.

Nun wurde das Korn von dem etwas dichteren Sieb durchsiebt. Die ausgereiften Körner rutschten durch eine Rinne in Eimer oder Schüsseln. Der Weizen wurde auf einen gesonderten Haufen geschüttet. Manchmal ging er noch durch

die Fuchtel, die noch mal sondierte. Der Abfall bestand aus feinkörnigem Korn, kleinen Steinchen, Sand und Unkrautsamen.

1941 bekam dieses Abfallprodukt noch das Vieh. Im nächsten Jahr jedoch war es schon unser Nahrungsmittel. Auf der Tenne arbeiteten nicht nur wir Kinder, sondern auch zwei bis vier Erwachsene. In den ersten Arbeitstagen tat ich alle Arbeiten mit Manja Zapko gemeinsam. Wir drehten gemeinsam die Drehscheibe an einer der Reinigungsmaschinen, schaufelten das Korn zum Trocknen um und harkten die Spreu beiseite oder tauschten die Eimer aus.

Manja sprach mit den Frauen und zeigte dabei auf mich. Dann versuchte sie mir gestikulierend mitzuteilen, was wir jetzt zu tun hatten. Sie ließ mich nicht aus den Augen und mochte auch nicht, daß ich mit anderen Mädchen zusammenarbeitete. Es kam vor, daß sie sich manchmal mit den anderen Mädchen stritt. Ich hatte das Gefühl, daß die sich über mich lustig machten. Manja verteidigte und beschützte mich. Obwohl sie kleiner war als ich, aber eine kräftigere Statur hatte, schien ihre Stimme sehr überzeugend. Sie war lebhaft und ihr Mundwerk sehr geübt.

Eines der Mädchen war hübsch, und auch ihre Kleidung unterschied sich sehr von den anderen. Sie wirkte recht städtisch. Als mich ihre Augen ansahen, wußte ich, daß wir irgendwann befreundet sein werden. Ihr Name war Rosa Schewtschenko. Eines Morgens wartete ich vergebens auf Manja. Ich lief zu ihrem Haus, um zu erfahren, was mit ihr ist. Ihre Mutter kam aus dem Haus und zeigte auf ihren Bauch. Ich schlußfolgerte daraus, daß Manja Bauchweh hat. Nun ging ich allein zur Arbeit. Die anderen fragten, wo sie ist. Daraufhin zeigte ich auf meinen Bauch, worüber sich alle amüsierten. Nun wurden wir zur Arbeit eingeteilt, und plötzlich war ich mit Rosa zusammen. Sie sprach mich an, doch ich verstand ja ihre Sprache nicht, aber irgendwie verstanden wir uns auch so.

Als Manja wiederkam, setzte sie ihren Kopf durch, um nun wieder hauptsächlich mit mir arbeiten zu können. Auf dem Nachhauseweg äußerte sie sich irgendwie negativ über Rosa. Sie bezeichnete sie offenbar als hochmütige, langhalsige Giraffe. So vergingen vielleicht drei Wochen, und der Winter zog ins Land mit heftigem Schnee. Jetzt mußten wir zur Schule.

Als ich nach dem ersten Tag meiner Arbeit nach Hause kam, waren alle Männer bei uns versammelt, um mit meinem Vater zu sprechen. Für die Feldarbeit war er schon zu alt, und so wurde er als Feuerwehrmann angestellt. Dennoch erkundigte er sich bei den jüngeren, was das für ein Boden sei. Daraufhin brachte mein Schwager Alexander Erde in seiner Hosentasche mit nach Hause. Er krepelte seine Tasche auf dem Nähmaschinentisch aus. Alle staunten über die gute Erde. Es war Schwarzerde, vielversprechend für eine gute Ernte.

Doch da wußten wir ja noch nicht, was uns alles erwartet. Mein Cousin Sascha Rohr brachte eine Zeitung aus der Kolchosverwaltung mit, wahrscheinlich die »Prawda« (Wahrheit). Es wurde über die Lage an der Front berichtet. Die Faschisten rückten immer weiter vor, hatten aber durch die Verteidigung der Roten Armee erhebliche Verluste. Ich stellte mir oft die Frage, zu wem wir denn nun gehör-

ten. Doch das Thema war tabu. Ich habe auch nicht mitbekommen, wie und wann in diesen Tagen bekanntgemacht wurde, daß wir Deutsche das Dorf nicht verlassen dürfen. Nicht einmal in ein drei bis vier Kilometer entferntes kleines Dorf durften wir. Zu Anfang jeden Monats kamen Kommandanten aus dem Bezirkszentrum Rodino, und alle erwachsenen Deutschen mußten bei ihnen ihre Anwesenheit bestätigen. Zufällig hatte ich das aus den Gesprächen der Erwachsenen mitbekommen. Ehrlich gesagt, ich nahm es damals nicht tragisch. Aber meine Nächsten taten mir leid, wenn sie so traurig darüber redeten. Ich freute mich, daß ich und Mariechen die Schule besuchen durften. Doch Mariechen hatte große Angst vor der Schule, wo nur russisch gesprochen wurde, so daß ihre Eltern entschieden, sie ein Jahr zu Hause zu lassen.

Die Schule befand sich im Zentrum des Dorfes, in der Nähe der Dorfverwaltung. Die in dem Kolchos »Swerdlow« wohnten, mußten über einen tiefen Graben. Eine Landstraße führte schräg über den Graben zur Dorfverwaltung, vorbei an der Annahmestelle für Milchprodukte, die gleich neben Manjas Zuhause lag. Die Schule war aus Holz. Sie hatte vier Klassenzimmer, ein Lehrer- und ein Direktorenzimmer. Die Schule war nicht fertig gebaut.

Zuerst betrat man einen großen Raum, jedoch ohne Fußboden. Statt dessen waren einige Bretter ausgelegt, um eine Verbindung zu den Klassenzimmern und dem Lehrerzimmer herzustellen. Einige Meter weiter von dieser Schule stand die ehemalige Grundschule.

Ein Teil dieses Hauses bewohnte der Direktor. Der zweite Teil des Gebäudes wurde zusätzlich als Klassenraum von der Klasse 5b genutzt. Ich wurde der Klasse 5b zugeteilt. Die Schüler dieser Klasse kamen hauptsächlich aus den umliegenden Dörfern, denn da gab es nur Vierklassenschulen.

Zu meinem Glück ging Frieda Windholz, die Schwester von Tante Eugenia, auch in meine Klasse. Bis zu diesem Zeitpunkt kannte ich sie nicht, denn sie hatte weder in Mariental gewohnt, noch hatte sie im Kolchos gearbeitet. Jetzt saßen wir jedenfalls zusammen in der ersten Reihe.

Anastasia Iwanowna war unsere Lehrerin für Russisch und Literatur, Tatjana Iwanowna Moskalenko für Geschichte und Botanik, Natalja Iwanowna Ussenko Mathematik, Vera Makarowna für Kunst (Zeichnen und Singen). Militärunterricht und Sport hatten wir ebenfalls, jedoch ist mir der Name des Lehrers entfallen.

Die Lehrbücher, die ich besaß, waren auf deutsch. Russische hatte ich nicht. Als ich die Lehrbücher miteinander verglich, stellte ich fest, daß sie identisch waren. Ich las gern in Geschichtsbüchern. Die russische Sprache war nicht mit meinem Lehrbuch, »Russisch für Deutsche, 5. Klasse«, zu vergleichen.

Das russische Alphabet sowie vereinzelte Wörter kannte ich, doch verstehen und sprechen konnte ich nicht. Nun mußte ich mehr als aufmerksam sein. In meinem ersten Diktat hatte ich dreiundzwanzig Fehler. Dafür hatte ich in Mathematik keine Schwierigkeiten, da es ja dieselben Regeln waren. In der ersten Kontrollarbeit bekam ich eine Fünf. In der Sowjetunion war das eine Eins.

Einer der Schüler hieß Poloussow. Er war um einige Jahre älter und deshalb auch sehr groß. Seine Kleidung war schmutzig und zerschlissen, wie bei einem Bettler oder Landstreicher. Am Unterricht nahm er nur unregelmäßig teil, doch wenn er da war, brachte er die ganze Sitzordnung durcheinander.

An einen Tag erinnere ich mich noch genau, Tatjana Iwanowna oder Vera Makarowna unterrichteten gerade, als Poloussow auf meine Bank zugelaufen kam, Frieda am Arm packte, sie zu seiner Bank zog und sich zu mir setzte. Frieda zitterte, und ich zuckte vor Angst zusammen. Er sagte etwas, aber ich verstand kein Wort und sehnte mich nach dem Klingelzeichen, das mir die Pause ankündigte. Nach drei, vier Wochen zog Frieda mit ihrer Familie fort. Von nun an saß Poloussow ständig neben mir. Im Mathe- und Russischunterricht beantwortete er alle Fragen zur vollsten Zufriedenheit. Im Schriftlichen arbeitete er nicht mit, da er weder Hefte noch Bücher besaß. In den Geschichts- und Botanikstunden redete er die ganze Zeit wie ein Wasserfall in russischer oder ukrainischer Sprache auf mich ein. Die Lehrerin lächelte verständnisvoll. Es schien so, als ob sie sich über mich lustig machten. Zu meiner Verteidigung hätte ich ja etwas auf deutsch erwidern können, doch ich traute mich nicht. Als ich in einer Pause auf den Schulhof wollte, stand plötzlich Poloussow mit ausgebreiteten Armen und Beinen vor mir. Er lächelte und näherte sich mir mit seinem großen Gesicht. »Nimke-e-nja«, sagte er zu mir. Dieses Wort konnte nur etwas mit meiner Nationalität zu tun haben. Ich stieß ihn zur Seite, ging zu meiner Schulbank, nahm meinen Ranzen, den Mantel und rannte heulend nach Hause.

Meiner Mutter antwortete ich auf keine einzige Frage. Meinem Vater mußte ich den Sachverhalt aber erklären, als er von der Arbeit kam. Für ihn war kein triftiger Grund erkennbar, um der Schule fernzubleiben. Er sagte, daß er es verstanden hätte, wenn er mich geprügelt oder beschimpft hätte. Am nächsten Tag ging ich trotzdem nicht zur Schule.

Zufällig kam meine Tante Anna vorbei, sie und meine Mutter gingen in die Schule, um mit dem Schulleiter über mein Problem zu sprechen. Ich konnte mir allerdings nicht vorstellen, wie sie sich sprachlich verständigen wollten. Doch irgendwann später hörte ich, daß meine Tante etwas Russisch verstand. Als sie zurückkamen, machten sie mir klar, daß ich ab morgen in die Klasse 5a gehen werde.

Ich fühlte mich so verletzt, daß ich auch nicht in die 5a gehen wollte. Abends kam Manja zu mir und strahlte über das ganze Gesicht, klatschte in die Hände und klopfte mir vor Freude auf die Schulter. Am nächsten Morgen warteten Manja, Rosa, Vera und Njura auf dem Hügel. Alle freuten sich, daß ich nun in ihrer Klasse war.

Poloussow wurde ausgeschlossen. Ich fühlte mich nicht wohl dabei. Einige Zeit später erklärte mir Manja, daß er sowieso die Schule hätte verlassen müssen, weil er viele Fehlzeiten hatte und oft den Unterricht gestört hatte. Er mußte häufig zu Hause bleiben, wenn seine Mutter zur Arbeit ging.

Nun wußte ich auch, was das Wort Nimkenja bedeutete, es war ukrainisch und hieß Deutsche. Auf russisch Nemka. Später erfuhr ich, daß nicht nur die Einwohner des Dorfes, sondern die Einwohner des ganzen Bezirkes Rodinski und fast die ganze Altai-Region ukrainischer Herkunft waren. Sie bezeichneten sich selbst als Chochly. Ihre Sprache war eine Mischung aus ukrainischer und russischer Sprache. Mein Vater sagte uns, daß hier ukrainisch gesprochen wird, in der Schule jedoch in Russisch unterrichtet wird.

Manja kam oft zu uns nach Hause und plauderte unaufhörlich, wobei meine Mutter große Schwierigkeiten hatte, etwas zu verstehen. Bei mir dauerte es jedoch nicht lange, und ich verstand russisch und ukrainisch. Auf die erste Einladung von Manja wollte mich meine Mutter gar nicht gehen lassen, denn sie befürchtete, daß sie Läuse haben. Am Abend sprach sie noch mit meinem Vater darüber. Er machte ihr klar, daß wir hier nicht zu Besuch sind, sondern mit den Leuten leben müßten. Außerdem wären meine Chancen größer, die Sprache schneller zu erlernen und im Unterricht alles besser zu verstehen. Manja lebte mit ihrer Mutter, Schwester Katja, die drei Jahre älter war, dem schon erwachsenen Bruder Saschka und Bruder Wanja zusammen. Sie hatten zwei Zimmer, lebten aber alle in einem. In dem größeren stand zwischen dem Ofen links und der vorderen Wand eine große Pritsche, bedeckt mit einer grobgewebten Decke, genannt Rjadno, und fünf aufeinanderliegenden Kissen in der Ecke. Daneben standen eine Kiste und eine Bank. An der anderen Wand stand eine lange Bank und hinten an der Tür ein Tisch. Ich vermißte die Gardinen an den Fenstern.

Es war eine ärmliche Einrichtung. Allerdings erblickte ich in der Ecke oben rechts zwei wunderschöne Ikonen. Auf einer war Jesus Christus zu sehen und auf der anderen ein mir Unbekannter.

In meiner Heimat gab es keine Ikonen, da sie ja verboten waren. Daraufhin fragte mich Manjas Mutter, ob wir keine Ikonen und keinen Gott hätten. Sie ging zur Ikone, streichelte und küßte sie. Ihr fiel offensichtlich Stalin ein, sie sagte »pfui«, spuckte, ging zur Tür, hob ihren langen, schwarzen Rock hoch und zeigte ihren nackten Hintern. Ich wunderte mich schon etwas über ihr merkwürdiges Verhalten und erzählte es meiner Mutter. Sie reagierte genauso wie ich und meinte, daß ich darüber Stillschweigen bewahren soll. Die Freundschaft mit Manja festigte sich indessen immer mehr.

So gerne hätte ich mir dasselbe mit Rosa gewünscht, doch Rosa wollte mit Manja nichts zu tun haben. Sie sagte, daß Manja eine Schwätzerin sei und grob wäre. Deren Mutter Olga wäre wie ein drahtloses Radio, eben ein richtiges Klatschmaul. Meine Mutter sah das ebenso.

Im Dorf Stepnoi Kutschuk gab es einen Laden, den meine Mutter mit Tante Anna noch in den ersten Tagen aufsuchte, um Lebensmittel zu kaufen. Leider fanden sie statt Nahrungsmittel nur noch ein paar Stücken Kernseife, Streichhölzer, drei bis vier Gitarren und wunderschöne blaue Hütchen. Als ich am nächsten Tag nach Hause kam, schenkte mir Tante Anna eine Gitarre. Sie erinnerte mich wieder

an Mariental, wo ich meine andere hatte zurücklassen müssen. Außerdem gab es ja nichts weiter zu kaufen und das Geld sollte nicht verfallen. Von meiner Mama bekam ich ein blaues Hütchen, von dem sie am Tag zuvor erzählt hatte.

Manja kam bald darauf zu Besuch, sah den Hut und setzte ihn auf. Sie sah meine Gitarre, nahm sie in die Hand, strich ihr über die Saiten und legte sie wieder hin. Als sie aufstand, setzte sie mir meinen Hut auf, und wir gingen zu ihr nach Hause. Zwischen Manja und ihrer Mutter entstand ein heftiger Streit. Die Mutter zeigte auf ihre Jacke, die mit einem Strick zugebunden war und die viel zu großen, ausgetretenen Stiefel. Manja weinte unaufhörlich. Sie wollte doch auch einen Hut haben. Am nächsten Tag war sie sehr nachdenklich und sprach kaum mit mir. Sie tat mir sehr leid. Das war unser letzter Arbeitstag auf der Tenne. Der erste Schultag begann und meine Freude war riesig, als ich Manja Zapko, Rosa Schewtschenko und Njura Glutschenko mit hellblauen Filzhütchen sah. Ich freute mich, daß nicht ich allein so modisch gekleidet war. Unsere Hüte trugen wir jedoch nur noch kurze Zeit. Es schneite zwar schon, doch der Frost hatte noch nicht eingesetzt.

Die Gitarren waren indessen ausverkauft. Njura und Nina waren die Glücklichen, die auch noch eine abbekommen hatten. Manja nicht. Ich brachte ihr das Spielen auf meiner Gitarre bei. Rosa bekam die Gitarre ihres Bruders.

Unseren beiden jungen Lehrerinnen Vera Makarowna und Valentina Sergejewna Solowjowa kamen aus Leningrad (Petersburg). Sie waren vor dem Krieg und der Blockade geflohen. Valentina S. war eigentlich Radiosprecherin und Vera M. Ballerina an einem Theater in Leningrad. Valentina unterrichtete jetzt russische Sprache und Literatur in den 6. und 7. Klassen und Vera M. Kunst. Sie unterschieden sich von anderen Lehrern durch ihre Intelligenz, Erziehung, hochrussische Sprache und ihre Körperhaltung. Ihre Freizeit verbrachten sie mit uns Schülern, in der sie uns an das Theaterspielen heranführten. Es wurden eine Tanzgruppe und ein Chor gegründet. Und sie lehrten uns den guten Ton. Von nun an gab es monatliche Schulabende, an dem jedesmal ein neues Konzertprogramm mit Spielen und Tänzen vorgeführt wurde. Dazu wurden nicht nur unsere Eltern eingeladen, sondern auch die Dorfbewohner.

Von 1941 bis 1943 konnte man mit Recht von einem kulturellen Aufschwung in unserem Dorf reden. Als ich dann in die 5a kam, waren Manja, Rosa und die anderen schon einbezogen. Manja agierte in der Theatergruppe mit und spielte zum Beispiel einen Gefreiten. Rosa hatte sich dem Tanzen verschrieben, und im Chor waren alle, außer mir.

Mein Russisch reichte dazu leider noch nicht. Manja riet mir, beim Tanzen mitzumachen. Endlich war es so weit, daß ich und Manja zu den Tanzproben gingen. Auf die Bitte von Manja choreographierte Vera M. einen Matrosentanz. Meine Freundin war der Matrose und ich das Matrosenmädchen. Der Schulleiter begleitete uns dazu auf der Harmonika mit dem beliebten Volkslied »Jablotschko«. Später sang ich auch im Chor mit.

Mein größtes Interesse galt jedoch dem Theaterspielen. Die russische Sprache hinderte mich jedoch sehr daran. In den Schulstunden hörte ich aufmerksam zu und freute mich immer, wenn ich etwas verstand. Um die Mathematikhausaufgaben zu machen, nahm ich immer mein Deutschlehrbuch zur Hand.

In meinen deutschen Büchern las ich nun nur noch selten und fügte mich so immer besser in das neue Schulleben ein. In der 5. Klasse gab es damals vier bis fünf Schüler, die auch Deutsche waren, die ich aber nicht kannte. Sie wohnten alle auf dem Gelände des Kolchos »Karl Marx«. Meine Mutter fand heraus, daß sie aus der Familie Kessler, Sterz und noch anderen, aber unbekannteren Familien waren. Sie alle waren älter als ich. Es waren Einzelgänger, und in den Pausen hielten sie großen Abstand zu den anderen. Nach drei, vier Monaten war ich nur noch die einzige Deutsche der 5. bis 7. Klassen.

## Alltag in Stepnoi Kutschuk

Nach der Schule gingen Manja, Rosa, Vera, Njura, Dunja, Nina und ich oft gemeinsam nach Hause. Wir hatten großen Spaß dabei. Mit viel Geschrei liefen wir zum Graben. Von da aus rannten wir zu zweit oder zu dritt den Berg hinab, bis wir den leicht abfallenden Weg erreichten. Hier standen wie im Dreieck angeordnet drei prächtige, große Birken, an denen wir bei schönem Wetter öfter verweilten. Auch der Schnee hielt uns nicht ab, unsere Schultaschen an ihnen abzulegen. Wir waren lustig gestimmt, und so tanzten und sangen wir um die Bäume herum. Dabei hielten wir uns an den Händen und bildeten einen Kreis. Manchmal umarmten wir die Birken auch einzeln oder zu zweit. Dann drehten wir uns um sie, mit den Köpfen nach oben gerichtet und durch die kahlen Kronen in den Himmel blickend. Manchmal legten wir uns in den frisch gefallenen Schnee. Dabei preßten wir die Bücher fest an uns und rollten dann mit Geschrei und Gelächter den Berg hinab bis zum Graben. Dann mußten wir unser Schneemannskostüm wieder abputzen.

Der weitere Nachhauseweg war beschwerlich, denn wir mußten durch Schneewehen stapfen, und es ging bergauf. Manja bog nach der Molokanka nach links ab und ich nach rechts, runter zu unserem Häuschen.

Wir waren gerade wieder einmal auf dem Heimweg in der Nähe des Grabens, als wir plötzlich ein lautes, herzerreißendes Stöhnen vernahmen, das die fröstelnde Stille zerriß. Wir blieben stehen. Es war eine Frau, die wohl gerade eine Todesnachricht erhalten hatte, wie die Mädchen meinten.

Wir waren erschüttert und fragten uns, wer es sein könnte. In jedem Fall war es niemand aus unserem Kolchos. Es stellte sich heraus, daß es jemand aus dem Karl-Marx-Kolchos war. Wir wischten uns die Tränen aus den Augen. Von nun an erreichten uns des öfteren schlechte Nachrichten. Die Familie von Dunja But hatte ihre schreckliche Nachricht schon im vergangenen Sommer erhalten. Und Vera erzählte von einem Brief, der sie von der Front erreicht hatte. Meine Freundin Manja sagte, daß sie bisher nur einen einzigen Brief von ihrem Vater bekommen hatten, den er auf dem Weg an die Front schrieb. Das war vor einem halben Jahr. Nun rannte Manja nach Hause, da sie glaubte, vielleicht auch Post zu haben. Schweigend begaben wir uns auf unseren Heimweg.

Nach dem Mittagessen ging ich mit meinen Heften zu Manja, in der Hoffnung, daß auch für sie Post von ihrem Vater angekommen war. Aber es war nichts angekommen. Ihre Mutter saß am Fenster und versuchte mit ihrem warmen Atem, die vereisten Fensterscheiben frei zu bekommen. Schließlich gelang es ihr, einen kleinen Sichtfleck in die Eisblumen zu pusten. Sehnsüchtig schaute sie auf die Straße, wartend auf die Briefträgerin, die nach ihrer Arbeit wieder hier vorbei mußte. Olga paßte sie auf ihrem Heimweg ab. Die Briefträgerin sprach von zwei Todesnachrichten und mehreren Briefen.



Eine Weile saß sie nachdenklich da, dann stand sie auf, ging zur Ikone und bekreuzigte sich vor ihr. Nach einem kurzen Gebet warf sie sich auf die Knie, bekreuzigte sich mehrmals und verbeugte sich tief bis zur Erde. Sie betete zu Gott und flehte ihn an, ihren Mann zu beschützen, wenn er noch lebte. Sie sprach von den vier Kindern, die ihren Vater doch so sehr brauchten. Sie dachte dabei auch an die Möglichkeit einer Gefangenschaft und flehte Gott nochmals an, ihn überleben zu lassen, um bald heimzukehren. Der Krieg soll bald zu Ende sein, hörte man sie schluchzend bitten. Die Tränen flossen über ihre hageren Wangen und fielen auf dem mit Stroh bedeckten Boden.

Manja und ich schwiegen, und auch der kleine Wanja hörte geduldig auf seiner Pritsche zu. Olga stand auf, nahm einen schmutzigen Lappen und wischte sich damit das Gesicht ab. Wieder ganz beruhigt, nahm sie Wanja auf den Schoß. Böse sagte sie, mein Vater und die anderen deutschen Männer, die seien zu Hause. Manja versuchte zu schlichten und wies ihre Mutter darauf hin, daß ich doch nichts dafür kann. Nach einem kurzen Schweigen sagte Olga zu mir, daß wir Glück gehabt hätten, nach Sibirien gekommen zu sein. Sofort stiegen wieder Erinnerungen an Mariental in mir hoch. Mir gingen die Bilder von Haus, Hof und dem Vieh erneut durch den Kopf. Für das in unserer Heimat zurückgelassene Vieh bekamen wir hier Kühe. Familien, die eine Kuh oder vier Ziegen abliefern hatten, erhielten dafür als Ersatz eine Kuh. Meine Schwester Ella mit ihrem Mann Adolf und den Zwillingen besaßen damals kein Vieh, hatten demzufolge keinen Ablieferungsschein und bekamen nun auch keinen Ausgleich, das heißt keine Kuh, zudem wohnten sie in dem Hüttchen. Endlich kalbte eine unserer Kühe, und so gab unsere Mutter jeden Tag etwas Milch für die Zwillinge ab.

Es kursierte das Gerücht, daß auch die deutschen Männer einberufen werden sollten. Unter Tränen und Jammern wurden Mitte Januar 1942 unsere Männer in die Trud-Armee (Arbeitsarmee) einberufen. Mein Vater war jetzt 56 und Gott sei Dank schon zu alt für die Armee. Bei uns tagte nun der Familienrat, und man beschloß, für Schwester Maria und den vier Kindern einen abgetrennten Wohnraum zu schaffen.

Im Kolchos zu arbeiten, dazu konnte man sie mit den Kindern nicht zwingen. Die Milch durfte sie behalten, denn die brauchte sie ja für ihre Kinder. Nun zog Ella zu uns, und das Milchproblem war gelöst. Die Männer von Ella und Maria mußten an die Arbeitsfront sowie auch Onkel Peter, Martin (Berthas Ehemann), Sascha und alle anderen deutschen Männer.

Mein Vater arbeitete als Feuerwehrmann mit drei, vier russischen Frauen zusammen. Dazu gehörten sechs Pferde und einige Löschwagen, die in der Scheune untergebracht waren. In dem primitiven Wachturm wurde schichtweise gearbeitet. Manchmal brachte Vater in der Nachtwache ein Bündel Stroh nach Hause. Ich sah jetzt meinen Vater zum ersten Mal auf einem Pferd und war erstaunt. Er war ein guter Reiter, und er erzählte mir dann, daß sein Vater eigene Pferde und eine Landwirtschaft gehabt hatte. Meine Mutter bestätigte das und fügte noch hinzu,

daß die jungen Weiber hinter ihm hergewesen seien. Ich hätte so gern reiten gelernt, doch im Moment war das nicht möglich, da mein Vater und Ella jeden Tag arbeiten mußten und ich zur Schule ging.

Mama und Lisbeth Mutter führten den Haushalt. Lisbeth betreute hauptsächlich die beiden Kinder Isa und Tonja. Meine Mutter hatte Kuh und Kalb zu versorgen. Im Herbst mußte das Kalb allerdings an den Staat abgeführt werden. Außerdem gab es da auch noch die Kinder meiner Schwester Maria, die zu betreuen waren, außerdem half sie dort noch im Haushalt mit, denn mit Marias Gesundheit stand es nicht zum besten. Sie konnte nur sehr schlecht sehen und laufen. Meine Mutter erklärte das mit ihrer Drillingsgeburt, bei der leider kein Arzt zugegen gewesen war. Maria war damals zwanzig und hatte das nicht ohne Folgen überstanden. Nach zwei, drei Wochen starben alle drei Kinder. Außerdem mußte sie schon in der Revolutionszeit als ganz junges Mädchen schwer arbeiten. Maria wollte keinen Beruf erlernen und hatte mit 19 Jahren geheiratet und bekam dann noch vier gesunde Kinder. Ella hingegen war Schneiderin geworden.

Das war auch der Grund dafür, daß kurz nach unserer Ankunft im Kolchos »Swerdlow« eine Nähstube entstand, wo Ella als Leiterin eingesetzt wurde. Die Schneiderstube war in einem kleinen Häuschen auf dem Kolchoshof untergebracht. Ella sollte selbst bestimmen, wen sie als Gehilfen wollte. Dazu kamen zwei russische Frauen, denen Ella das Nähen beibrachte, und selbstverständlich unsere Schwester Maria. Obwohl sie so schlechte Augen hatte und eigentlich gar nicht nähen konnte, dafür brachte sie aber ihre Nähmaschine mit. Sie wurde mit Hilfsarbeiten, wie bügeln, trennen sowie putzen der Nähte von alten schmutzigen Sachen, beschäftigt.

Die zweite Maschine für die Nähstube brachte der Kolchosvorsitzende, Genosse Kondryk, aus Rodino. Manche Einwohner aus Kutschuk hatten noch Stoffreste, und daraus machte man neue Kleidung. Mehrere Aufträge bekam Ella auch aus Rodino (jedoch nur über den Genossen Kondryk). Am meisten aber war die Nähstube mit Umänderungen von alten abgetragenen, schmutzigen Sachen beschäftigt.

Ellas Nähmaschine blieb zu Hause, weil ja nach der Arbeit auch für uns etwas genäht werden mußte. Auch mir brachte Ella das Nähen bei. Mit dreizehn Jahren nähte ich die von Ella zugeschnittenen Kleidchen für Mariechen und Lilli. Dann schaffte ich es schon selbst, meine und die Kleidung meiner Mutter umzuändern.

Den ersten Winter hatten wir relativ gut überstanden. Vom Kolchos wurden wir großzügig mit Stroh und Mistbriketts unterstützt und waren auch sehr dankbar dafür. Bei großer Kälte kam es schon vor, daß das Brennmaterial knapp wurde und das Stroh vom Boden und aus den Strohsäcken genommen werden mußte. In der Schule heizte man hauptsächlich mit Mistbriketts und Holz.

Ab Januar 1942 wurden die Schüler der 6. und 7. Klassen verpflichtet, selbst zu heizen. Nun wurde auch noch ein Militärlehrzimmer eingerichtet, das Tag und Nacht bewacht werden mußte. Im Nachtdienst heizten die Rekruten. Wenn das Thermometer unter minus 35 Grad sank, gab es schulfrei.

Den eisigen Temperaturen trotzte ich mit dicken Filzstiefeln, warmen Handschuhen, einer dicken Pelzmütze und Mamas selbstgestrickten Wollstrümpfen, die ich bis über meine Knie ziehen konnte. Ein dickes, warmes Kopftuch wurde noch um die Mütze gebunden, so daß nur noch die Augen frei blieben. Ich lief gern so eingepackt durch den knirschenden Schnee. Es war derart kalt, daß sogar die Wimpern und Augenbrauen vereisten. Einmal empfing mich nur die Putzfrau in der Schule, die mich gleich wieder nach Hause schickte, es waren 40 Grad minus. Ich wunderte mich nur, woher sie das wußte. Schließlich klärte man mich auf. In Dorfsowjet gab es ein Telefon, ein Radio und ein Thermometer, das allerdings innen am Fenster hing. Die alteingesessenen Dorfbewohner wußten auch ohne Gradanzeige, wie kalt oder wie warm es war.

Ab März schien die Sonne schon etwas stärker, und die Schneewehen, die oft höher als die kleinen Häuser waren, verschwanden allmählich. Die Hügel präsentierten sich nun wieder mit schwarzen Flecken. In der Schlucht konnte man nun allerdings durch den Schnee in eine Pfütze einbrechen. Eine primitiv gebaute Brücke aus Ästen und kleinen Bretter verhinderte, daß unsere Filzstiefel naß wurden.

Am 25. März begannen jedes Jahr die Frühlingsfeiern und dauerten acht bis neun Tage. Während dieser Tage schmolz viel Schnee, und es war warm und fast trocken. Nun brauchten wir keine dicken Filzstiefel und auch keine dicke Kleidung mehr. Aber es gab ein neues Problem: Ich war gewachsen. Meine Mutter ließ aus all meinen Kleidern den Saum aus und verlängerte aus den abgeschnittenen Ärmeln eines Kleides meine anderen Kleider damit. Teilweise konnte ich das auch schon selbst. Von meinen vier Paar Schuhen paßten nur noch zwei Paar.

Meine Freundin Manja tat mir leid, denn sie hatte kein einziges Kleid. Sie besaß nur lange Röcke aus grobem, grauem, selbstgewebtem Material. Im Winter trug sie einen Sipun, eine Art weiter Mantel, der zusammengebunden wurde und ihr viel zu groß war, und im Frühling eine Wattejacke von ihrer Mutter. Noch bevor die Schule begann, konnte ich meine Mutter davon überzeugen, Manja eines meiner karierten Kleider zu schenken. Aber dazu brauchte es nicht viel Überzeugungskraft.

Ich holte nun schnell Manja. Eines der vier Schottenkleider bekam sie. Bei der Anprobe stellten wir fest, daß sie keine Unterwäsche trug. Meine Mutter war entsetzt und griff, ohne zu zögern, in die Kiste. Sie nahm ein Höschen mit Gummibändern heraus, das ihr bis zu den Knien ging. Das Kleid aber saß wie angegossen, und sie drehte sich freudestrahlend im Kreis, daß die Falten sich wie ein Schirm öffneten. Sie war glücklich und erzählte, wovon sie schon immer geträumt hatte. Nun bekam sie noch feingestopfte Strümpfe. Schuhe, die wir hatten, waren ihr leider zu klein. Meine Nichte Mariechen, die jetzt Marussja genannt wurde, übernahm meine zu klein gewordenen Schuhe.

Mit der Zeit sprach ich einen immer besseren ukrainischen Dialekt. Manjas Mutter bezeichnete mich als eine Chochluschka und fügte hinzu, daß man mich ja

kaum noch von den Einheimischen unterscheiden könne. Ich jedenfalls hatte auch den Eindruck, die Sprache zu beherrschen, und ich genierte mich überhaupt nicht, wenn ich mal irgend etwas nicht richtig sagte. Manjas Geschwister reagierten mitunter aber etwas spöttisch.

Dagegen hatte ich in der Schule mit Russisch so meine Schwierigkeiten. Ich machte nur einen einzigen Versuch, ein Gedicht aufzusagen. Schon nach der ersten Strophe ertönte Gelächter. Ich verstummte vor Scham. Im nachhinein ärgerte ich mich darüber, daß ich mich gemeldet hatte. Die Lehrerin schickte mich zurück auf meinen Platz und nahm den nächsten dran. Doch die anderen konnten das Gedicht auch nicht. Keiner hatte es bis zum Ende gelernt. Ich meldete mich seitdem nie wieder und wurde auch in der 6. und 7. Klasse nie mehr mündlich drangenommen. Ich war eher der Theoretiker. Die Prüfungen bestand ich trotzdem irgendwie und wurde in die 6. Klasse versetzt.

Anfang April, als die Felder vom Schnee frei waren, gingen die Schüler der 5. bis 7. Klasse aufs Feld, die Ähren vom vergangenen Jahr zu sammeln. Manchmal mußten wir auch zu entfernteren Feldern. Dazu bekamen wir dann zwei Tage schulfrei.

Dann wurde es Zeit, Unkraut zu jäten, denn die Wintersaat war mit Riedgras, Wolfsmilch, Kornblumen, Melde und Löwenzahn zugewachsen. Besondere Mühe machte das Rausreißen von Ossot, einer distelartigen Pflanze mit einem starken, langen Wurzelwerk. Meistens zerkratzte man sich dabei die Hände. Wolfsmilch hingegen ließ sich leicht entfernen, doch danach waren die Hände klebrig. Rosa und Vera kannten sich damit wahrscheinlich aus, denn sie hatten Handschuhe mit. Nach zwei Tagen kam der Feldbaubrigadier, ein Kriegsversehrter, der sich ein paar kräftigere Kinder zum Heuhocken suchte. Dafür wurden Rosa, Njura und Nina ausgewählt. Ich wäre auch gern mitgegangen, aber ich bekam sehr bestimmt gesagt, daß ich ab jetzt Gruppenleiterin bin. Forsch sagte er mir, daß ich das schon schaffe, und die anderen mahnte er zu Gehorsam. Dann erklärte er mir, auf welches Feld wir als nächstes müssen.

Nun stiegen er und die Mädchen auf seinen Wagen, er knallte mit der Peitsche, schnalzte und das Pferd trabte los. Ich schaute schon etwas neidisch hinterher. Aus meiner Klasse blieb nur noch Dunja But. Vera sah ich diesen Sommer nur selten bei der Arbeit. Da ihre Mutter Lehrerin war, genoß sie Sonderprivilegien. Manja sah ich auch nicht, da sie ihrer Mutter beim Backen helfen mußte – die war Bäckerin. Der Acker erstreckte sich über etwa drei Kilometer, auf dem ich mit den 4. und 5. Klassen Unkraut jätete.

Am Ende des Ackers machten wir Pause. Bei großer Hitze schafften wir nicht so viel. Wir kehrten schon auf halber Strecke um oder gingen zum Mittagessen und kehrten dann nach der Mittagshitze wieder zurück. Wenn die Hitze unerträglich war, kam der Brigadier mit einem Fäßchen kaltem Wasser vorbei, und wir gingen schon zur Mittagszeit nach Hause.

Wir fingen meistens frühmorgens, mit den ersten Sonnenstrahlen, an zu arbeiten. Eines Tages, als wir die erste Runde hinter uns hatten, sahen wir den Bri-

gadier mit einer uns unbekanntem jungen Frau. Sie grüßte freundlich und stellte sich als Reporterin vor. Der Brigadier lobte uns stotternd und unsere Arbeit. Die Frau nickte ihm zu und brachte ihre Bewunderung zum Ausdruck.

Ella kam am nächsten Abend zu uns und erzählte ganz aufgeregt, als sie aus der Näherei kam: »Die Buchhalterin hat uns die Bezirkszeitung gebracht, in der ein Artikel über unsere Kinderbrigade und natürlich auch über dich, die Leiterin Lida German, stand.« Meine Mutter berichtete alles meinem Vater, als er von Arbeit kam. Er sagte, daß er keine Zeit gehabt hatte, die Zeitung zu lesen, und die Sekretärin sie ihm nach ein paar Stunden wieder wegnahm, noch bevor er einen Blick in sie werfen konnte. Später stellte sich heraus, daß durch die Nennung meines Namens in der Zeitung konterrevolutionäre Absichten unterstellt wurden. Damals begriff ich die Zusammenhänge noch nicht.

Nun blieben uns noch zwei Tage Feldarbeit in der Glut der Sonne. Wir gingen unsere Arbeit mit mehreren Pausen gemächlich an und ließen uns auf der Wiese gegenüber nieder. Nach einer längeren Ruhepause stand ich auf und sagte, daß wir doch noch eine Runde arbeiten sollten, da es später zu heiß wird. Die Mädchen wollten sich gerade erheben, doch plötzlich erklärte ein Junge in einem Kommandoton, wir sollten gefälligst sitzen bleiben, wir hätten uns noch nicht genügend ausgeruht und sowieso würden wir wie Sklaven arbeiten, wir müßten uns nicht für die faschistischen, imperialistischen Herrschaften totarbeiten. Er wiederholte das noch einige Male und geriet immer mehr in Rage.

Alles was der Junge sagte, ging gegen mich. Ich fühlte mich angegriffen und überlegte nur, was ich falsch gemacht haben könnte, denn ich arbeitete genauso wie alle und manchmal noch mehr.

Ich konnte keine Schuld empfinden für all das, was er sagte. Jetzt ärgerte ich mich darüber, daß der Brigadier mich zur Leiterin bestimmt hatte. Der Junge hieß Nowokreschtschnoi, war größer als die anderen seiner Klasse und war mir nicht nur als Anführer aus seiner Klasse bekannt. Jetzt bedauerte ich es wieder, nicht so gut russisch zu sprechen, denn gern hätte ich mich verteidigt. Schweigend traten wir den Heimweg an. Unterwegs faßte die sonst so schüchterne Dunja meine Hand. Sie hatte das Gesicht einer Madonna.

Meine Mutter ahnte gleich, daß etwas nicht in Ordnung war und stellte mir natürlich auch dementsprechende Fragen. Am nächsten Tag ging ich nicht mehr zum Jäten. Ich arbeitete jetzt im Heu.

## Schule. Erste Freundschaften und Arbeit im Kolchos

Die Mähmaschinen hatten das Gras schon gemäht und mit großen mechanischen Einspannrechen in Schwaden gelegt. Zwei junge Frauen hatten die Aufgabe, mit Heugabeln alles in Haufen zusammenzurechen. Den Rest harkten wir ihnen hinterher. Die anfänglichen Schwierigkeiten, den Mädels hinterherzukommen, hatte ich schnell überwunden.

Rosa war auch da, doch ihr Interesse galt jetzt Njura. Sie war ein Jahr älter und viel reifer als die meisten von uns. Deren Mutter, Maria Timofejewna, war Mitglied der Kolchosverwaltung und als Lagerleiterin beschäftigt. In ihrer Obhut waren die Schlüssel vom Getreidespeicher und sonstigen Lagerräumen. Ihre berufliche Stellung glich der einer stellvertretenden Vorsitzenden, und keiner legte sich mit ihr an. Ihre Tochter Njura benahm sich jedoch unauffällig, obwohl sie die Haltung einer Zarin hatte. Sie war zugleich gescheit, fleißig und auf dem Feld sehr geschickt. Allerdings interessierte sie sich auffallend für das andere Geschlecht.

In den nächsten zwei Jahren verrichteten Rosa, Njura und ich öfters die Arbeiten gemeinsam, wobei mir bewußt war, daß mein mangelhaftes Russisch die Hauptursache für mein ungutes Gefühl war, daß Rosa und Njura mir irgend etwas verheimlichten oder daß ich für sie nur ein Störfaktor wäre.

Es war Ende August, als unser Kolchos verpflichtet wurde, Ziegelsteine mit sechs Ochsenfuhrwerken aus der Ziegelei von Pokrowka nach Rodino zu bringen. Jetzt wurden Freiwillige gesucht, doch niemand meldete sich. Nun fragte die Kontrolleurin und Buchhalterin jeden persönlich. Njura und Rosa lehnten ab, nur Nina Lebonda sagte ja. Ich hingegen wurde gar nicht erst gefragt und mußte mit.

Meine Mutter machte sich Gedanken, wie ich wohl mit dem Ochsenkarren zurechtkam. Manja beklagte sich darüber, daß ihre Mutter sie nicht mit ließ. Am nächsten Morgen trafen wir uns auf dem Kolchoshof. Unser Gruppenleiter war ein Kriegsinvalide mit Namen Djadka Serjoga oder Djadka Mesin. Er war klein, da er verkrüppelte Beine hatte.

Es waren nun einige Mädchen zusammengekommen. Unter ihnen waren Dascha (Daria) Zapko (18 Jahre), die eine Cousine von Manja war und Galja Gorowaja, auch zwischen 17 und 18 Jahren. Als Dritte im Bunde kam noch eine Frau hinzu. Meine Fuhre stand zwischen Dascha und Galja. Sie sollten mir beim Ein- und Ausspannen behilflich sein. Etwas Angst hatte ich anfangs, die Peitsche zu gebrauchen.

Nun hatten wir einen Weg nach Pokrowa von 25 km vor uns. Soweit ich mich erinnern kann, gab es nichts Besonderes unterwegs. Außer, daß die Ochsen stinkfaule Tiere waren und ich sie andauernd mit der Peitsche antreiben mußte. Dabei rief ich wie alle »Tzob-Tzob«. Vielmehr ging mir laufend durch den Kopf, wie ich sie ein- und wieder ausspannen könnte. Kurzum, es war eine langweilige Fahrt. Endlich waren wir da. Vor der Ziegelei war ein großer Platz mit Untersetzern, auf

denen sich dampfende Backsteine befanden, die gerade aus dem Brennofen gekommen waren. An der Seite lagerten die schon abgekühlten Steine ohne Unter-setzer.

Djadka fühlte sich als Chef angesprochen und teilte uns in Paare ein, die zu-sammen die Fuhr beladen sollten. Ich hatte damals den Eindruck, daß niemand mit mir arbeiten wollte, was ich meiner Statur und meinem etwas zu kurz gera-tenen Kleid anlastete. Doch plötzlich berührte mich Dascha an der Schulter und fragte mich. Ich war froh. Wir beluden die Fuhren von drei Seiten des großen Stapels gleichmäßig. Dascha stieg auf den Wagen, ich reichte ihr die Ziegel, und sie legte sie aus. Nach den ersten vier, fünf Reihen sprang sie vom Wagen. Da sie sehr groß war, fiel es ihr nicht schwer, die Ziegel von außen draufzu-legen.

Sie drosselte des öfteren mein Tempo und befahl mir, nicht mehr als zwei, drei Steine zu nehmen. Ich wollte jedoch nicht als Trödelhändler bezeichnet werden, ganz im Gegenteil. Dann brachten wir den schwerbeladenen Ochsenkarren in Be-wegung und stellten ihn zu den anderen, der nah gelegenen Steppe zu.

Dascha zeigte mir jetzt, wie man die Ochsen ausspannt. Es ging einfacher, als ich gedacht hatte. Wir legten den Ochsen die Fesseln an und entließen sie ins Freie. Beim Beladen des zweiten Wagens beherzte ich Daschas gutgemeinte Worte und wurde etwas langsamer. Allmählich dämmerte es, und das Vieh und wir kamen zur Ruhe.

Zur Übernachtung hatten wir einen Raum, wo die Frauen auch Kartoffeln und Tee kochen konnten. Das Essen schmeckte, aber noch besser war der wohlver-diente Schlaf. Wir mußten schon früh am Morgen aufstehen, um rechtzeitig nach Rodino zu kommen, denn die Backsteine sollten noch am gleichen Tage ausgeladen werden. Wir näherten uns unserem Dorf und machten eine Pause, um nach Hause zu laufen und Sachen zu wechseln. Unser Brigadier bewachte die Fuhr-werke indessen.

Als ich zu Hause war, umringten mich gleich meine fünfjährigen Nichten Isa und Tonja. Ich sollte ihnen alles erzählen, was ich erlebt hatte. Am liebsten wären sie gleich mit mir gefahren. Meine Mutter gab mir noch ein Zehrpaket auf den Weg, und ich zog mir die warmen Wollstrümpfe an. Fast zeitgleich trafen wir uns wieder an den Fuhren. Djadka hatte es tatsächlich geschafft, die Ochsen zu trän-ken und zu füttern.

Nach Rodino waren es nur noch 16 km. Jetzt fingen wir mit Nina an zu schwatzen, die vor uns fuhr. Wir stiegen aus dem Wagen und peitschten ab und zu die Ochsen. So verging die Zeit schneller.

Als wir am Zielort, dem Rodinoer See, ankamen, ging es nicht so schnell voran, wie wir gedacht hatten. Da wir jeden Wagen einzeln entladen mußten, waren wir gezwungen, hier zu übernachten. Am nächsten Tag kehrten wir wieder in unseren Kolchos zurück. Die Ochsen übergaben wir den Viehpflegern bis zum nächsten Morgen, denn dann machten wir noch einmal eine Fahrt.

Am Abend kam Manja vorbei und sagte, daß sie anstelle von Nina mitkommt. Wir freuten uns sehr darauf, zusammen zu fahren. Gegen Vormittag kamen wir in der Ziegelei an. Leider war die Ladefläche schon von anderen besetzt, und wir mußten nun warten. Da es keine aufgestapelten Backsteine gab, waren wir gezwungen, die noch heißen Ziegel von den Untersetzern zu nehmen.

Das Wetter spielte auch nicht mit, und der kalte Wind, der von der Steppe kam, blies uns Staub und Steinchen ins Gesicht. Kalt war uns jedoch nicht, denn durch die schwere Arbeit wurde uns ganz schnell warm. Die Sonne ging unter, als wir mit unserer Arbeit fertig waren, also mußten wir wieder hier übernachten. Nach dem Abendbrot sang Manja ein paar Volkslieder. Dann führten wir sogar noch den Matrosentanz auf und tanzten unter kollektivem Gesang.

In aller Frühe wurde ich von Halsschmerzen geweckt. In meiner Flasche war aber nur noch etwas kalte Milch und Wasser in der anderen Flasche. Ich hatte nicht viel Zeit, darüber nachzudenken, denn wir machten uns in aller Eile auf den Weg.

Dieses Mal hielten wir nicht in Kutschuk, sondern fuhren über die schöne Holzbrücke unseres Flusses Kutschuk durch das Dorf wieder in die Steppe. Meine Halsschmerzen wurden immer stärker, und die letzten Stückchen Brot bekam ich nur mit Mühe hinunter. Die antreibenden Worte an die Ochsen kamen nur noch kläglich aus meinem Mund.

Manja wollte, daß ich vom Wagen steige, um mit ihr zu laufen. Doch ich schüttelte nur den Kopf, denn sie sollte ja nichts merken. Bei der Entladung gab es diesmal keine Probleme. Durch die Arbeit erwärmte ich mich etwas, und ich hatte das Gefühl, daß es mir wieder besser ging. Jetzt mußten wir schnell nach Hause, denn die Tiere waren ohne Futter, und außerdem wurde es schon dunkel.

Zwischen Rodino und Kutschuk, nach vielleicht sechs Kilometern, wollten die Ochsen einfach nicht mehr weiter. Also bogen wir nach links in die Steppe ein, wo etwa hundert Meter vom Weg entfernt ein aufgeschütteter Hügel zu sehen war. Dieser Hügel befand sich genau zwischen Rodino und Kutschuk und sollte eine strategische Bedeutung haben, wie ich einige Jahre später erfuhr. In seiner Nähe stand ein ausgemusterter Feldwaggon, in dem wir unser Nachtlager aufschlugen. Als ich in den Waggon klettern wollte, hörte ich meinen Namen rufen. Ich hatte vergessen, meine Ochsen auszuspannen.

Im tiefsten Dunkel, im böig eisigen Wind konnte ich kaum noch meine Ochsen erkennen. Alle warteten schon auf mich. Nun mühte ich mich ab, die dreistufige Eisenleiter zum Waggon hochzusteigen. Da sich die erste Stufe in ziemlicher Höhe von der Erde befand, stürzte ich ab. Manja knurrte. Dascha hingegen sprang vom Waggon und half mir wieder auf.

Sie bemerkte, daß ich Fieber hatte. Sie und Galja halfen mir in den Waggon. Auf einem kleinen Tisch stand eine Petroleumfunzel. Die beiden Frauen machten für mich ein Lager aus Stroh. Sie deckten mich mit einer Jacke zu, nur warm wurde mir davon nicht. Ich bekam Schüttelfrost und zitterte am ganzen Körper.



Die Frauen zündeten draußen ein Feuer an, um für mich heißen Tee zu kochen. Nur unter großen Schmerzen konnte ich etwas hinunterschlucken. Die Tür des Waggons schloß nicht richtig, und so schützte sie uns nicht wirklich vor dem stürmischen, kalten Wind. Ein loser Eisenfensterrahmen wurde durch den Wind hin und her geschleudert. Als ich erwachte, schien schon der Mond. Da ich zur Toilette mußte, kletterte ich aus dem Waggon, während die anderen noch schliefen. Der Wind tobte immer noch, und das lose Fenster knallte unaufhörlich gegen die Waggonwand. Etwas weiter weg sah ich unsere Ochsen. Die Tiere hatten Mühe, in dieser Einöde etwas zum Fressen zu finden.

Um mich drehte sich alles, meine Gedanken fuhren jetzt Karussell. Ich sah mich in Mariental mit meinen Eltern. Dann sah ich mich wieder auf der Tenne. Später dann wieder in der Schule tanzend mit Rosa. Plötzlich wurde ich geweckt, es war schon hell. Dascha und Manja halfen mir aus dem Waggon. Die Ochsen waren eingespannt, und mein Wagen war mit Stroh ausgelegt, worauf ich liegen mußte. Manja blieb bei mir, um die Ochsen anzutreiben. Um ihre Fuhre kümmerten sich Galja und Dascha. Unterwegs erzählte mir Manja, daß ich in der Nacht vor dem Waggon herumgelaufen war und gar nicht mehr einsteigen wollte, daß ich deutsch gesprochen und dabei meine Mama und meinen Papa erwähnt hatte. Als wir in der Nähe von unserem Bikbulatowhaus waren, wurde haltgemacht. Dascha und Galja brachten mich nach Hause. Nach vierzehn Tagen war ich wieder gesund.

Danach arbeitete ich wieder auf der Tenne, und um den 18. Oktober begann die Schule. Am ersten Tag unterrichtete man uns über die Lage an der Front und die Heldentaten unserer sowjetischen Kämpfer. Unsere Aufgabe bestand nun darin, im Fach Militär gut aufzupassen.

Jetzt feierten wir den 25. Jahrestag der Großen Sozialistischen Oktoberrevolution. Um diesen Feiertag wirkungsvoll in Szene zu setzen, wurden Tänze, ein Theaterstück, Chorgesänge und eine literarische Reportage aufgeführt. Ich wurde zum Tanzen und Singen ausgewählt. Wir waren sechzehn Mädchen, die einen russischen Volkstanz zeigten. Nach einigen Proben wurde bestimmt, daß Rosa und ich noch einen ungarischen Tanz vorführen sollten. Wir freuten uns beide, gemeinsam aufzutreten. Wir nannten den Tanz Ballett.

In diesen Tagen, es war Ende Oktober, erreichte uns eine erschütternde Nachricht: Alle deutschen Frauen von 16 bis 45 Jahren müssen zur Trudarmee (Arbeitsarmee). Ella regte sich sehr darüber auf und wollte natürlich nicht.

»Wie können die so was tun? Wie können die mich von meinen zwei fünfjährigen Kindern zur Trudarmee zwingen?« empörte sie sich. »Ich gehe nicht. Ich gehe nicht!« wiederholte sie entschlossen.

»Aber du mußt gehen, Ella. Du mußt.« Vater gab sich Mühe, ruhig zu bleiben. »Du darfst dich nicht widersetzen. Das bringt nichts. Du weißt doch. Pack ruhig deine Sachen. Und mach dir keine Sorgen. Ich bin ja da. Lisbeth und deine Mutter betreuen die Kinder. Paß nur gut auf dich auf. Wir müssen eben alles tun, was uns vorgeschrieben wird.«

Ella saß auf dem Hocker, ihre Arme umschlossen ihre Zwillinge, die sich an sie schmiegt. Ella weinte nicht. Trostlos starrte sie vor sich hin und blinzelte nur mit ihren großen braunen Augen. Mutter und Lisbeth standen sprachlos, sie konnten es einfach nicht begreifen. Hilflosigkeit, Schutzlosigkeit, Rechtlosigkeit.

Plötzlich fuhr die Mutter hoch: »Und die Maria? Vielleicht nehmen sie auch Maria mit?« – »Maria auch«, preßte Ella hervor. »Ich muß hin.«

Wir gingen alle drei: Mutter, Vater und ich. Maria stillte gerade den kleinen, zehn Monate alten Viktor. Er ließ sich gleich ablenken und lächelte. Ich hätte ihn gerne auf den Arm genommen. Maria hielt ihn fest und sagte, daß sie nicht zur Armee gehen werde. Sie dachte etwas nach und fuhr fort: »Ich glaube auch nicht, daß sie mich dazu zwingen werden. Sie sind doch auch Menschen, oder?« Maria brach in Tränen aus.

»Papa, was machen die bloß mit uns?« Papa legte seine Hand auf ihre Schulter. »Sie nehmen dich nicht. Bestimmt nicht.« Die Kinder, Sascha vier, Lili sieben und Mariechen zehn Jahre alt, hörten zu, ohne zu wissen, was es für sie bedeuten könnte. Vater und Mutter versprachen ihr, sich um die Kinder zu kümmern, falls sie doch hin müßte.

Wir wollten noch zu Tante Bertha, sie mußte doch auch zur Armee. Aber Bertha und Anna waren schon unterwegs zu uns, um darüber zu reden. Sie kehrten auch bei Maria ein.

Anna (51) mußte im Kolchos arbeiten, und Berthas Tochter Alma (4) sollte bei der alten Großmutter bleiben, die kaum noch aus dem Bett kam. Sie konnten ihre Tränen nun nicht mehr zurückhalten, und sie weinten bitter.

Jetzt mußte noch die Frage geklärt werden, was mit der Familie von Onkel Peter wird. Seine Frau Eugenia und ihre zwei Kinder, Helik (7) und Holda (4), wohnten im Dorf Stalino.

Als ich an diesem Tag aus der Schule kam, war Ella schon weg. Isa und Tonja, die Zwillinge, saßen mit Lisbeth auf der Pritsche. Meine Bewunderung galt immer noch ihren schönen dunklen, gelockten Haaren und den langen dichten Wimpern. Nun saßen sie wie ein Häufchen Elend da. Lisbeth Mutter war nicht in der Lage, mir alles ruhig zu erzählen. Statt dessen rief sie nur immer wieder: »Ella ist fort, Ella ist fort.« Ich konnte mir gut vorstellen, wie meine Schwester sich von ihren Kindern verabschiedet hatte. Dann kam meine Mutter, sie war bei Maria gewesen. Sie erzählte, daß zwei Männer ins Haus kamen. Maria sollte sich anziehen, dann schleppten die Männer sie hinaus zum Pferdeschlitten. Maria schrie aus Leibeskräften und ihre Kinder ebenso. Die Männer versetzten ihr einen Stoß, und sie stürzte in den Schlitten. Dann fuhren sie los.

Nach kurzer Zeit kam Maria aber wieder. Sie machte den Eindruck einer Schwachsinnigen und redete lange Zeit kein einziges Wort. Später erzählte sie, daß sie aus dem Schlitten in den Schnee gesprungen war und die Männer angefleht hatte, ihrem Leben ein Ende zu machen. Sie hatte sich nicht von der Stelle gerührt, bis der Schlitten ohne sie weiterfuhr und sie sich auf den Nachhauseweg

machen konnte. Unter Schluchzen ließ meine Mutter durchblicken, was sie ihr noch angetan hätten.

Später kam heraus, daß die beiden Männer nicht das Recht gehabt hatten, Maria mitzunehmen, da der Victor noch zu klein war. Frauen, die Kinder unter drei Jahren hatten, waren von der Trudarmee befreit.

Die Normalität hielt wieder Einzug, und die Lage beruhigte sich etwas. In dieser Zeit fühlten sich die Zwillinge mehr mit Lisbeth verbunden, da meine Mutter, ihre Oma, im Moment mehr bei Mariens Kindern war. Isa und Tonja freuten sich über jeden Brief von Ella, den wir ihnen zwei-, dreimal vorlesen mußten.

Am 6. November fand die Oktoberfeier statt. Manja las patriotische Gedichte vor und spielte einen Helden, der in diesem Stück ein Soldat war. Dieses kleine Stück paßte so richtig zur Kriegssituation. Am russischen Volkstanz waren acht Mädchen beteiligt. Einen ungarischen und einen tatarischen Tanz tanzte ich zusammen mit Rosa. Der Schulleiter begleitete auf der Garmoschka (Ziehharmonika) den russischen und den Tatarentanz. Er bemühte sich redlich, auch den ungarischen Tanz zu begleiten, doch das gelang ihm schon in den Proben nicht, da die Melodie ziemlich kompliziert war. Vera Makarowna brachte die Melodie einer Gruppe von Schülerinnen bei. Mit der eingeübten Begleitung tanzten wir den schönen Ballettanz. Wir wußten damals nicht, daß dies der berühmte Tanz Nr. 5 von Brahms war, obwohl etwas vereinfacht.

Ohne die Hilfe unserer Lehrerinnen hätte es mit den Kostümen Probleme gegeben. Wie schon bei den letzten Festen, so war auch dieses wieder ein voller Erfolg. Die Erwachsenen saßen auf dem Boden oder standen an der Wand. Sie alle spendeten tosenden Beifall und jubelten uns zu, was uns ermutigte, für ein anderes Mal ein neues Programm zu entwickeln. Schon am nächsten Schultag neckte uns einer von unseren zwei Jungen, die in unsere Klasse gingen. Er nannte uns »langbeinige Ballerinen«.

Iwan Kisseljow war ein eher kleingewachsener Junge, der sich aber nicht scheute, sich selbst mit Mädchen zu prügeln, ein ausgesprochener Raufbold. Er wohnte irgendwo in unserer Nähe. Wir gingen jedoch nach der Schule nicht mit ihm nach Hause. Dieses Mal wartete er auf uns und lief aufdringlich hinter uns her, rief: langbeinige Ballerinen, langbeinige Störche. Rosa wurde wütend und rannte hinter ihm her. Während er lief, blickte er nach hinten, stolperte und stürzte in den Schnee. Rosa war nun nicht mehr zu bremsen und versetzte ihm ein paar kräftige Hiebe mit der Schultasche. Ihre Schultasche war aus Stoff, und durch die Heftigkeit der Schläge durchbrach die Schreibfeder den Stoff und stach mit der Spitze der Feder in die Hand des Jungen. Der schrie auf, und auf dem Schnee waren sogar einige Tropfen Blut zu sehen. Dann drückte er einen Schneeklumpen auf die Wunde. Rosa hingegen stand fassungslos und verlegen daneben, holte ihr Taschentuch aus der Tasche und bat Njura, ihm die Hand zu verbinden. Ihren Federhalter nahm sie aus der Tasche, zog die Feder heraus und warf sie in den Schnee.

Nach dieser Auseinandersetzung gab es nie wieder Streit mit Kisseljow, und er lief uns auch nicht mehr hinterher. Einige mußten aber schon mit ihm Wache halten, doch wenn Njura oder Rosa die Verantwortung trugen, so gaben sie ihm frei. Ich kann mich jedenfalls nicht daran erinnern, daß ich mit ihm Wachdienst hatte.

Mitja Kuzenko, der zweite Junge aus unserer Klasse, war sehr bescheiden und begann nie einen Streit. Er wurde aus gesundheitlichen Gründen vom Nachtdienst entbunden. Also blieben zu dieser Zeit nur noch die Mädchen übrig, die zu viert Wache hielten. Unsere Aufgabe bestand darin, in der Nacht, bewaffnet mit einer Holzflinte, das Schulgebäude zu bewachen. Wenn wir einer verdächtigen Person begegneten, sollten wir sie festhalten. Im Ernstfall wäre uns das wohl kaum geglückt. Außerdem mußten wir in der Schule drei Öfen beheizen, mit den Mistbriketts, die in einem Schuppen lagerten. Um überhaupt Feuer zu bekommen, waren wir gezwungen, von Holzklötzern mit einem Messer kleinere Splitter abzutrennen. Streichhölzer gab es keine, und so brachte eines der Mädchen einen Kressalo mit. Dieser bestand aus einem gewöhnlichen Kieselstein, einem abgebrochenen Metallstück, das meistens von einer Feile stammte, und einem Bausch Watta oder einem Zündschnurfetzen. Damit wurde Feuer geschlagen. Wenn keiner etwas dergleichen mithatte, gingen wir in die nahe gelegenen Häuser und baten da um Feuer. Die Glut trugen wir dann in einer Schüssel oder einem Eimer in den Raum, wo wir Wache hielten, und machten Feuer. Die anderen Räume wurden morgens vor Schulbeginn geheizt. Den ersten Ofen zu beheizen war ein besonderes Vergnügen, denn wir konnten uns dann schnell aufwärmen, wenn die Mistbriketts verbrannt waren. Außerdem legten wir die mitgebrachten Kartoffeln zum Backen in die Glut. Dabei war es wichtig, den richtigen Zeitpunkt abzapassen, um die Kartoffeln nicht verkohlen zu lassen oder sie nicht zu roh aus dem Feuer zu nehmen. Dann setzten wir uns auf unsere Jacken auf den Boden und genossen die noch dampfenden Kartoffeln. Der Duft verbreitete sich in der ganzen Schule. Daraufhin erteilte uns der Schuldirektor mehrere Verweise. Aber er verzichtete auf Bestrafung. Wir buken sozusagen im Dienst Kartoffeln. Schließlich war das ja nicht direkt verboten.

Nach Hause kam ich dann mit schwarzen Händen und schwarzem Mund. Bei relativ gutem Wetter, das heißt bei ungefähr 25 Grad minus in der Nacht, wenn alle Lichter erloschen waren, brachen wir immer wieder mal die Regeln. Wir nahmen dabei hauptsächlich die Dorfverwaltung ins Visier und holten aus dem Militär- und Sportausrüstungsraum die besten Ski. Die kamen meist aus der heimischen Industrie. Dann schlichen wir uns zum Tiefgraben beim Dorfsowjet. Dort auf dem Berg begannen wir, anfangs sitzend auf den Skiern, hinunterzufahren, bis wir fast den Berg gegenüber zur Molokanka wieder hinauffuhren. Um wieder hinunterzufahren, stiegen wir zuerst nur bis zur Hälfte des Berges nach oben. Allerdings steigerten wir uns allmählich mit der Höhe der Abfahrt, denn wir konnten nun schon auf den Brettern stehen. Als wir in der 7. Klasse waren, schafften wir es nach vielen Stürzen fast von ganz oben bis auf den Berg gegenüber durchzufah-

ren. Njura und Rosa gelang das mit wenigen Stürzen. Ich stürzte jedoch häufig. Das waren die lustigsten Nächte. Leider waren sie eher selten, da es meistens zu frostig war oder es Schneestürme gab. Irgendwann in der 7. Klasse machte der militärische Leiter Stichproben. Daraufhin verschloß er den Ausrüstungsraum, und wieder blieben wir mit unserer Holzflinte zurück und wurden ermahnt, Disziplin zu halten. Die Wache machten wir nach wie vor zu viert. Eine von uns war der Zugführer, der vom Lehrer für die ganze Wachzeit eingeteilt wurde. Die verbliebenen drei Mädchen gliederten sich in Wacheführer, Postenstehende und einen postenlösenden Soldaten. Dabei wurde ich nie als Zugführer eingesetzt, selbstverständlich nicht, wahrscheinlich weil ich die Nemka war. Der Bewachungsstandort war die Schule mit Schulhof.

Unser Bewachungsposten war der Hausvorbau. In einer klaren frostklirrenden Winternacht stand ich nun schon das zweite Mal auf Posten. Nina Lebonda brachte vorsorglich einen langen, weiten Schafspelzmantel mit, den ich mir überzog. Um den Kopf wickelte ich mir noch ein warmes Tuch, und trotzdem fror ich. Ungeduldig auf die Ablösung wartend, klopfte ich meine Filzstiefel aneinander, als ich plötzlich ein Knirschen im Schnee hörte. Ich sah, wie eine Gestalt hinter der Schule hervortrat, und forderte ihn auf, stehenzubleiben. Es war ein alter Mann. Auf das Kommando: »Halt, stehen bleiben!« blieb er stehen. Ich richtete die Flinte auf ihn mit den Worten: »Sonst schieße ich.« Darauf sah er mich erschrocken an, bezeichnete mich als Schreckgespenst und ging einfach weiter.



Nun wiederholte ich meinen Befehl: »Stehenbleiben, denn sonst muß ich schießen.« Nun blieb er stehen, maßregelte mich und sagte, daß er nach Hause geht. Es war der Großvater von Nina Meschko. Sie war eine meiner Mitschülerinnen, und wir hatten auch schon miteinander Wache gestanden. Ihr Großvater wußte von all dem nichts. Deshalb erklärte ich ihm, daß die Schule ein Militärobjekt ist und niemand nachts den Hof überqueren darf. Ich fragte, ob er alles verstanden hätte. Handhebend ging er nach rechts auf die Straße am Schulhof vorbei. Wie üblich hatten wir den nächsten Tag frei. Vom Militärlehrer wurde mir ein Dank für meine Wachsamkeit erteilt. Das war gegen Ende 1943, wir waren in der 7. Klasse.

## Verhaftung des Vaters

Wir schreiben noch mal das Jahr 1942. Von Ella erhielten wir schon einige Briefe, in denen sie fragte, wie es den Kindern und uns geht. Ich stellte mir vor, was sie für eine Sehnsucht haben mußte. Sie schrieb über ihr Leben in der Trudarmee. Alle Frauen, die in unserem Bezirk Rodinski lebten, kamen in einen Sodabetrieb in der Altai-Region, was in der Nähe von Kulunda war. Im Winter mußten sie vom zugefrorenen See, der als Sodasee bezeichnet wurde, Eisschollen holen, sie auf Schlitten laden und zum Sodawerk bringen. Dort wurden sie verarbeitet.

Tante Bertha, Eugenia und Ella wohnten und arbeiteten auch zusammen. Sie konnten sich frei bewegen und wurden nicht bewacht. Später brachte man in den Baracken, die mit Stacheldraht umzäunt waren, Kriegsgefangene unter. Diese wurden von Begleitposten bei ihrer Arbeit bewacht. Tante Bertha hatte Ella gebeten, das Briefeschreiben zu übernehmen. Ella schrieb auch der kleinen Alma, der Großmutter Margareth und Tante Anna.

Im Moment war das Leben einigermaßen erträglich. Mein Vater versuchte, so gut es ging, sich um alles zu kümmern. Er ging mit Anna oder mit Maria zur Kolchosverwaltung und bat da um Nahrungsmittel oder auch um Futter für das Vieh.

Im vergangenen Sommer bauten fast alle Familien Kartoffeln und etwas Gemüse an. Ein Teil der Kartoffeln tauschten meine Mutter und Lisbeth gegen verschiedene Sachen ein. Wir hatten leider keinen Keller und keinen Abstellraum, um einen Teil der Kartoffeln zu lagern. Noch vor dem ersten Frost, wahrscheinlich im September, grub mein Vater im Hof eine tiefe Grube, um die Kartoffeln darin zu lagern. Diese wurden erst mit Stroh bedeckt und dann mit Erde.

Bei Maria wurden die Kartoffeln auch eingegraben, allerdings im Stall. Indessen herrschte grimmige Kälte, und mein Vater machte sich um die Kartoffeln große Sorgen. Zu dieser Zeit waren meine Filzstiefel durchgelaufen, sie mußten besohlt werden. Auch das erledigte mein Vater.

Um sie zu reparieren, benutzte er irgendwelche anderen alten verschlissenen Stiefel. Mit tiefliegenden, matt gewordenen Augen zog er konzentriert den Pechdraht durch die Sohlen meiner Stiefel. An langen Winterabenden saßen wir oft bei Petroleumbeleuchtung am Tisch, und Vater flickte die Filzstiefel anderer. Nie hätte ich gedacht, daß er auch schustern kann.

Er hatte sich verändert, er war abgemagert und die Wangen in seinem Gesicht eingefallen. Meine Mutter strickte, während Isa und Tonja entweder miteinander spielten oder Vater bei der Arbeit zusahen. Manchmal saßen sie auch auf der Pritsche, dann hörten sie Lisbeth zu, die Bibelgeschichten erzählte.

Von Adolf kamen nur selten Briefe und daß Ella in der Trudarmee war, wußte er auch noch nicht. Er war zusammen mit Alexander (Zwinger), Onkel Peter, Sascha (Annas Sohn) und Martin Salzmann in der Taiga beim Holzfällen. Neben-

bei erfahren wir, daß Helik und Holda, die Kinder von Peter und Eugenia, bei ihrer Großmutter (Eugenias Mutter) in Stalino geblieben waren. Bei ihnen lebte auch noch die Schwester von Eugenia mit ihrem einjährigen Kind.

Nun war ich hier schon einige Zeit zur Schule gegangen, und ich konnte Bilanz ziehen. Zu meinen Mitschülerinnen hatte ich ein gutes Verhältnis. Jedoch waren meine Noten nur noch befriedigend. Auch im Fach Mathematik ließen meine Zensuren sehr zu wünschen übrig, doch ich bemühte mich auch nicht mehr sonderlich. Manchmal prüfte mein Vater meine Kenntnisse und meinte auch, daß ich sehr nachgelassen hatte. Er sah die Noten jedoch nicht als vorrangig. Für ihn stand in der Hauptsache das Wissen, wie er immer sagte.

Während einer Schulpause fragte mich Rosa, ob ich zu ihrem Geburtstag am 18. Dezember kommen würde. Sie schaute mich lächelnd an und sagte: »Nur du.« Ich sagte zu. Meine Mutter fragte, was ich denn Rosa schenken will. Meine Antwort war: »Gar nichts.« Bis dahin blieben ja noch drei, vier Tage Zeit.

Als ich am 17. Dezember aus der Schule kam, trat ich in den kleinen Vorbau des Hauses, nahm wie üblich den Besen und fegte den Schnee von den Stiefeln. Plötzlich ging die Tür des Zimmers auf. Ich erschrak fürchterlich, als ich das Durcheinander in der Wohnung sah. All unsere Sachen, die wir besaßen, lagen verstreut umher. Unsere Kiste stand mit geöffnetem Deckel leer in der Mitte des Raumes. Ringsherum war der Inhalt mit Kleidung, Wäsche, Geschirr, Bettsachen und einem zerrissenen Federkissen im ganzen Zimmer verstreut. Meine Gitarre lag ebenfalls auf dem Boden. Ich stand fragend vor meiner Mutter, die ihr Gesicht in der Schürze verborgen hatte und kein Wort über ihre Lippen brachte.

Lisbeth Mutter flüsterte mit zitternden Lippen und verweinten Augen ein Gebet. Maria war auch da, sie stand mit dem Rücken zu mir am Ofen. Um meiner furchtbaren Vermutung Gewißheit zu verschaffen, fragte ich meine Mutter noch einmal, wo Vater ist. Meine Mama umarmte mich nun und sagte, daß sie ihn mitgenommen haben. Man hatte ihn verhaftet. Nach dem Warum und Wofür zu fragen war zwecklos, denn niemand konnte mir eine Antwort darauf geben, da es keiner wußte. Meine Mutter wußte nur, daß er noch im Dorfsowjet war. Ich durfte meinem Vater das Mittagessen bringen. Mutter ging zum Herd und packte das Mittagessen in ein Handtuch ein.

Ich rannte los. Mit einem Ruck öffnete ich die Tür des Vorzimmers der Dorfverwaltung und stand in einem Raum voller Leute. Mein Vater saß an einem Tisch am Fenster, mit den Händen auf seinen Knien. Ich stürzte auf ihn zu. Sofort stieß mich der NKWD-Mann zurück. Er nahm den Beutel mit der Schüssel, dem Besteck und stellte ihn meinem Vater vor die Nase. Ich mußte an der Tür stehenbleiben und schaute auf meinen Vater, der mir zunickte. Er sagte, ich soll mich ruhig verhalten und er kommt bald wieder, denn er ist nicht schuldig.

Der NKWD-Mann befahl ihm zu schweigen. Er stellte sich vor meinen Vater, so daß ich ihn nicht sehen konnte. Die Leute schauten schweigend vor sich hin. Nur einige warfen mir einen kurzen Blick zu, um sich sofort wieder abzuwenden.



Es war schwer für mich, meinen Vater in den wenigen Augenblicken nur kurz sehen zu können. Der NKWD-Mann brachte mir dann das Geschirr und schubste mich zur Tür hinaus. Meine Gefühle zu beschreiben ist mir unmöglich.

Später erfuhren wir, daß mein Vater, mit den Händen auf dem Rücken gefesselt, auf einem Schlitten zuerst nach Rodino, dann nach Kulunda gebracht worden war. So erzählte es ein junger Mann, der zu dieser Zeit in einem anderen Kolchos in Kulunda gewesen war.

Bei seiner Rückkehr begegnete er der Eskorte mit meinem Vater. Wir fragten, ob er die Beine auch hatte sehen können. Er verneinte. Vielleicht waren sie ja auch gefesselt. Ich fragte mich wieder nach dem Warum.

Als ich nach Hause kam, war Tante Anna da. Alle waren noch beim Aufräumen, dabei hörten sie nicht auf zu weinen. Ich mußte nun das berichten, was ich gesehen und gehört hatte. Ihre Empörung darüber war grenzenlos. Nach dem Mittagessen trat der Familienrat zusammen. In unserem Haus verblieben nun fünf weibliche Personen, davon zwei alte weibliche Personen, zwei fünfjährige Mädchen und ich.

Am liebsten hätte ich die Schule geschmissen. Ich dachte, ich könne dadurch meine Mutter und Lisbeth mehr unterstützen, da sie beide kein Russisch sprachen und von ihrer Statur her nicht kräftig und auch schon alt waren. Das dachte ich jedenfalls. Fast zeitgleich kam aus Marias und Annas Mund ein klares Nein. Sie sagten, daß sie es Vater versprochen haben, mich weiter auf die Schule zu schicken, solange Ella in der Trudarmee ist. Was hätte ich denn jetzt im Winter zu tun? Und nach dem Schuljahr würde ich sowieso den ganzen Sommer bis in den Winter auf dem Feld arbeiten. Im vergangenen Jahr hatte ich ja auch gearbeitet und etwas Getreide dazuverdient. Der Entschluß stand fest, und ich mußte weiter in die Schule. Ich hätte mir gewünscht, früh das Wasser aus dem Brunnen zu holen und den Stall auszumisten, um meiner Mutter zu helfen, aber ich mußte zeitig zur Schule. Mir blieb nur der Sonntag, an dem ich das Wasser regelmäßig mit dem Schulterjoch vom Brunnen in das Haus trug.

Meine Mutter zeigte mir das Durchsuchungsprotokoll. Ein NKWD-Mann und zwei Zivilisten hatten die Haussuchung durchgeführt. Sie hatten die Bibel, ein Gebetbuch und 23 Briefe mitgenommen. Sie waren alle in Altdeutsch geschrieben und gehörten Lisbeth Mutter.

Das kleine Büchlein, das im Elfenbeinumschlag, trug Mutter immer in ihrer Schürzentasche. Sie steckte es unbemerkt einem der Zwillinge zu. Die beiden versteckten sich hinter der Zimmertür, stritten miteinander um das Büchlein, als die Durchsuchung stattfand. Wenn die Beauftragten nur ein Wort Deutsch gekonnt hätten, wäre das anders ausgegangen. Sie hätten es auch mitgenommen (leider ist das Büchlein nach dem Tod meiner Mutter verlorengegangen). Später wurde für meinen Vater gebetet. Ich glaubte an seine Worte, daß er unschuldig ist und wiederkommen wird. Es war unfassbar und unglaublich zugleich, daß sie ihn verhaftet hatten.

Mama schickte mich den nächsten Morgen mit guten Wünschen zur Schule. Auf meinen Morgengruß antwortete keiner in der Klasse. Das hatte ich nicht erwartet. Außerdem taten alle sehr geschäftig.

Manja saß nun auch nicht mehr neben mir. Neben mir war keiner. Plötzlich war ein wirres Durcheinander in meinem Kopf. Ich wußte nicht, was ich von all dem halten sollte. Vor allem, daß Manja mich verlassen hatte, konnte ich nicht begreifen. Ich saß bis zur letzten Unterrichtsstunde allein. Den ganzen Tag sprach niemand mit mir, und jeder hatte Angst, sich auch nur nach mir umzudrehen. In diesem Moment dachte ich daran, die Schule wirklich zu schmeißen. Ich saß regungslos, bis alle den Raum verlassen hatten. Als ich aus dem Klassenzimmer kam, traute ich meinen Augen kaum. Rosa stand im Korridor und wartete auf mich. Wir blieben noch eine Weile stehen und gingen dann Hand in Hand nach Hause. Sie wollte, daß ich mit zu ihr komme, doch ich lehnte wegen meines Vaters ab. Rosa erwiderte, daß sie es weiß und es ihr nichts ausmacht. Mit tröstenden Worten bat sie mich noch einmal, mitzukommen. Meine Mutter mußte ich nicht lange darum bitten, mitgehen zu dürfen. Sie freute sich sehr darüber, daß mich Rosa zu ihrem Geburtstag einlud. Aus der Kiste nahm Mama noch ein Überbleibsel von Mariental. Es war eine kleine wunderschöne Porzellanfigur. Das war mein Geschenk für Rosa. Bei ihr zu Hause erwarteten uns ihre Mutter und Schwägerin. Sie trösteten mich und nahmen mir damit die Last des Schuldgefühls wegen meines Vaters von den Schultern. Für diesen Tag bin ich heute noch dankbar, denn er hat unsere Freundschaft weiter gefestigt.

Rosa hatte braune Haare, dazu große, blaue Augen, die mit langen Wimpern gesäumt waren. Die ovale Gesichtsförm und die strahlendweißen Zähne gaben ihr ein perfektes Aussehen. Zudem hatte sie eine wunderbare Figur, eine aufrechte Haltung und einen Gang, der sie schon fast schweben ließ. Dadurch unterschied sie sich von uns allen, was ihr viele Neider eintrug. Rosa hatte auch die Gabe, aufmerksam zuhören zu können, ohne selbst viel zu sagen. Wenn sie jedoch in ihrer Ehre gekränkt wurde, war sie ihr bester Verteidiger und ließ sich nicht beleidigen. Darum bewunderte ich sie vor allem, da mir die Gabe, mich zu verteidigen, fehlte.

Als Rosa auf die Welt kam, war ihre Mutter schon 53. Ihr Vater starb, als sie noch klein war. Sie stammten aus der Ukraine, kurz vor dem Krieg kamen sie nach Kutschuk. Rosas Bruder Grigori Schewtschenko mit seiner Frau Antonia und der Tochter Vera lebten schon da. Ihr Bruder ging an die Front, und so wohnten die Schwägerin Antonia und Nichte Vera, die ein Jahr jünger als Rosa war, mit Rosa und ihrer Mutter Anastasia zusammen.

Ihr Holzhaus war das schönste im Kolchos »Swerdlow« und stand neben dem Klubgebäude. Im Hof standen fünf wunderbar gewachsene Pappeln. Ein schmaler Fußweg führte durch ihren Gemüsegarten hinunter zum Fluß. Hier verbrachte ich so viele schöne Tage und Nächte, die Erinnerungen an Mariental wieder in mir wachriefen und über die ich sprechen konnte.

Mein erstes Buch aus der schönen Literatur bekam ich von Rosa. Es war das erste russische Buch, das ich las, mit dem Titel »Der Wildhund Dingo«.

Schwägerin Antonia war Lehrerin in der Unterstufe. Sie bekamen Verpflegungsrationen von der Dorfverwaltung und dem Kolchos.

Zum Neujahrsfest 1943 wurde im Kolchose etwas Getreide ausgeteilt, was leider von schlechter Qualität war. Dazu gab es noch Ölkuchen. Das waren ausgepreßte Sonnenblumenkerne mit Schale.

Meine Mutter befürchtete, daß sie und ich nichts bekommen würden, da unser Vater ja als Volksfeind abgestempelt war. Lisbeth sah das anders und machte sich mit mir auf den Weg zur Kolchosverwaltung.

Unterwegs kam uns meine Schwester Maria entgegen. Sie strahlte. Überglücklich zeigte sie auf das Bündel, das auf ihrem Schlitten lag. Noch etwas unsicher stellten wir uns an. Zu unserer Freude bekamen wir genausoviel wie jeder andere. Jedenfalls machte es solchen Eindruck. Auf unserer, von meinem Vater selbstgebauten Handmühle, konnten wir nun das Korn mahlen. Am ersten Tag buken wir nur Fladenbrot daraus. Das Brot knirschte zwar etwas zwischen den Zähnen, aber es schmeckte trotzdem.

Am Ölkuchen konnten wir uns aber satt essen. Tonja und Isa kauten lange. Sie sogen das Öl aus dem Kuchen und spuckten die Rückstände aus. Ich dagegen schluckte alles hinunter. Anfang Januar ging unser Kartoffelvorrat zu Ende. Auf dem Hof waren ja noch welche eingegraben, nur nutzte uns das gar nichts. Es war wie immer im Januar eisiger Winter in Sibirien, und es war kaum möglich, die Erde aufzuhacken.

Die Kuh gab nun auch keine Milch mehr. Gott sei Dank hatten meine Mutter und Lisbeth noch ein paar Schüsselchen Milch eingefroren und auch etwas Butter gemacht. Doch ohne Kartoffeln ging es nicht. Das Korn, das wir bekommen hatten, war auch zu wenig und konnte nicht lange reichen. Maria und Tante Anna boten an, uns etwas zu borgen. Wir versuchten es dann Ende Januar erneut mit den Kartoffeln.

Von Olga Zapko bekamen wir ein Brecheisen. Maria nahm das Brecheisen und ich das Beil. Gemeinsam schlugen wir mit aller Kraft auf die eisige Erde ein und kamen so stückchenweise voran. Dabei sprangen kleine Splitter und Klümpchen zur Seite. Mama, Lisbeth und die Zwillinge schauten zu. Nach einiger Zeit wechselten wir die Werkzeuge. Die Brechstange war sehr schwer, doch dafür brauchte man sie nur hochheben und dann fallen lassen. Vom Arbeiten müde geworden, lösten uns Mutter und Lisbeth ab. Lisbeth war zu schwach, um die Brechstange auch nur hochzuheben. Es dauerte, bis wir endlich die erste Strohschicht sahen. Sie ließ sich mühelos entfernen. Danach folgte die zweite Erdschicht. Sie war nur von oben etwas gefroren. Nun konnten wir mit dem Spaten weiterarbeiten. Die Kleinen und Lisbeth waren schon längst im Haus, als wir die letzte Strohschicht entfernten und die leicht dampfenden Kartoffeln erblickten. Sie waren gut erhalten und sahen noch fast so aus wie nach der Ernte. Meine Mutter hatte schon Eimer und Säcke vorbereitet. Sie wußte, wieviel Kartoffeln eingegraben waren und welche Menge noch übrigbleiben mußte, um neu zu pflanzen.

In aller Eile füllte ich die Kartoffeln in die Eimer und reichte sie meiner Mutter nach oben. Als wir endlich fertig waren, dämmerte es schon, und es wurde immer kälter. Maria brachte eine Ladung frisches Stroh aus dem Stall und warf es auf die noch verbliebenen Kartoffeln. Danach folgte das schon alte gefrorene Stroh, dann die Erde, wieder Stroh und zuletzt die Klumpen der eisigen Erde. Jetzt wurde eine Kalkulation aufgestellt, damit wir wußten, wie lange die Kartoffeln reichen müssen. Wenn wir Kartoffelspeisen zubereiteten, schälten wir die Schalen dick, kochten sie und drehten sie durch den Fleischwolf, vermischten sie mit Mehl und buken dann ein Fladenbrot daraus. Unsere Kaugewohnheiten mußten wir jetzt ändern, damit es beim Kauen nicht so knirschte.

Als im Frühling die Erde wieder auftaute, wurde es Zeit, Kartoffeln zu legen. Doch was für ein Unglück, sie waren erfroren. Als ich von der Schule kam, sah ich meine Mutter weinend neben der Kartoffelgrube stehen. Die meisten Kartoffeln konnte man nur noch zerdrücken. Andere waren jedoch nur oberflächlich gefroren, die konnten wir zum Teil essen. Zum Pflanzen waren sie nicht mehr zu gebrauchen.

Wieder waren meine Mutter und Lisbeth damit beschäftigt, einiges aus unseren Sachen zum Tauschen auszusuchen. Dieses Mal waren es unsere, noch von Mariental stammenden vier Gardinen, die eine M-Form hatten. Dabei waren auch die Scheibengardinen, die meine Mutter vor Jahren selbst gemacht hatte. Viele Verwandte und Bekannte hatten sie dafür bewundert. Am Tag zog man sie auseinander, und abends wurden sie wieder geschlossen. Blitzartig kamen mir die Bilder von unserem Mariental in den Kopf. Statt dessen lagen die Gardinen jetzt bei meiner Mutter, schneeweiß gewaschen, gestärkt, gebügelt und zusammengelegt, auf dem Schoß. Hinzu kamen noch die Bett- und Kopfkissenbezüge, die mit feinen Spitzeneinsätzen versehen waren. Damit wurden die Betten nur zu Ostern und Weihnachten bezogen.

Ich erzählte den beiden Frauen den ganzen Abend die traurige Kartoffelgeschichte auf russisch, aber sie behielten davon nur einzelne Wörter im Kopf. Während ich in der Schule war, gingen Mama, Lisbeth und die Zwillinge mit einem Karren und den Sachen zum Tauschen durch das Gelände des Kolchos »Woroschilow« und »Karl Marx«. Als sie wieder zurückkamen, war der Wagen fast voll, hauptsächlich mit Kartoffeln.

Vor Freude ganz durcheinander, beschrieben sie ihren tüchtigen Geschäftssinn. Einige hatten weggehört, wenn sie auf deutsch ihr Leid klagten. Viele bewundern die Zwillinge, weil sie so hübsch waren, und wollten sich mit ihnen unterhalten. Da kam natürlich die Frage nach den Eltern der Kinder, und wer mit ihnen noch im Haus lebt.

Die Bettwäsche konnten sie umtauschen, aber die Gardinen brachte meine Mutter wieder mit nach Hause, worüber sie eigentlich sehr froh war. Oft bekamen sie die Kartoffeln schon aus Mitleid, ohne eine Gegenleistung. Die Freude darüber war jedenfalls groß. In den vielen Gesprächen mit den Leuten ging es auch um mich. Gestenreich erklärten sie, daß sie mich aus einer Schulaufführung kannten.

Bis zum Pflanzen wurden die Kartoffeln halbiert oder sogar geviertelt, damit Keime trieben. Bei denen, wo es nur einen Keim gab, wurde der Keim abgeschnitten und so eingepflanzt. Unser Stück Land, das gleich neben unserer Hütte lag, wurde umgegraben und gelockert, um es dann zu bepflanzen. Wir wohnten ja im Sommer im Hüttchen, weil die Erde rings um das Bikbulatow-haus sumpfig war und keine Kartoffeln und anderes Gemüse gediehen. Im Winter bewohnten wir dieses Haus, weil die Schule in der Nähe war und die größeren Fenster mehr Licht reinließen.

Noch einmal zurück in den Winter 1943. Nachdem die Winterferien zu Ende waren, begannen die Vorbereitungen zum 25. Jubiläumfest der heldenhaften Roten Armee für den 23. Februar. Unser Schulchor, in dem ich auch mitwirkte, trat mit Liedern zum Thema Krieg und den heldenhaften Rotarmisten auf. Zum weiteren Programm gehörten auch wieder unsere Tänze, die ich mit Rosa und Manja aufführen sollte. Doch an erster Stelle stand ein Theaterstück. Das Stück handelte von einem deutschen Offizier, der sich Zivilkleidung angezogen hatte, festgenommen wurde und in Gefangenschaft kam.

Die Rollen wurden auf mehrere Schüler verteilt. Manja spielte die Rolle eines Gefreiten-Helden. Nun war noch die Rolle des Faschisten zu besetzen, den keiner spielen wollte. Aber sie überlegten nicht lange und beschlossen, daß ich ihn spielen soll. Diese Nachricht begeisterte meine Mutter nicht gerade. Schließlich half sie mir dabei, indem ihr gleich der Gedanke kam, Vaters Anzug in der Rolle zu tragen. Vor der Aufführung nahm meine Mutter den schwarzen Anzug aus Cheviot-Gewebe aus der Kiste. Meine Schwester Ella hatte ihn vor fünf, sechs Jahren geändert. Das heißt, sie hatte ihn gewendet, da er von der eigentlichen Stoffseite zu sehr abgenutzt war.

Es war damals nicht einfach gewesen, im Anzug meines Vaters einen Faschisten darstellen zu müssen. Meine Mutter weinte bitterlich, wahrscheinlich erinnerte sie das alles zu sehr an Vater. Die Hosenbeine schlug sie nach innen und heftete sie an. Bei der Anprobe steckte sie mir ein kleines Kissen in die Hose, damit sie besser saß. Der Gürtel hielt alles zusammen. Hemd und Jackett machten das Ganze komplett. Nun wurde noch eine Schirmmütze (Kartus) über die zusammengebundenen Zöpfe gestülpt.

Lisbeth Mutter gab mir den Rasierspiegel meines Vaters, und ich sollte nun sehen, wie ein Faschist aussah. Die Zwillinge starrten mich an. Mutter meinte noch, daß ich die Augen nicht so groß aufreißen soll. Die Anprobe war vorbei, und so wurde alles in ein Tuch eingepackt. Zur Schule wurde mir noch ein Schnurrbart angemalt.

Das Drehbuch des Theaterstückes gab vor, daß ich ein Glas Konfitüre oder etwas Ähnliches haben sollte. Es hieß, daß sich der Deutsche irgendwo in einem ausgebombten Haus umzog, wo er ein Glas Marmelade fand und es vor Hunger hastig aufaß.

Wir besaßen aber nicht einmal ein Glas Konserviertes. Rosa versprach mir, ein Glas geriebene Möhren als Ersatz mitzubringen. Wir selbst hatten keine Möhren und auch keine Rüben mehr. Die Möhren verspeiste ich mit großem Appetit auf der Bühne vor dem Publikum. Wenn ich so zurückdenke, ich hatte auch großen Hunger. Zum Schluß der großen Veranstaltung spielten Manja und ich noch einen Sketch. Manja hatte zu dieser Zeit ihr Mißtrauen gegen mich abgelegt und saß wieder neben mir.

Sie spielte einen dummen Diener und ich eine kluge Herrin mit deutschem Akzent. Alles lief bestens. Wir hatten großen Erfolg. Als wir auf dem Heimweg waren, erzählte mir Manja, was sie gehört hatte. Tatjana Iwanowna, unsere Klassenlehrerin, warf den entsprechenden Verantwortlichen vor, daß es nicht in Ordnung war, mich mit der Rolle des Deutschen zu betrauen. Ich hätte den Faschisten auch viel zu sympathisch dargestellt. In den nächsten Theaterstücken spielte ich nur noch weibliche Rollen.

## Als »Getreidebegleiterin« nach Kulunda

Das Schuljahr 1943 ging wie immer mit großer Freude zu Ende. Auf die Frage des Schulleiters, ob wir statt der Prüfungen lieber auf dem Feld arbeiten möchten, reagierten wir begeistert und waren ganz aus dem Häuschen. Manja fragte aber ganz beunruhigt, wie wir ohne Prüfungen in die 7. Klasse kommen sollen. Die Antwort darauf war, daß wir auch, ohne geprüft zu werden, versetzt werden. Das wurde natürlich mit großem Hurra begrüßt.

Die Aussaat stand an, und im Kolchos »Swerdlow« war die Saatgutmaschine zu allem Unglück kaputtgegangen. Also brauchten sie dringend Hilfe. Für diese Arbeit wurden nur die Schüler der 6. Klasse freigestellt.

Die Siebenkläßler hingegen mußten ihre Abschlußprüfungen machen. Für uns hieß es, am nächsten Tag zur Kolchosverwaltung zu gehen, um zur Arbeit eingeteilt zu werden. Am ersten Arbeitstag wurden Nina, Manja, noch zwei junge Frauen und ich direkt zum Säen eingeteilt. Dazu bekam jeder einen Sack von etwa acht Kilo mit Saatgut schräg um die Schultern gehängt.

Praktischerweise sollte man mit der rechten Hand in den Sack greifen, um dann schnell die Hand voll Korn mit Schwung über den Acker zu verteilen. Mit der linken Hand wurde der Sack offen gehalten. Wir standen nebeneinander auf der großen Egge und streuten das Korn gleichmäßig nach vorne aus. Es war wichtig, fest auf beiden Beinen zu stehen, um das Gleichgewicht nicht zu verlieren. Denn es gab keine Möglichkeit, sich irgendwo festzuhalten.

Zwei Pferde, angetrieben von einem Jungen, zogen die Egge mit der Saatgruppe über den Acker. An den Rändern des Ackers war das Saatgut bereitgestellt, wo wir unsere leeren Säcke auffüllen konnten. Es war kaltes windiges Frühlingwetter, und ich fror an den Händen. Gegen Abend waren wir alle sehr müde und erschöpft. Durch die monotone Arbeit konnte ich meinen Arm kaum noch bewegen. Am nächsten Tag wurden wir freigestellt, wie jeden zweiten Tag.

Die beste Arbeit auf dem Lande war die Heumahd, denn das frischgemähte Heu duftete so gut. Barfuß gingen wir gerne über die Wiese und zogen die Heugabeln oder den Rechen hinter uns her oder trugen sie auf der Schulter. Eine Heureihe nach der anderen wurde zusammengeharkt.

Blauer Himmel, lachende Sonne, leicht duftende Luft und trillernder Gesang der steil in die Höhe geflogenen und unbeweglich stehenden Lerchen! Rosa und ich ergötzten uns oft an der Schönheit der Steppe im Altai.

Eines Nachmittags wurde die Idylle getrübt, als der Brigadier mit einer schrecklichen Nachricht zu uns kam. Die Nachricht war für mich. Er teilte mir mit, daß mein Schwager, Adolf Schneider, in der Trudarmee umgekommen war. Ich fühlte mich plötzlich wie betäubt und dachte an die Zwillinge, wie sie reagieren werden, wenn sie erfahren, daß ihr Vater nicht mehr wiederkommt. Denn die Mutter war ja auch zu dieser Zeit in der Trudarmee. Der Brigadier schickte mich

nach Hause, und auch den nächsten Tag durfte ich der Arbeit noch fernbleiben. Lisbeth und meine Mutter hatten nur noch Tränen. Den Kindern wurde vorerst nichts von dem Unglück gesagt. Das Leben mußte trotzdem weitergehen.

Den ganzen Sommer über verbrachten wir im Lager auf dem Feld. Es lag fünf bis sechs Kilometer vom Dorf entfernt. Das war ein Holzgebäude, das mit einem Holzboden ausgestattet war und aus einem einzigen Raum bestand, in dem wir schliefen und der gleichzeitig Wohnraum für alle war – in ihm waren zwanzig Betten aufgestellt. Daneben war eine Küche mit separatem Eingang angebaut.

Die Sommer in Sibirien sind zwar kurz, dafür aber sehr heiß. Deshalb schliefen wir häufig draußen im Hof. Jeder baute sich aus einer Ladung Heu sein Bett. Nach der schweren Arbeit schliefen wir tief und fest.

Schon lange vor Sonnenaufgang wurden wir geweckt und gingen wieder aufs Feld. Bis zu Beginn der Mittagshitze blieben wir dort und kehrten dann zum Mittagessen ins Lager zurück. Oft durften wir in der Mittagspause die Pferde in die Schwemme reiten. Es war meist sehr lustig, ohne Sattel und auf kaum gezäumten Pferden zu galoppieren. Wir ritten so manches Mal mit verhängten Zügeln über die Steppe bis zum Fluß und wieder zurück. Die Arbeitspferde waren sehr gehorsam, und so gab es auch keine Probleme.

Nach den drei, vier Stunden Mittagspause gingen wir wieder zum Heu machen. Die Heumahd ging zu Ende, und die Erntezeit begann. Das Korn wurde damals mit einfachen Getreidemähmaschinen abgemäht.

Das geschnittene Getreide wurde dann von Hand häufchenweise zusammengetragen und gebunden. Die Frauen mit Erfahrung stellten die Garben zu großen Hocken auf. Der Rest wurde von uns zusammengereicht. Indessen verging der Sommer, und die kühlen Nächte zwangen uns, unser Nachtlager wieder nach innen zu verlegen. Alle Betten waren von Erwachsenen belegt. Njura hatte Glück, sie konnte ein Bett für sich und eins für Rosa ergattern. Der Rest von uns richtete sein Nachtlager auf dem Fußboden ein. Mein Platz war zwischen der Tür und dem ersten Bett der rechten Reihe, in dem Galja Gorewaja schlief. Meistens teilten wir uns ein Nachtlager.

Es dauerte nicht lange, bis Rosa wegen der Wanzen in ihrem Bett auch noch zu mir kam. Etwas später kamen noch Dunja und manchmal auch Manja dazu. Alle anderen in unserem Alter hatten ihren Platz in einer Reihe zwischen Ofen und dem Bett der Köchin. Der Brigadier hatte sein Lager in der Küche aufgeschlagen, und man munkelte, daß auch die Köchin so manche Nacht verschwand.

In den Morgenstunden war es schon oft sehr kalt, die meisten ließen deshalb ihre Schuhe an. Ich blieb barfuß, da ich meine Schuhe noch für die Schule schonen wollte. Meine Füße waren auf dem Stoppelfeld chancenlos, und sie waren mit Stacheln und Splittern übersät. Ich entfernte sie mir selbst. Einen Splitter aber bekam ich nicht aus dem Fuß, worauf sich meine Ferse entzündete und dick wurde. Köchin Anna war aber auch noch unsere »Feldkrankenpflegerin«. Sie behandelte meine vereiterte Ferse mit einer Kompresse aus zerkautem Schwarzbrot



und Knoblauch. Doch ich konnte nicht mehr laufen und wurde deshalb an eine andere Arbeitsstelle versetzt. Jetzt mußte ich eine Schleifmaschine drehen. Der alte Gritzky war der einzige Fachmann auf diesem Gebiet, er schliff die langen, winkelartigen Messer der Getreidemähmaschine, sitzend vor der Maschine. Ich saß an der anderen Seite der Maschine und drehte die Schleifscheibe, dabei begoß ich den Stein ab und zu mit Wasser. Mein Fuß heilte inzwischen.

Endlich gab es mal eine gute Nachricht: Ella kam von der Trudarmee zurück. Sie war einfach geflohen. Als sie hörte, daß unser Vater verhaftet worden war, fand sie keine Ruhe mehr. Bertha und alle anderen Frauen blieben. Sie hatte das vorher mit Bertha und Eugenia abgesprochen. Ella meinte, daß ihr ihre Kinder, die Mutter, Lisbeth und die kleine Schwester, also ich, sonst auch noch verlorengehen könnten.

Zu dieser Zeit bekam Eugenia von der Verwaltung des Sodabetriebs (der Trudarmee) die Genehmigung, ihre zwei Kinder zu sich zu holen. So wurden ihr Helik und Holda von Stalino, wo sie bei der Großmutter lebten, zur Trudarmee gebracht. Sie lebten mit allen gemeinsam in der großen Baracke, wie Ella später erzählte.

Wie Ella aber nach Hause kommen könnte, war ein Problem. Im Winter war das gar nicht möglich und im Frühjahr auch nicht, da die Wege durch den Schlamm unbefahrbar wurden. Erst wurde der Sommer ins Auge gefaßt, doch dann einigten sie sich auf den frühen Herbst, da zu dieser Zeit die meisten Leute unterwegs waren und es nicht auffallen würde.

Die Nachricht vom Tod ihres Mannes bewog sie, gleich abzuhausen. Glücklicherweise hatte die Lagerkommandantin Mitleid mit Ella und half ihr sogar bei der Flucht. Das gestand mir Ella erst ein paar Jahrzehnte später. Außerdem wurden die deutschen Frauen nicht bewacht. Ende August traf sie, um das Haus schleichend, in der Nacht bei uns ein. Eine ihrer ehemaligen Mitarbeiterinnen wurde daraufhin benachrichtigt, und die gab es dann dem Kolchosvorsitzenden weiter. Der Genosse Kondryk war über Ellas Rückkehr sehr erfreut, jedoch mit gemischten Gefühlen, da auch er Angst vor dem NKWD hatte.

In wenigen Tagen löste unser Predsedatel (Vorsitzender) die Frage über die Bezirksexekutive und Parteibehörde. Ella war als Näherin auf die Bezirksbehörden angewiesen. Als ich vom Feld kam, sah ich Ella zum ersten Mal wieder. Meine Freude war grenzenlos. Ella war im Grunde unser Familienoberhaupt, denn sie wußte immer einen Weg aus prekären Situationen.

Am nächsten Tag wurde eine Lauge aus Aschebrühe zum Baden aufbereitet. Diese wurde aus Wermutkraut gewonnen, worin wir erst uns und dann die Kleidung wuschen. Es war ein sonniger, warmer Nachmittag, ich saß im Hof auf einem Holzklotz und kämmte mir die Läuse, die damals kaum einer loswerden konnte, mit einem dichten Hornkamm aus meinem Haar. Die Läuse fielen auf eine ausgebreitete Zeitung, die dann ins Feuer geworfen wurde.

Plötzlich erschien unsere Buchhalterin Galja Schkurko. Ich hatte nicht mit ihr gerechnet und war erschrocken. Sie bewunderte mein Haar, das in der Sonne wie

Seide glänzte. Die Läuse sind davon jedoch nicht beeindruckt, scherzte ich zurück. Da sagte sie unvermittelt, daß ich mitkommen muß. Ich entgegnete ihr, daß ich frei habe und den nächsten Morgen wieder zur Arbeit komme. Doch sie bestand darauf, sofort nach Kulunda zu fahren. Ich fragte, was ich da sollte. Sie sagte, daß ich als Getreidebegleiterin eingesetzt bin. Ich verstand nicht, was sie damit meinte, worauf sie erklärte, daß unserem Kolchos zeitweilig zwei Lastwagen zugeteilt wurden, damit das Getreide so schnell wie möglich an den Staat oder an die Front geliefert werden konnte. Sie ließ mich auch wissen, daß Dunja But und Jaschka Soljanyk schon ein paar Tage dort waren und ich auch für etwa fünf Tage hin soll. Ich sollte beim Ausladen helfen. Eigentlich durfte ich gar nicht nach Kulunda, weil ich doch Deutsche war. Kulunda, die Bahnstation, wo sich die Getreideaufnahme und Abtransportstelle der Altai-Region befand, liegt 120 Kilometer von Stepnoi Kutschuk entfernt. Wir Deutsche durften das Dorf nicht mal auf fünf Kilometer ohne Erlaubnis der Kommandantur verlassen. Aber Galina entgegnete, daß Genosse Kondryk schon alles bei der Kommandantur regeln werde.

Ich dachte daran, was ich da essen werde und wo schlafen. Sie fragte, ob ich nichts zum Mitnehmen habe. Meine Mutter stand beunruhigt neben mir, da sie außer Kulunda nichts verstand. Ich fragte sie, ob wir etwas zu essen haben und was ich mitnehmen könnte. Sie schüttelte den Kopf. Galja Schkurko erklärte, daß Dunja und Jaschka bei einer Frau einquartiert seien und ebenso dort beköstigt würden. Die Quartiermutter wurde wahrscheinlich vom Kolchos dafür entschädigt.

Ich mußte mich also gleich fertigmachen, denn das Auto wartete schon. Meine Mutter packte mir noch schnell ein paar Kleidungsstücke ein sowie ein kaum eßbares Fladenbrot, eine Flasche Milch und vom Strauch vier grüne Tomaten. Mit Tränen in den Augen überreichte sie mir das Bündel. Zum Abschiednehmen war nicht viel Zeit.

Auf dem Weg zum Auto erklärte mir noch einmal Galja Schkurko, daß ich als Begleiterin, das heißt zur Bewachung der Kornfuhrer, eingesetzt werden soll, was mich sehr verblüffte. Der Fahrer saß allein im Führerhaus. Keiner sagte mir, wo ich Platz nehmen soll. So kletterte ich hoch in den Wagenkasten, der bis zum Rand mit erstklassigem Weizen gefüllt war.

Zunächst band ich mir ein Kopftuch über meine frisch gewaschenen und vom Wind ganz zerzausten Haare. Meine Beine wühlte ich in den Weizen. Die Winterjacke, die mir meine Mutter vorsorglich eingepackt hatte, legte ich mir über die Schultern. Nun war mir ganz warm, und ich fand es sogar gemütlich.

Auf der holprigen, unbefestigten Landstraße hinterließen wir nur eine Staubwolke. Die Dämmerung brach an, und mich überkamen beunruhigende Gedanken. Wann werden wir wohl ankommen? Sicherlich erst in der Nacht. Und wo werde ich Dunja finden? Irgendwie war es eine Fahrt ins Ungewisse. Ich versuchte, mich zu beruhigen und sprach mir Mut zu. Noch nicht zu Ende gedacht, bog der Laster von der Straße nach rechts ab und hielt an. Ich wühlte mich aus

meinem kuscheligen Unterschlupf und erblickte ein Bauernhaus, was ich so in diesen Zeiten nicht kannte.

Auf dem Vorbau der Treppe stand eine junge, gutgekleidete Frau. Der Fahrer stieg aus seiner Kabine und sagte, daß wir hier übernachteten. Er fügte hinzu, daß wir gleich morgen früh in Kulunda sein werden. Danach verschwand er mit der Frau im Haus. So langsam wurde mir klar, was es heißt, Korn zu bewachen, also mußte ich die Nacht draußen verbringen. Mir ging durch den Kopf, wie ich denn reagieren würde, wenn jemand den Weizen stehlen wollte. Nach einer Zeit stand die Frau wieder auf dem Vorbau der Treppe. Sie lächelte und bot mir an, ins Haus zu kommen, um zu übernachteten und Abendbrot zu essen. Ich überlegte ganz kurz und lehnte dankend ab. Sie erwiderte nur: »Wie du willst« und schloß die Tür von innen.

Nun mußte ich mich also wieder im Weizen einrichten und hier bei aufgehendem Mond und unter freiem Himmel schlafen. Der Hof, auf dem das Auto stand, war nicht umzäunt, und ringsherum gab es kein anderes Haus. Doch ich hörte Hundegebell aus der Ferne. Daraus konnte ich schließen, daß das Haus am Rande des Dorfes liegen mußte. Wegen der Notdurft stieg ich kurz hinunter und kletterte schnell wieder auf das Auto und versteckte mich im Weizen.

Zwischendurch nahm ich mir eine Tomate, dazu die Hälfte des Brotes und einen Schluck Milch. Überzeugt davon, das Richtige getan zu haben, versuchte ich alle Gedanken, die mir Angst machen könnten, in dieser sternklaren Nacht zu verdrängen. Ich bewunderte den herrlichen flimmernden Sternenhimmel, der mit dem Mond die Nacht erstrahlen ließ, und suchte das Sternbild des großen Bären, da es das einzige war, das ich kannte. Schnell hatte ich es gefunden. Eine Weile versuchte ich, mir darin einen Bären auszumalen. Dann ließ ich die Blicke von einem Stern zum anderen wandern, und mir wurde klar, daß jeder von ihnen sein eigenes Geheimnis und seine eigene Bedeutung hat.

Da ich mir vorgenommen hatte, nicht zu schlafen, fing ich an, die Sterne zu zählen. Als ich bei zweihundert war, hörte ich plötzlich ein Geräusch und Geflüster. Vor Angst kniff ich die Augen zusammen, drehte mich auf die linke Seite in Richtung Haus und lauschte.

Der Fahrer und die Wirtin standen mit einem Eimer und einem Sack im Vorbau. Sie wollten tatsächlich stehlen. Sollte ich schreien? Doch ich war viel zu feige. Ich mußte etwas tun, denn sie kamen schon die Treppe hinunter. So fing ich einfach an zu husten und drehte mich etwas um. Wieder hörte ich Geflüster, und sie verschwanden im Haus. Noch ganz aufgeregt, überlegte ich, was wohl Manja und Rosa in dieser Situation getan hätten. Die Lust auf Sterne zählen war mir nun auch vergangen.

Ruhig, mit offenen Augen lag ich allein da und wehrte mich gegen das Gefühl, von der ganzen Welt verlassen zu sein. Aber das Himmelszelt war in dieser Nacht mein Zuhause, und es schien, als winkte mir jeder einzelne Stern zu. In dieser Nacht gehörte der Sternenhimmel mir allein. Mit diesem Gedanken schlief ich ein. Der Fahrer weckte mich. Etwas beschämt über mich, hob ich den Kopf und

blickte über das Korn. Hinten sah ich eine Narbe. Also hatten sie doch die Gelegenheit genutzt, als ich schlief.

Angekommen am Tor des Getreidesilos, Elevator genannt, stieg ich aus, und der Fahrer reichte mir den Frachtbrief, den ich irgendwem durch ein Fenster neben dem Tor übergab. Dieser Brief enthielt Daten über den Lieferanten, Auto-kennzeichen, Feuchtigkeit, Reinheit, die Art des Getreides, Bruttogewicht und das Datum. Beim Ausladen später wurde das Nettogewicht festgestellt. Eine Laborantin kam vorbei und nahm eine Probe vom Korn.

Damals mußte ich, erst vierzehnjährig, für alles unterschreiben. Die Akte verblieb dann beim Pförtner. Durch ein Megaphon verwies man uns auf den Getreidelagererraum N 8. Wenn ich mich richtig erinnere, gab es zwölf Lagerräume, die in einer Reihe standen und Ambare genannt wurden. Unser Laster fuhr nun im Rückwärtsgang an N 8 heran. Der Fahrer klappte die Laderampe herunter und ließ das Getreide ab. Das Korn konnte aber nur teilweise abgelassen werden. Der Ambar war schon fast voll, was uns das Ausladen erleichterte. Dunja und Jaschka waren bereits da. Mit Dunja scharrtten wir mit breiten Holzschippen das Korn aus dem Wagenkasten. Jaschka hatte die Aufgabe, es weiter in den Raum zu schippen. Er war ein etwa zwanzig- bis zweiundzwanzigjähriger geistig behinderter Mann, der kräftig gebaut, fleißig und fast widerspruchslos alle schweren Arbeiten leistete. Seine einzige Bedingung war, satt zu werden. Auf dem Feld bekam er immer eine Doppelportion. Er artikulierte sehr schlecht und war kaum zu verstehen. Nach dem Entladen zeigte mir Dunja ihr Zimmer.

Unterwegs erzählte sie mir, daß ihre Wirtin ihr nichts mehr zu essen gab, weil sie von dem Kolchos nicht mehr entlohnt wurde. Schlafen durfte sie noch da, und wenn sie selbst etwas zum Kochen mitbrachte, durfte sie auch bei ihr kochen. Ich erfuhr jedoch, daß sie in der ganzen Zeit bisher nur zweimal dort geschlafen hatte. Jaschka kam jedoch nur zum Essen dorthin. Zuerst dachte Dunja, daß Jaschka der Wirtin näherstand und er deshalb bei ihr länger essen durfte. Dem war aber nicht so, denn er bekam einen Tag später auch nichts mehr. Mein Brot und die Milch hatte ich auf dem Weg zum Getreidelager schon verzehrt. Geblieben waren mir nur noch die drei festen, grünen Tomaten.

Am Wasserhydranten, in der Mitte des Getreidelagers, füllten wir unsere Flaschen. Anschließend setzten wir uns in einen der Ambare, auf den Weizen, und machten es uns gemütlich, aßen auch einige Körner und tranken Wasser dazu. Jaschka war jedoch nirgendwo zu sehen, doch als wir zum fünften Ambar kamen, war außer unserem Kolchosauto auch Jaschka da. Er lief aufgeregt hin und her. Ich konnte sehen, daß er etwas vor sich hin sagte, er wollte nicht arbeiten, weil er Hunger hatte. Der Ambar war leer. Dunja und ich schippten das restliche Korn aus dem Laster, der dort zum Entladen stand. Der Fahrer schaute uns nur einen Moment zu, dann griff er sich auch eine Schaufel. Dadurch wurden wir schnell fertig. Wir hatten es aber für besser gehalten, alles mit der Ladeschaufel, Pliza genannt, in Säcke zu schaufeln.

Wegen ihres Hohlmaßes von 16,38 kg (russ. pud) nannte man die Ladeschaufel auch Pudowka. Sie hatte zwei bewegliche Griffe, die mit einem Scharnier befestigt waren. Wir füllten die Säcke allerdings nur halb, weil sie sonst für uns zu schwer geworden wären. Dann zogen wir sie auf dem Boden in den Ambar und schütteten sie aus. Später kam Jaschka hinzu und trug die Säcke allein. Wir lobten ihn auch dafür. In der Mittagspause aßen wir Weizen mit Wasser. Sie dauerte nur kurz, bis der nächste Wagen kam, den wir auszuschaufeln hatten. Jaschka half uns dabei. Dann verschwand er. Dunja fuhr wieder nach Hause, da ihre Zeit abgelaufen war. Ich fand es merkwürdig, daß die Autos an diesem Tag ohne Beifahrer waren, konnte jedoch keine Erklärung finden. Zum Übernachten ging ich zu meiner Quartierswirtin, in der Hoffnung, etwas zum Abendessen zu bekommen. Vergeblich, ich bekam nichts. Früh am Morgen ging ich wieder zu den Getreidesilos. Zu meiner Quartiersmutter ging ich nicht mehr zurück. Ich blieb noch sechs Tage auf dem Gelände des Elevators. Jaschka war spurlos verschwunden. Es war auch nicht bekannt, wie er überhaupt nach Kutschuk gekommen war.

Mich erwartete schon die übliche Arbeit. Ich fing zunächst an, den Wagen allein auszuschaufeln. Nebenan saßen zwei Frauen, die ihren Wagen aus Rodino erwarteten. Die beiden und der Fahrer halfen mir dann aber. So unterstützten wir uns gegenseitig weitere drei Tage.

Wenn die beiden zur Mittagspause gingen, fragten sie mich, warum ich nicht mitging. Ich schüttelte darauf nur den Kopf und ließ mich woanders nieder. Sie bemerkten nichts und wußten auch nicht, daß ich mich nur von Weizen ernährte. Niemand kam mir aus meinem Kolchos zu Hilfe. Am vierten Tag konnte ich kaum noch den Weizen kauen, denn mein Kiefer schmerzte unerträglich. Es war alles entzündet. Die beiden Frauen wurden von jüngeren ersetzt, die nichts mit mir zu tun haben wollten.

Mich ließ immer noch nicht die Frage nach den Beifahrern los. Ich fragte einen der Fahrer, der wußte aber auch keine Antwort. Ich fragte gleich noch, ob ich nach Hause kann. Die Antwort darauf war ein Nein. Jetzt kam nur noch ein Wagen am Tag. Meistens halfen mir doch zwei Frauen, einmal stand ich aber ganz allein da. Da kam der Fahrer und half mir. Er war ziemlich wütend, schubste mich beiseite und entlud den Wagen fast allein, wobei er auf die Verwaltung unseres Kolchos schimpfte. Er bezeichnete sie als gewissenlose Idioten, die Kinder als Lastenträger einsetzen. Ich war die Allerjüngste von allen, das bestätigten auch die Frauen, die mir halfen.

Die nächste Nacht verbrachte ich in einem halbgefüllten Getreidespeicher. Plötzlich hörte ich ein Geräusch in der Nacht. Es war ein Auto, das direkt auf den Speicher zusteuerte und hielt. Der Fahrer klappte forsch die Hinterwand des Wagens herunter und befahl mir, den Kasten des Autos mitten in der Nacht zu reinigen. Am frühen Morgen käme er wieder, und bis dahin sollte er sauber sein. Dann verschwand er. Niemand war da, der mir hätte helfen können. Erschöpft vom unerbittlichen Schaufeln, warf ich mich auf das Korn und weinte bitterlich. Ich ver-

spürte schon keinen Hunger mehr, obwohl ich bereits zwei Tage nichts gegessen hatte. Wasser war meine einzige Nahrungsquelle. Doch es half kein Jammern, denn ich mußte ja fertig werden. Der Morgen nahte, und der Fahrer kam zurück. Schüchtern fragte ich ihn, ob er mich mitnehmen würde. Wieder erhielt ich ein promptes Nein, da es ihm nicht befohlen worden war. Sehnsüchtig schaute ich ihm nach, als er wieder wegfuhr. Am nächsten Nachmittag kam eine Frau in den Raum, in dem ich mich gerade aufhielt und fragte mich, ob ich die Lida Hermann aus Stepnoi Kutschuk bin. Sie sagte, daß sie mich schon suchen und ein Wagen des NKWD da ist, der mich mitnehmen soll.

Als sie nach draußen ging, winkte sie jemandem zu. Der Wagen hielt, und ich stieg mit all meinen Sachen in den Wagenkasten. Die Frau, die mich gefunden hatte, sah mich mit großen, fragenden Augen mitleidig an. Aus allen Speichern kamen die Leute. Sie schauten erstaunt hinterher. Am Pfortnerhäuschen hielten wir noch einmal kurz, dann ging es endlich Richtung Heimat. Im Wagenkasten konnte ich mich jetzt mit leeren Tonnen rumärgern. Eine Tonne war mit einem Holzstöpsel verschlossen. Dieser hätte verhindert, daß sie herumrollte, wenn sie umgefallen wäre. Die zweite hatte keinen Stöpsel, und so rollte sie ungehindert hin und her. Das Schlimmste aber war, daß der restliche Inhalt, vermutlich Petroleum oder Benzin, auslief. Ich saß auf dem schmutzigen Boden an der Wand des Führerhauses und wehrte mich mit Händen und Füßen gegen diese umherrollende Tonne. Es dauerte nicht lange, als die Tonne mit dem Stöpsel auch noch durch den holprigen Weg umstürzte und dadurch mit der anderen zusammenprallte. Es entstand ein großer Lärm. Aus den Tonnen lief indessen Benzin oder Petroleum in meine Richtung. Ich hätte gern meine Jacke untergelegt, doch es war zu kalt. Mein kurzer Rock, die Wollstrümpfe und die zwei knielangen Höschen waren vollkommen durchnäßt. Ich verspürte ein Brennen im Unterleib, was mich nun endlich in Tränen ausbrechen ließ. Es sah mich ja keiner. Und dabei überlegte ich, warum ich vom NKWD abgeholt wurde und wo sie mit mir hinfuhren. Oder war ich jetzt verhaftet, weil ich ohne Erlaubnis der Kommandantur nach Kulunda gefahren war, obwohl mir Galina versprochen hatte, das mit Kondryk zu klären. Außerdem behandelten sie mich wie eine Verbrecherin. Sie hätten mich im Führerhaus unterbringen können, da wäre noch Platz gewesen. Aber nein, statt dessen mußte ich, so erschöpft und hungrig wie ich war, mich immer noch gegen die schweren Tonnen verteidigen. An Schlaf war nicht zu denken, denn sie hätten mich zerquetschen können. Doch langsam trat Ruhe ein, es rüttelte nicht mehr so stark. Ich hob den Kopf und stellte tatsächlich fest, daß wir auf einer breiteren Straße fahren, die durch eine große Siedlung führte. Sie kam mir irgendwie bekannt vor. Es sah so aus, als wäre es Rodino. Nach einer Weile hielten wir vor einem großen Haus, das in einem sehr guten Zustand war. Über der Haustür ein Schild: Volkskomitee für Inneres, Bezirksabteilung, Bezirk Rodino, Altai-Region. Mir wurde klar, ich war beim NKWD gelandet.

Angst hatte ich vor denen keine. Die Männer stiegen aus dem Auto, und einer von ihnen ging in das Haus. Der Fahrer klappte indessen die Hinterwand auf und

stieß die beiden Tonnen vom Wagen. Nach einer Zeit kam der Mann aus dem Haus mit einem Älteren wieder. Der Ältere von ihnen stieg auf das Rad des Autos und schaute mich gleichgültig an. Er ermahnte mich, nie wieder ohne Erlaubnis der Kommandantur irgendwo hinzufahren, auch dann nicht, wenn der Genosse Kondryk es befiehlt. Forsch sagte er: »Verstanden?« Ich konnte nur nicken. Jetzt brachte mich der Fahrer nach Hause.

Nun bot man mir einen Platz im Führerhaus an, doch jetzt wollte ich nicht. Ich blieb im Kasten sitzen, wo ich schon die ganze Zeit verbracht hatte. Nach Absprache mit dem Fahrer gab ich ihm Bescheid, wann er anhalten soll. Als wir ankamen, dämmerte es schon. Ich stieg ab und bemerkte, daß mein Rock hinten sehr naß war. Da es schon dunkel war, sah man es ja nicht. Nun blieb ich zwei Tage zu Hause, bis mir eine Botin die Nachricht überbrachte, den nächsten Tag wieder auf dem Feld arbeiten zu müssen.

Nach dem Aufenthalt in Kulunda waren die jetzigen Feldarbeiten das reine Vergnügen für mich. Wir blieben bis Oktober im Feldbaulager. Danach standen wieder die Arbeiten auf der Tenne an. Das Schuljahr begann erst, als der Schnee schon liegenblieb.

## Traurig-schöner Schulalltag

In der 7. Klasse, der Abschlußklasse, waren fast alle Schüler vierzehn bis fünfzehn Jahre alt. Nur Vera Schewtschenko machte eine Ausnahme. Da ihre Mutter Lehrerin war, durfte sie schon mit sieben Jahren eingeschult werden. Demzufolge war sie erst dreizehn.

Laut Schulgesetz von 1936 begann die Schulpflicht mit dem achten Lebensjahr. Ich war 1936 sieben Jahre und wurde natürlich nicht eingeschult. Mein Vater ging damals mit mir zur Schulleitung, um zu beweisen, wie weit meine Kenntnisse sind, denn ich konnte schon lesen und schreiben und kleine Mathematikaufgaben lösen. Aber das interessierte keinen, denn niemand wollte mit dem Schulgesetz in Konflikt kommen. Meine Freundin Irma dagegen war nur ein Jahr älter als ich und schon in der 2. Klasse, während ich mich zu Hause langweilte.

In der Klasse waren wir fast nur Mädchen, außer unserem einzigen Jungen Mitja Kuzenko. Im übrigen waren alle recht großgewachsen, bis auf meine Freundinnen Manja und Dunja. Doch wir sahen vielleicht erwachsener aus, als wir waren. Bei Njura war das Erwachsensein deutlich zu merken. Sie machte dem Militärlehrer schöne Augen, und er ihr auch. So sprach man jedenfalls über die beiden. Rosa erzählte mir, daß Njura eine intime Beziehung zu Stepan Stelmach haben soll. Er war ein Jahr älter und hatte die Schule schon geschmissen. Durch ihr Verhalten verlor Njura ihr Ansehen bei uns.

In der Schule lernten wir im Literaturunterricht Werke von Puschkin und Lermontow kennen. Wir erfuhren etwas über die Fürstentochter Prinzess Mary und Petschorin, über Tatjana und Onegin. Darüber gab es zwischendurch viele Flüsterereien. Dabei stellten wir fest, daß sich unsere Gespräche immer öfter um das Thema Liebe drehten. Rosa sagte mir im Vertrauen, daß Mitja Kuzenko in sie verliebt ist, doch ihr Interesse galt mehr Michail Zapko. Er war ja der Schönste aus dem Dorf, jedoch ziemlich eingebildet.

Michail war der Cousin von Manja: Sein Vater hatte vor dem Krieg seine Familie mit den drei Kindern Dascha, Michail und Alexander verlassen und die Mutter von Njura, Maria Timofejewna Gluschtschenko geheiratet, die von ihm schon einen Sohn hatte.

Michail hatte 1942 die Schule beendet. Danach arbeitete er wie ein Erwachsener im Kolchos, ebenso Stepan. Rosa fragte mich, ob mir Michail auch gefiel. Ich wußte nicht so recht, was ich antworten sollte, da ich ihn eigentlich haßte.

Als wir noch die 5. Klasse besuchten, bat mich Manja eines Tages, das Foto mitzubringen, auf dem ich und die Zwillinge zu sehen waren. Sie wollte es einem Mädchen zeigen, das die beiden Kinder noch nicht kannte. Also brachte ich es ihr mit.

Als ich nach der großen Pause wieder in das Klassenzimmer kam, sagte mir Dunja, daß zwei Jungen aus der Siebten dagewesen waren und in meinen Büchern



gewählt hätten. In dieser Zeit konnte ich kaum russisch, und es fiel mir schwer, alles richtig einzuordnen, was mir Dunja sagte. Doch ich war empört darüber, als mir Manja, die damals neben mir saß, erklärte, daß Michail Zapko das Bild genommen hatte. Ich forderte sie auf, ihrem Cousin das Foto wieder wegzunehmen. Es gelang ihr jedoch nicht, wie sie mir sagte, also nahm ich meinen ganzen Mut zusammen und sprach ihn an. Vergeblich, er lächelte nur und redete drauflos, was mich an meinen ehemaligen Schulkameraden Poloussow erinnerte. Noch traurig über den Mißerfolg, ging ich davon und entschied mich zu schweigen, als hätte es dieses Foto nie gegeben. Von nun an stand ich mit ihm auf Kriegsfuß. Ich bemühte mich, ihm aus dem Weg zu gehen. Er schenkte mir allerdings auch keine Beachtung. Michail war tatsächlich ein schöner, schlanker und großer Junge, mit graugrünen Augen und einer wohlgeformten Nase, dazu noch intelligent.

Die Antwort auf Rosas Frage stand auch noch aus. Sie schien in ihn verliebt zu sein. Ich schwieg einfach, sonst hätte ich erzählen müssen, was vorgefallen war.

Rosas Schwärmereien über Michail häuften sich, und irgendwann stimmte ich ihr zu. Doch ich hätte mir nicht vorstellen können, mich in ihn zu verlieben. Ehrlich gesagt, ich konnte mir keinen Jungen von hier vorstellen.

Ich verglich sie alle mit Viktor Gerber oder mit Albert Pinnecker aus Mariental. Viktor war mein Favorit, und mein heimlicher Traum war, wieder nach Mariental zurückzukehren, um ihn wiederzusehen. Ich war mir fast sicher, daß wir uns nach dem Krieg wiedersehen.

Rosa sagte mir ganz im Vertrauen, daß sie mit Michail unter vier Augen gesprochen und er ihr offenbart hatte, sich vorstellen zu können, mit ihr in fünf Jahren ein wunderbares Paar zu werden. Ich freute mich riesig für Rosa.

Doch das Glück währte nicht lange. Nach der 7. Klasse, als wir wieder aufs Feld mußten, sahen wir mit eigenen Augen, daß Michail mit einer Frau, die fünf Jahre älter war, zusammen war.

Das Schuljahr 1943/Anfang 1944 verging ohne irgendwelche Besonderheiten. Leider hatte ich keine eigenen Schulbücher. Meine Schulaufgaben machte ich zusammen mit Rosa, und mit Manja übte ich kleine Theaterstücke ein.

Bei Rosa fand alle zwei Wochen ein Badetag statt, und Vera lud mich auch gelegentlich dazu ein, natürlich nach vorheriger Absprache beider Mütter. Dazu wurde eigens ein Zuber im Wohnzimmer aufgestellt, der zur Hälfte mit kaltem Wasser gefüllt wurde. Im Ofen wurden mehrere Ziegelsteine erhitzt, bis sie glühten, oder auch ein großes, metallenes Zahnrad (wahrscheinlich von einem Traktor). Mit einem Feuerhaken wurden ein bis zwei Stück aus der Glut genommen und in den Zuber geworfen. Das Wasser darin fing an zu brodeln. Zuvor wurde jedoch ein Dreibein über den Zuber gestellt, der aus dünnen Stangen bestand. Darüber wurde eine große Decke gelegt, die verhinderte, daß sich das Wasser zu schnell abkühlte. Nachdem die ins Wasser gelegten Steine wieder abgekühlt waren, stieg zuerst Vera in die Wanne und badete. Danach stiegen Rosa und ich in den Bottich. Die Schewtschenkos hatten sogar Seife, und mir war nach dem Bad

besonders wohl. Das samstägliche Baden fand nach der Schule statt. Meistens blieb ich noch über Nacht. Rosa und ich schliefen in einem Bett unter einer Decke, wo wir uns noch in den Schlaf flüsterten.

An den Schulabenden wurde Theater gespielt, getanzt und gesungen. Wenn wir Militärunterricht hatten, spielten wir das ganze Thema Krieg durch. Dazu wurden uns Kenntnisse an Waffen, wie der Handgranate, vermittelt. Uns wurde erklärt, wie wir uns bei Giftgaseinsätzen zu verhalten haben und wie ein Gewehr zu handhaben ist. Ständig wurden wir zur Wachsamkeit ermahnt, denn schließlich konnte der Feind überall versteckt sein. Nach solchen Belehrungen hatte ich immer im tiefsten Inneren das Gefühl, als wäre mit dem Feind im eigenen Lager ich gemeint.

Heute erinnere ich mich gerne an zwei Lehrerinnen: Anastasia Semjonowna Baglai, für Russisch und Literatur, und Natalja Iwanowna Ussenko, die Mathematiklehrerin. Während ihrer Unterrichtsstunden fühlte ich mich nie ungerecht behandelt. Sie hegten gegen niemanden ein Mißtrauen. Ich wurde allen gleichgestellt.

Unsere Klassenleiterin Tatjana Iwanowna Moskalkenko führte Anfang Februar mit uns Gespräche. Es ging darum, dem Leninschen Kommunistischen Jugendverband der Sowjetunion eventuell beizutreten. Sie betonte, wieviel Bedeutung dieser Verband hat und welche Ehre es wäre, ein Mitglied dieses Verbandes zu sein. Jedes Mitglied sei verpflichtet, uneigennützig der großen Heimat zu dienen und grenzenlose Treue dem Werk Lenins und Stalins zu erweisen. Das sollte jedenfalls die Devise eines jeden Komsomolzen sein. Wer von dieser Mission überzeugt war, sollte einen Antrag stellen, um einzutreten. Die anderen konnten nach Hause gehen. Tatjana Iwanowna nahm die Kreide zur Hand und schrieb einen Musterantrag an die Tafel.

Für Dunja But war das Gespräch zu Ende. Als sie ging, schaute ihr keiner nach, noch sprach einer ein Wort. Es wußte ja jeder, daß sie gläubig war, und so verstand es sich von selbst, kein Gerede darum zu machen.

Ich überlegte angestrengt, ob ich mich überhaupt anmelden darf oder besser vielleicht nicht? Manja fragte mich ganz erstaunt, warum ich nicht auch einen Antrag stelle. Ich erwiderte nur, daß ich wahrscheinlich nicht darf. Manja ging nicht mehr weiter darauf ein. Sie sagte einfach, daß ich darf und den Antrag ausfüllen soll. Rosa kam zu mir und schaute mich nur wortlos an. Ich entschied mich ganz spontan, denn ich wollte auch Komsomolzin werden.

Meine Mutter und Ella nahmen diese Neuigkeit mit gemischten Gefühlen auf. Es waren ein paar Tage vergangen, als Tatjana Iwanowna während der großen Pause unser Klassenzimmer betrat, obwohl sie an diesem Tag bei uns keinen Unterricht hatte. Alle rannten zu ihr und umringten sie.

Eigentlich wollte ich auch gerade zu ihr, doch so weit kam es nicht. Unsere Blicke trafen sich, und sie gab mir zu verstehen: Laß es. Ich sank erst einmal zurück auf die Bank. Wie versteinert saß ich da und hörte nur Getuschel. Leider

verstand ich kaum etwas. Ich konnte aber aus den wenigen Worten schließen, daß es wieder einmal um meine Nationalität ging und um meinen Antrag.

Irgendwer versuchte mich zu verteidigen, ich sei eine gute Schülerin, ich sei aktiv und auf mich könne man sich verlassen. Darauf folgten die Worte von Tatjana Iwanowna, die mir als böse drohendes Gezische vorkamen: »Wer weiß, was die alles im Sinn haben? Sie ist immerhin auch eine Deutsche (Nemka)!« Und dann hörte ich nichts mehr, ich brauchte auch nichts mehr zu hören.

Bald darauf klingelte es. Manja ging mit den Worten: »Du darfst nicht« teilnahmslos an mir vorbei. Sie tat, als wären wir uns vorher nie begegnet, nahm ihre Schulsachen und setzte sich nach vorn. Daraufhin nahm auch ich meine Sachen und setzte mich ganz allein in eine der hintersten Reihen. Sie waren alle frei. Ich sah und hörte nichts mehr vom Geschehen in der Klasse. Meine Gedanken waren nicht mehr hier. Mir wurde klar, daß ich nicht so wie andere Kinder war. Ich war die Nemka. Damit war alles gesagt. Und dazu noch die Tochter eines Volksfeindes.

Nach dieser Stunde ging ich. Bei den drei Birken, bei denen meine Freundinnen und ich doch so oft gemeinsam verweilten, ließ ich meine Sachen fallen, umarmte eine Birke und weinte heftig. Zu Hause ging ich hinter den Stall, wühlte mich im Stroh ein und weinte weiter. Ich dachte dabei an meine Heimat, wieviel Freude es mir gemacht hatte, Pionier zu sein.

Ella merkte mir gleich an, daß etwas nicht stimmte. Sie beschimpfte den Komsomol: »Wenn die so dumm sind und dich nicht wollen, dann scheid doch auf diesen Komsomol.«

Sie erboste sich, daß ich auch noch darüber weinen konnte. Ich hatte den Eindruck, daß sich Ella noch mehr als ich darüber aufregte, denn sie konnte sich lange nicht beruhigen. Sie befahl mir wie eine Vorgesetzte, gefälligst den Kopf nicht hängenzulassen und verwies mich darauf, was für eine gute Schülerin ich bin, die außerdem noch fleißig im Kolchos arbeitet.

Mutter und Lisbeth versuchten von der Situation abzulenken, indem sie davon sprachen, daß der Krieg ja bald zu Ende wäre und wir dann wieder nach Hause könnten.

Doch für mich kam es noch schlimmer. Meine Freundin Manja ließ mich nun ganz links liegen. Ich fühlte mich verlassen. Auf keinen Fall aber wollte ich zeigen, wie verletzt ich bin. Es war ein peinliches Gefühl, nach Hause gehen zu müssen, während die anderen zur Komsomolversammlung oder zu Veranstaltungen des Komsomol gingen.

Der Faden zog sich fort, und so machte ich auch an der Vorbereitung der Maifeier nicht mit. Mit Rosa traf ich mich bis zum Ende des Schuljahres auch nicht mehr. Ich wollte nicht, und Rosa konnte das verstehen. Keine gemeinsamen Badetage, keine gemeinsamen Gitarrenspiele. (Das Gitarrenspiel hatte ich ihnen allen beigebracht.) In den Pausen kam es allerdings zu kurzen, spontanen Gesprächen mit Rosa, die ich als freundlich und einfühlsam schätzte. Niemals sollte sie mitbe-

kommen, wie unglücklich, gedemütigt und einsam ich mich fühlte. Ich wollte einen selbstbewußten und stolzen Eindruck hinterlassen.

Meine Prüfungen bestand ich in dieser Zeit alle. Es waren nicht viele, die es in die 8. Klasse schafften. Nur Rosa, Valja Nikolajewa und ich schafften es. Valja kam erst kurz vor Ende des Schuljahres zu uns und war die beste Schülerin unserer Klasse. Aus ihrer Vergangenheit war nur wenig bekannt. Sie kam aus Leningrad, und ihr Adoptivvater war der Chefbuchhalter unseres Kolchos.

Valja war eher eine Einzelgängerin, die auch kein Interesse an einer Freundschaft zeigte. Im Sommer und Herbst arbeiteten wir auf dem Feld. Noch während der Heuernte wurde Rosa als Trinkwasserfuhrmann angestellt. Früh am Morgen spannte sie das Pferd Burko ein, mit dem sie dann zum Brunnen fuhr, der an der Einfahrt zum Dorf lag. Es war ein sehr tiefer Brunnen. Das Wasser wurde in einem großen Holzzeimer, der an einer Aufzugskette befestigt war, hochgeholt und in ein Faß gefüllt. Am Feldlager wurde das Faß in weitere kleinere Fässer und in Eimer entleert, das Wasser dann zum Trinken und zum Kochen genommen. Der Rest des Wassers kam in den großen Trog im Stall. Über Mittag wurde das Pferd ausgespannt und in den Stall gebracht. Am Nachmittag ging es noch einmal in Richtung Brunnen. Bis August war das Rosas Arbeit. Danach übernahm ich sie für einen Monat, weil sie krank wurde. Später konnte ich mit Rosa darüber lachen. Doch damals war das gar nicht lustig.

Die Heumahd war in dem Jahr besonders gut. Das Gras war dicht und hoch gewachsen, um so mehr hatten wir zu tun, es schnell in Hocken zusammenzutragen, damit es nicht austrocknet. Zur Unterstützung kamen mal zwei, mal drei, mal vier Frauen vom Viehhof.

Eine davon war meine Tante Bertha. Sie war eine besonders rastlose, fleißige Frau. Ich kann mich noch gut daran erinnern, wie sehr meine Freundinnen sie bewunderten, und das nicht nur wegen ihres Fleißes. Sie hatte sehr weibliche Formen, die ihr schwarzes, durchsichtiges, figurbetontes Kleid mit den weißen Blumen noch betonte. Irgendwer verglich sie sogar mit einer griechischen Göttin. In Mariental trug sie dieses Kleid nur zu festlichen Anlässen. Jetzt hatte sie aber keine andere Sommerkleidung mehr. Bertha war kurz davor wegen des Todes ihrer Mutter aus der Trudarmee entlassen worden.

Das Heuhocken war noch nicht beendet, als ich schon zum Schobersetzen geschickt wurde. Das in Hocken gesammelte Heu wurde nun auf größere Fuhren geladen, die noch durch ausklappbare Seitenwände erweitert werden konnten. Die hochbeladenen Wagen brachte man nun zum entsprechenden Heuschober. Dabei arbeitete ich mit Dascha Zapko zusammen.

Als sich das Ende der Heuernte näherte, sagte sie zu mir, daß wir jetzt eine Fuhre besonders hoch beladen werden, um diese dann zu uns nach Hause zu fahren.

Kondryk hatte am Tag zuvor angewiesen, daß den Arbeitern, die von Anfang der Heuernte und bis zum Ende dabei waren, eine Fuhre Heu zustand. Also bekam

auch ich eine. Wir luden soviel Heu auf, wie wir nur konnten und fuhren es auf unseren Hof.

Diesen Abend war ich zu Hause, als Ella von der Arbeit kam. Sie konnte es gar nicht fassen daß all dieses Heu uns gehörte. Draußen so wie drinnen, überall roch es nach Heu. Es war ein irrer Duft.

Die Zwillinge wälzten sich vor Freude im Heu. Das meiste Heu wurde dann in den kleinen Stall gebracht. Ein Teil kam in den Speicher, ein anderer wurde hinter dem Stall zu Hocken aufgeschichtet. Unsere Kuh war demzufolge für den ganzen Winter mit Futter versorgt. Auch unsere Strohsäcke konnten wir jetzt neu mit Heu stopfen. Auch Maria bekam noch ein paar Säcke voll Heu mit.

Es wurde Herbst, und der Gedanke, die Schule nach der 7. Klasse verlassen zu müssen, war mir schrecklich. Aber es stand ja die Frage, ob mir die NKWD eine Bewilligung erteilen würde, um in Rodino weiterzulernen. Doch war fraglich, ob meine Familie überhaupt eine Unterkunft für mich finden und bezahlen könnte. Rosa hingegen bat mich ständig, mit nach Rodino zu kommen.

Eines Tages sagte der Feldbaubrigadier, daß ihn meine Schwester gebeten hätte, mir am nächsten Tag von der Arbeit freizugeben, da es angeblich um die Schule ging. Das war Anfang September. An diesem Tag kamen die Kommandanten aus Rodino nach Stepnoi Kutschuk, um die Anwesenheit aller Deutschen zu überprüfen. Jeder, der über sechzehn Jahre war, mußte sich mit seiner Unterschrift melden. Ich brauchte also noch nicht zu unterschreiben, doch ich sollte mitkommen, um nachzufragen, ob es möglich wäre, die Schule in Rodino zu besuchen. Zu meinem Glück bekam ich eine Zusage. Ich freute mich riesig, denn ich bin immer gern in die Schule gegangen.

Zu meiner Überraschung erfuhr ich auch noch, daß Tante Anna einen alten deutschen Mann in Rodino geheiratet hatte. Also hatte ich die Chance, bei ihr zu wohnen.

Ich konnte nun einen Antrag beim NKWD für Rodino stellen. Dazu gab es einige ausführliche Erklärungen über die An- und Abmeldepraktiken. Das hieß also, wenn ich Rodino verlasse, um in Kutschuk das Wochenende zu verbringen, ich mich abmelden müßte. Auch durfte ich in der Schulwoche Rodino nicht verlassen.

Das Schuljahr begann dieses Mal schon Mitte September, und wir wurden unerwartet früh vom Feld geholt. Jetzt erfuhr ich, daß auch Njura in die 8. Klasse gehen durfte. Wie es dazu kam, weiß ich jedoch nicht. Eigentlich sollten jetzt die Vorbereitungen für das neue Schuljahr beginnen.

Vom Kolchos bekam ich für meine Arbeit Korn und sogar ein wenig reines Mehl. Lange Zeit kannte ich nur noch das Mehl, das in den Zähnen knirschte, weil so viele Steinchen drin waren.

Zu einem festgemachten Termin brachten wir, Ella, Mama und ich, mein Bettzeug, Sachen und Lebensmittel auf den Kolchoshof. Das Fuhrwerk, ein Zweispänner, war schon voll beladen. Wir schafften es dennoch, meine Habe unterzu-

bringen. Inmitten der Sachen suchte ich mir einen Platz. Für Walja war schon von ihren Eltern ein vorderer Platz reserviert worden.

Rosa und Njura richteten sich in der Mitte des Wagens ein, während ich ganz hinten auf meinen Sachen saß. Meine Mutter stand an der Seite des Wagens, der sie so klein und schüchtern aussehen ließ. Der Fuhrmann trieb die Pferde an, und der Wagen setzte sich in Bewegung. Alle Begleiter gingen dem Fuhrwerk auf der Straße hinterher. Irgendwann dann blieben sie stehen und sahen uns nach.

Mich befiel schon wieder so ein Gefühl der Nichtzugehörigkeit, als wäre ich unerwünscht. Es hatte eigentlich schon auf dem Kolchoshof begonnen, als mich die feindseligen Blicke des Buchhalters Anatoli Michailowitsch Akimow (Valjas Adoptivvater) trafen. Er half auch Njura und Rosa, sich auf dem Wagen einzurichten, und ermutigte sie für die kommende Zeit. Mich nahm er offensichtlich nicht wahr, er ignorierte mich einfach.

Als wir in Rodino ankamen, war ich die erste, die ausstieg. Meine Tante wohnte schräg gegenüber von der Wohnung, wo sich Rosa und Njura einquartierten. Valjas Domizil lag im Zentrum, ganz in der Nähe der Schule. Wir waren jetzt in der Klasse 8 b, die die Peripherieklasse war.

Wir hatten noch viel Sonne in diesem Herbst und gingen deshalb noch leicht bekleidet zur Schule. Am dritten Tag erläuterte man uns den Beschluß der Partei und der Exekutivgewalt der Altai-Region über die Verschiebung des Schuljahresbeginns für die 5.-10. Klassen auf unbestimmte Zeit. Solange das Wetter so blieb, mußten wir aufs Feld und die Ernte einbringen, so wie schon drei Jahre zuvor.

## Schulwechsel nach Rodino

Meine Tante Anna hatte den alten Staub geheiratet, was mir sehr zugute kam, weil ich dadurch weiterlernen konnte. Den Anstoß dazu gab jedoch ihr Bruder, mein Vater Alexander, für den sie alles tun würde, um ihm seinen Traum zu erfüllen. Denn mein Vater träumte davon, wenigstens einer seiner Töchter eine Hochschulbildung zu ermöglichen.

Annas Mann, der alte Staub, war zwar nicht viel älter als sie, jedoch schätzte ich ihn viel älter ein. Seine beiden Kinder, Amalia achtzehn Jahre und Michael zwischen zehn und elf, hätte man eher als seine Enkel sehen können. Als gelernter Schmied hatte er Arbeit bei der MTS in Rodino erhalten. Nach dem Tod seiner Frau bat er Tante Anna, ihn zu heiraten, doch sie lehnte ab. Erst als meine Ausbildung zur Debatte stand, sagte sie zu.

Sie bewohnten ein kleines Zweizimmer-Häuschen, das immerhin einen Holzfußboden hatte. Seine beiden Kinder vertrugen sich gut mit ihrer Stiefmutter. Mit mir hatten sie auch keine Probleme, sie gingen mit mir um, als wäre ich die Stiefschwester.

Amalia arbeitete irgendwo, während sich ihr Bruder zu Hause herumtrieb. Ansonsten war er ein ruhiger, gehorsamer Junge. Er konnte leider nicht die Schule besuchen, da er kein Russisch verstand. Dafür half er bereitwillig, die Kuh zu versorgen, die Tante Anna in die Ehe eingebracht hatte und deren Milch sie natürlich gut gebrauchen konnten. Michael übernahm dann mit der Zeit überhaupt die Versorgung der Kuh.

Bei meiner Tante Anna wohnte ich kostenlos. Außerdem bekam ich jeden Tag eine Tasse Milch, solange die Kuh noch Milch gab. Sonst versorgte ich mich selbst. Jeden Tag nach der Schule kochte ich mir eine Suppe aus Kartoffeln, Zwiebeln und selbstgemahlenem knusprigem Mehl. Wenn ich noch Gemüse hatte, kamen noch rote Rüben (rote Beete) oder Möhren dazu. Meine Lebensmittel lagerte ich im Vorraum. Die Suppe aß ich auf einmal auf.

Um sieben Uhr ging ich mit Rosa und Njura, die ja gegenüber einquartiert waren, zur Schule, der Unterricht begann um acht Uhr.

Für die Hausaufgaben hatte ich nach dem Kochen und dem Essen nicht mehr allzuviel Zeit. Die Familie meiner Tante wartete jedoch geduldig, bis ich mit den Schularbeiten fertig war. Danach wurde die Petroleumfunzel gelöscht, und wir gingen alle zu Bett.

Für Mathe und Physik hatte ich keine Lehrbücher und war deshalb in den Pausen damit beschäftigt, aus den Büchern meiner Schulkameradinnen einiges abzuschreiben. Schreibhefte besaß ich auch nicht, deshalb hatte mir Tante Anna einige Notizbücher von ihrem Sohn Sascha gegeben. Durch Ellas Bekannte, die Lehrerin war, bekam ich zwei Bücher, die ich zum Schreiben nutzte. Eines der Bücher trug den Titel »Die Abenteuer des braven Soldaten Schwejk«.

Die Tinte zum Schreiben stellte ich mir selber her. Ich benutzte dazu Ruß aus dem Schornstein und Milch. Mit dem Tintenfaß gab es so manches Problem. Vorsicht war schon beim Tragen geboten, damit es nicht überlief. Das Schlimmste war jedoch, wenn es Frost gab, da gefror sie einfach. Deshalb trug ich das Tintenfaß unter meinem Mantel, was nicht ganz einfach war.

Meine Lieblingslehrerin war Nina Stepanowna Rogowaja, die russische Sprache und Literatur unterrichtete. Literatur war mein Lieblingsfach.

Die Deutschlehrerin Elena Kasimirowna Naudshunas war eine gebürtige Litauerin, die eine besondere Stellung in der Lehrerschaft inne hatte. Alle haßten zwar die deutsche Sprache, doch niemand diese Lehrerin. Durch ihre ernsthafte Einstellung zu ihrem Lehrfach, mit ihrer Korrektheit und Gerechtigkeit in jeder Beziehung verehrten auch wir Schüler sie und begegneten ihr mit Achtung und Respekt.

Im Deutschunterricht nutzten wir auch die Pausen für das Deklinieren oder Konjugieren, und ich schaffte es außerdem, mich auf einen anderen Unterricht, meist auf Mathematik, vorzubereiten.

Am Anfang des Schuljahres fand die allgemeine Komsomolversammlung statt. Rosa schilderte sie mir später. Als Sekretär der Schulorganisation wurde ein Schüler der 8. Klasse gewählt. Sein Name war Pawel Bratschun. Dieser Junge genoß bei den Schülern eine große Autorität. Ich kannte ihn nicht und wußte nur, daß alle Jungs unserer Klasse während der großen Pause in einen Raum eilten, in dem sich der Schülerkreis befand, der sich um Pawel scharte. Er schien irgendwelche amüsanten Geschichten zu erzählen, denn unsere Jungs kamen danach gutgestimmt in die Klasse zurück. Später sah ich ihn auch gelegentlich.

Alle vierzehn Tage, am Samstag, fand in der Schule ein Tanzabend statt, den wir die erste Zeit nicht besuchten, weil wir doch lieber nach Hause wollten, nach Kutschuk. Die sechzehn Kilometer legten wir in zwei bis zweieinhalb Stunden zurück. Zu Hause wuschen, stopften oder flickten wir unsere Sachen.

Sonntagnachmittag ging es dann wieder mit einem Fuhrwerk oder mit einem Schlitten zurück. Es kam jedoch auch vor, daß ich ganz alleine den Weg zu Fuß zurücklegte.

Mit der Zeit gingen Rosa und ich nicht mehr so oft nach Hause, und so besuchten auch wir zum ersten Mal einen Tanzabend. Begonnen wurde der Tanzabend mit einem Konzertprogramm. Vier Musiker standen auf der kleinen Bühne. Ein Mann spielte Klavier, ein Junge (etwa 13 Jahre) spielte Akkordeon, ein zweiter spielte Geige (etwa 10 oder 11) und ein kleiner Knirps saß an der Trommel. Danach erfuhr ich, daß es der Mathematiklehrer der 6. und 7. Klassen war, Klementi Warfolomejewitsch Rohr mit seinen drei Söhnen. Der Pianist, mit deutschem Namen Klemens Rohr, war ein Wolgadeutscher aus Mariental. Es war eine zauberhafte Musik, die durch unsere Schule hallte. Nach Walzer-, Tango-, Foxtrottklängen und anderen Tänzen bewegten wir uns voller Begeisterung.



Einige unser Lehrerinnen waren auch anwesend. Sie forderten uns zum Tanzen auf, auch um uns die entsprechenden Tanzschritte zu zeigen. An diesem Abend hatten wir viel Spaß. Und ich erfuhr auch noch, daß es eine Theatergruppe gab, die von Valentina Andrejewna, einer Literaturlehrerin der 9. und 10. Klassen geleitet wurde. Wie ich hörte, bereiteten sie gerade ein großes Theaterstück vor, was mein Inneres in Aufruhr brachte. Nun mußte ich wieder daran denken, wie es wäre, wenn ich auch Komsomolzin wäre, doch ich war ja die Nemka. Ich nehme an, daß ich allein aus diesem Grund keine Rolle angeboten bekam. Dafür durfte ich wenigstens mit Rosa in den Schulchor eintreten. Leiter war der Lehrer Rohr. Rosas Stimme war sehr kräftig und schön, und so durfte sie auch des öfteren Solos singen, während ich nur im Chor mitsingen konnte, was mir nicht unbedingt Spaß machte. Ich kam aber regelmäßig zu den Proben, weil ich mich so auch nicht ganz isoliert von den anderen fühlte.

Die Frühjahrsferien rückten näher, und die ersten Sonnenstrahlen begannen die Schneewehen zu schmelzen. Solange der Schnee sich nicht in Pfützen verwandelte, gingen alle noch in Filzstiefeln zur Schule. Am Morgen war es noch winterlich kalt, während die Sonnenstrahlen am Nachmittag schon so einiges dafür taten, um uns mit durchnässten Stiefeln nach Hause kommen zu lassen. Die Stiefel wurden über Nacht zum Trocknen in die Ofenröhre gelegt oder gestellt, die sich im vorderen Teil des Ofens befand. Meine Mitschülerinnen hatten das Glück, noch ein paar Lederstiefel zu besitzen, die sie dann statt der nassen Filzstiefel anziehen konnten. Ich besaß leider keine, nur ein paar Lederhalbschuh, die mit Strickstrümpfen aber zu klein waren. Als die Schneeschmelze mit voller Kraft einsetzte, konnte ich zwei Tage nicht die Schule besuchen.

Nun begannen die Ferien, und wir wurden mit dem Schlitten abgeholt. Wir nahmen den Feldweg, der noch gut befahrbar war, da noch viel fester Schnee lag. Je mehr wir uns unserem Heimatort näherten, um so mehr Mühe hatte der Schlitten.

Inzwischen hatte unsere Kuh gekalbt. Die Frauen beschäftigten sich damit, einen Teil der Milch gegen andere Lebensmittel einzutauschen. Meiner Schwester Maria mit ihren vier Kindern ging es viel schlechter. Meine Mutter unterstützte sie sehr viel, indem sie die Kinder so lange beaufsichtigte, wie Maria bei Ella in der Nähstube arbeitete. Während eines Besuches in der Nähstube beobachtete ich Maria bei der Arbeit. Sie war beim Auftrennen einer alten, schmutzigen Jacke, die sie ganz nah vor ihre schwachen Augen hielt. Dabei gab sie sich große Mühe, mit dem Bruchstück einer Rasierklinge die Naht zu treffen. Mir tat sie so leid, daß mir zum Heulen zumute war. Marias Zuhause sah auch schon sehr ärmlich aus, da sie alles Mögliche bereits getauscht hatte.

Mariechen war schon fast zwölf und arbeitete im Sommer wie im Winter manchmal nach der Schule auf dem Viehhof. Die kleinen Kinder wurden von meiner Mutter, Oma Sine, betreut.

Nach den Frühjahrsferien brachte man uns wieder mit einem Fuhrwerk nach Rodino.

Am 30. April, zur Maifeier, wurde am Abend ein Theaterstück aufgeführt, in dem Pawel Bratschun die Hauptrolle hervorragend spielte. Rosa und unser Mathematiklehrer sangen ein schönes ukrainisches Lied im Duett. Beim nachfolgenden Tanzabend tanzten Rosa und ich nicht nur miteinander, sondern auch mit den Jungen aus unserer Klasse. Zu meiner großen Überraschung stand plötzlich Pawel B. vor mir und forderte mich zum Walzer auf. Nach diesem Abend war ich davon überzeugt, daß Pawel der Beste von allen Jungen war. Das durfte jedoch niemand wissen, auch Rosa nicht, na und er schon gleich gar nicht.

Am 9. Mai, kurz nach meinem Mittagessen, hörte ich plötzlich ein Geschrei von draußen. Tante Anna kam strahlend und weinend zugleich vor Freude ins Zimmer und sagte, der Krieg ist zu Ende. Sie umarmte mich mit den Worten, daß wir jetzt vielleicht wieder nach Mariental gehen und Papa und Sascha wiederkommen. Natürlich hatten wir schon vorher gehant, daß der Krieg bald zu Ende sein würde. Trotzdem war die Nachricht auch für mich erschütternd. »Endlich!« schrie ich und rannte auf die Straße und schloß mich der jubelnden Menschenmenge an. Alle liefen in Richtung Zentrum, das heißt zu unserer Schule. Rosa kam ebenfalls schreiend aus ihrer Wohnung. Wir umarmten uns, weinten, jubelten und hopsten wie verrückt. Njura war auch mit dabei.

Auf dem Festplatz im Zentrum wurde schon eine Tribüne errichtet, und irgendwelche Parteigenossen schrien aus vollem Halse: »Es lebe der Sieg, es lebe die Kommunistische Partei, es lebe Genosse Stalin, es lebe die siegreiche Rote Armee!« und so weiter.

Die Menschenmenge jubelte auf ihre Art. Alle umarmten sich. Durch Tränen konnte man die einzelnen Kommentare hören, wie: Konez Woyny (Kriegsende), Pobeda (Sieg), Nakonez Mir (endlich Friede).

Viele Frauen jubelten nicht, sie jammerten und weinten bitterlich um ihre Männer, Söhne, Brüder und Väter, die nie mehr zurückkommen würden. Es dauerte einige Zeit, bis die Leute sich wieder beruhigt hatten. Danach begann die Großkundgebung.

Meine Gedanken waren bei meinen Eltern, Geschwistern und allen Verwandten. Ich freute mich schon im voraus auf die Rückkehr meines Vaters. Ich war mir da ganz sicher. Wir glaubten auch fest daran, daß wir wieder nach Mariental, in unser Zuhause, zurückkehren würden.

Aber wann und wie – die Frage blieb offen.



## Zweiter Teil

### **Erster Sommer nach dem Krieg. Freud und Leid**

Der erste Sommer ohne Krieg. Alles blieb wie zuvor und doch irgendwie anders. Die bisher zeitlich an das Kriegsende geknüpften Erwartungen hatten sich bisher nicht erfüllt. Die Hoffnung, meinen Vater wiederzusehen, gab ich nicht auf und doch ... Nach seiner Verhaftung hatten wir keine einzige Nachricht von ihm oder über ihn erhalten. Alle deutschen Männer blieben teilweise in der Trudarmee, teilweise in Haft. Peter Hermann und Alexander Rohr sind noch am 25.09.43 in der Trudarmee verhaftet worden und aus dem Gebiet Swerdlowsk nach Workuta abgeschoben worden. Wir wußten nichts davon. Anna und Eugenia bekamen einfach keine Briefe mehr von ihnen.

Eugenia wurde mit ihren Kindern aus der Trudarmee entlassen und wohnte jetzt auch in Stepnoi Kutschuk.

Einige russische Familien bekamen auch nach dem Krieg noch Todesnachrichten – welch eine Tragik! Nur wenige kehrten aus dem Krieg zurück.

Manja und ihre Familie warteten vergebens auf ihren Vater, Wassili Zapko – er ist im Krieg verschollen, genauso wie sein Bruder Alexej Zapko, der Vater von Dascha und Michail.

Fast alle anderen Männer waren umgekommen. Ein junger Mann kam zurück – Wassili Stelmach. Er war Militärfeldscher (Arzthelfer) gewesen, erkrankte aber an Lungentuberkulose und wurde als hoffnungslos Kranker demobilisiert.

Das Kriegsende brachte unserem Kolchos also keine bedeutenden Arbeitskräfte. Wir Schüler blieben wie zuvor eine zuverlässige Hilfe in der Landwirtschaft. Die Prüfungen dauerten diesmal etwas länger. Walja, Rosa und ich kamen durch und wurden in die 9. Klasse versetzt. Njura blieb sitzen. Kaum in Stepnoi Kutschuk angekommen, mußten wir schon wieder aufs Feld. Uns drei – Rosa, Njura und mich – hielt man gewöhnlich für die Besten, aber unsere Schulfreunde, die jetzt die 7. Klasse beendet hatten, arbeiteten genauso viel auf den Feldern. Obwohl der Krieg zu Ende und der Feind geschlagen worden war, brauchte unser Vaterland unsere uneigennützte Arbeit und all unsere Kräfte für den Wiederaufbau der zerstörten Volkswirtschaft, hieß es.

Wir gaben uns Mühe und arbeiteten – unermüdlich.

Ich hatte keine Schuhe mehr. Meine Mutter versprach, bis zum neuen Schuljahr meine zerschlissenen Schuhe bei einem deutschen Schuster reparieren zu lassen. Das hieß, wieder die ganze Zeit auf dem Feld barfuß zu arbeiten.

Dieser Sommer blieb in meinem Gedächtnis als ein besonders schwerer, was die Nahrungsmittel betraf. Unsere Kartoffeln waren längst aus, und vom Kolchos bekamen wir auch nichts. Bis zur neuen Kartoffel- und Gemüseernte blieb unsere

Kuh die einzige Ernährerin. Bei meiner Schwester Maria, die ihre Zentrifuge aus Mariental mitgebracht hatte, ließen Sine und Lisbeth die Milch entrahmen. Aus der Sahne wurde Butter geschlagen, die dann gegen andere Nahrungsmittel getauscht wurde (keine der russischen Familien besaß damals eine Zentrifuge).

Die Frauen sammelten Brennesseln, Melde, Sauerampfer u. a. und bereiteten daraus was zu essen.

In der Brigade, in der ich die ganze Feldarbeitszeit verbrachte, wurde im Sommer zum Mittagessen eine mit irgendeinem Pflanzenöl angemachte Suppe gekocht. Diesen Sommer gab es kein Brot mehr, und die Suppe selbst war meistens ganz dünn. Da zählte man schon, wieviel Kartoffelstückchen in sein Schüsselchen geraten waren, und man freute sich, wenn die Suppe mit einer Graupen-, Gersten- oder Buchweizengrütze angedickt war. Ab und zu wurde auch zum Abendessen was gekocht. Nach der Sommerhitze, als die Tage schon kürzer waren, bekamen wir die Suppe abends nach der Arbeit. Unser Feldbaubrigadier Djadka Wrok brachte jeden Tag für die Feldarbeiter aus dem Dorf etwas zum Essen von ihren Angehörigen mit. Das wurde auf dem Feld oder abends nach der Suppe verzehrt. Leider bekam ich nichts von zu Hause. Heute noch kann ich mir es nicht wirklich erklären, warum meine liebe Mutter oder Ella mir nicht wenigstens mal etwas zum Essen – eine Flasche Milch z. B. – mitschickten. Vielleicht weil ich zu schüchtern war und nicht darum bat. Sie wußten, daß in der Brigade gekocht wurde und waren froh, daß ich was zum Essen hatte. Manchmal gab mir Rosa etwas ab oder auch Njura. Gewöhnlich ging ich aber weg, um nicht zu sehen, wie alle das Mitgebrachte genossen.

Einmal, als ich die dünne Suppe ausgelöffelt hatte und aufstehen wollte, um das Geschirr wegzubringen, kam der Brigadier zum Tisch, wo wir alle noch saßen und goß aus einer Flasche etwas Öl in mein Schüsselchen und legte ein großes, abgebrochenes Stück Brot daneben. Erschrocken sah ich ihn an. Er stotterte: »K-k-kuschai na sdorowje«, was wörtlich heißt: »iß auf gute Gesundheit«. Einige meiner Mitstreiter nickten mir freundlich zu, ich soll essen. Jemand schob mir Salz zu, ich soll das Öl salzen, und irgendwer goß auch noch Milch in meinen Becher. Von so einer Überraschung hätte ich nicht zu träumen gewagt.

Mit meinen sechzehn Jahren fühlte ich mich aber natürlich in meinem Stolz verletzt. Nach einigem Zögern fing ich an, meinen Hunger zu stillen. Bröckchenweise tunkte ich das Brot in das köstlich duftende Sonnenblumenöl und genoß ...

Es muß Ende Juni gewesen sein. Die Heumahd war gerade beendet. Tagsüber stand schon die Hitze, doch die Nächte waren noch zu kühl, um draußen zu schlafen. Wir waren gerade mit dem Abendessen fertig, saßen aber noch am Tisch und schwatzten miteinander, als ein Zweispänner in den Hof einfuhr. Unsere Kontrolleurin Galja Schkurko muß informiert gewesen sein, sie rief dem Brigadier zu: »Die aus Rodino sind eingetroffen, um Heu zu holen.« Unser lustiges Geschwätz

brach ab, das Lächeln verschwand von den Gesichtern, da ertönte ein »guten Abend« hinter mir. Ich wollte meinen Augen nicht trauen, als ich mich umschaute – neben mir stand Pawel Bratschun, der Komsomolsekretär unserer Schule. Er half seinem Vater, das Bezirks-Parteikomitee mit Heu zu versorgen. »Was machst du hier?« fragte Pawel mich, als wäre er nur mit mir bekannt. Er kannte doch Rosa und auch Njura. Als Komsomolzinnen wenigstens. »Ich arbeite hier.« – »Hätte ich mir nicht vorstellen können.«

Inzwischen liefen meine Kameradinnen auseinander, um sich zum Schlafen fertig zu machen. Pawel ging nicht. Er erzählte, wie er seinem Vater die Übernachtung auf dem Feld abgerungen hatte, denn der wollte lieber im Dorf übernachten. Ich hörte kaum zu, ich war ganz durcheinander. Warum ist auch Rosa weggelaufen, ging mir durch den Kopf, sie wußte bestimmt, wie mir in dieser Situation zu helfen war. Dann kam Katja (Manjas Schwester) und meldete, ein Platz für meinen Mitschüler sei freigemacht. Wir gingen ins Lager. Nachdem Pawel sich die für ihn bestimmte Schlafstelle angesehen hatte, fragte er mich, wo ich denn schlafe. Ich zeigte auf den Boden an der Tür.

»Kann ich vielleicht auch dort schlafen? Oder ist da kein Platz?« – »Doch, doch«, mischte sich überstürzt Dunja ein, »ich schlafe heute dort am Fenster.«

Selbst die Frage kam für mich überraschend, aber was mich aus der Fassung brachte, war die Stille. Eine tiefe Stille breitete sich aus im Raum. Instinktiv fühlte ich die auf mich gerichteten Blicke aller (ein Gefühl verräterischer Verlassenheit).

Und nach einigem Zögern sagte ich: »Ich habe kein Bettzeug für dich.« Sofort brachte Katja ein Kissen und zwei »Decken«, die eigentlich selbstgewebt waren – grob, dick und warm auch.

Vom Pferdestall holten wir Heu und richteten die Schlafstelle her, Pawel zur Tür, ich vor dem Bett von Galja Gorewaja. Und doch nebeneinander. Zum Schlafen hatte ich nur eine Arbeitswinterjacke von meinem Vater, die breitete ich auf dem Heu aus und deckte mich mit meiner kleinen, noch aus Mariental mitgebrachten Kindersteppdecke zu. Damit meine Füße wenigstens nachts erwärmt wurden, hatte mir meine Mutter dicke Stricksocken mitgegeben. Diese zog ich vor dem Schlafengehen an.

Ich gab mir Mühe, möglichst nah an Galja zu kommen, dabei sah ich Pawel nicht einmal an. Galja, die als Spaßvogel dorfbekannt war, scherzte, ich soll aufpassen und mich nicht ganz unter ihr Bett verkriechen, sonst könnte sie zufällig von ihrem Bett runterrutschen und sich zwischen mir und meinem Mitschüler quetschen. Leise lachte sie selbst darüber, und leise schnarchte sie schon kurz darauf.

Eigentlich mußte ich noch raus, nur traute ich mich nicht aufzustehen, solange Pawel nicht eingeschlafen war. Jetzt hörte man nur noch das Atmen oder Schnaufen der Schlafenden. Auf dem Rücken liegend, den Kopf etwas nach der anderen Seite gewandt, die Decke mit beiden Händen unter meinem Kinn festhaltend,

lauschte ich selbstvergessen seinem Atem, seinen ruhigen Atemzügen, wobei ich feststellte, daß wir beide im gleichen Rhythmus, im regelmäßigen Wechsel ein- und ausatmeten. Rasch drehte ich den Kopf zu seiner Seite. Im Dunklen sah ich seine blauen strahlenden Augen. Eine Weile konnte ich den Blick nicht von ihnen losreißen. Wir schauten einander in die Augen, und er lächelte mir zu – zuverlässig und aufmunternd ...

Dankerfüllt lächelte ich zurück. Ein Hauch zärtlicher Wärme berührte meine Seele. Mit einem wunderbaren wohligen Gefühl wandte ich mich um und schlief ein.

»Podjo-o-o-m!« ertönte es bei Tagesanbruch. So wurden wir täglich von unserem Brigadier geweckt. Ich sprang auf, raffte meine Sachen zusammen und legte sie auf Galjas Bett. Pawel wollte auch gleich aufstehen, doch blieb er dann sitzen und sagte nur, daß er selbst das Heu wegbringen wird. In wenigen Minuten versammelte sich unsere Arbeitsgruppe im Hof. Es war ziemlich frisch in der Frühe. Barfuß, das Kinn auf die etwas in die Erde gestoßene Heugabel gestützt, stand ich ganz verlegen da. Ich froh nicht nur an den Füßen, mein Faltenrock mit den breiten Trägern und der Querleiste vorne, den ich aus einem meiner karierten Kinderkleider selbst genäht hatte, ging mir kaum über die Knie, und die Bluse war zu dünn, um vor der Kälte zu schützen.

Als wir losgehen mußten, flüsterte mir Rosa zu: »Schau doch wenigstens zurück.« Das tat ich auch kurz. Pawel stand an der Tür und sah uns nach. Der Junge, der mir von nun an mehrere Jahre nicht aus dem Kopf ging. War das Liebe? Ich weiß es auch jetzt nicht. Damals dachte ich nicht darüber nach. Mir war nur bewußt, daß er der einzige war, den ich immer wieder sehen wollte. Mir war auch bewußt, daß ich, die Nemka, von diesem Jungen nicht träumen sollte.

Obwohl es allgemein bekannt war, daß ich eine Nacht neben dem Jungen geschlafen hatte, äußerte sich niemand darüber. Niemand und niemals. Auch Rosa nicht. Vielleicht sprach man in meiner Abwesenheit darüber. Jetzt, nach über sechzig Jahren, sagte Rosa: »Alle beneideten dich ...« Ich dagegen hatte damals das Gefühl, in eine peinliche Lage geraten zu sein und wäre keineswegs auf den Gedanken gekommen, diesen Zufall als beneidenswert einzuschätzen.

Der kurze sibirische Sommer zeigte seine ganze strahlende Kraft. Ohne Regen! Das heranreifende Getreide blieb kleinwüchsig, die Körner bildeten sich nicht voll aus. Die Ernte war schlecht, aber desto sorgfältiger mußte sie eingebracht werden, und zwar verlustlos.

Einen Morgen habe ich besonders in Erinnerung behalten. Die Felder waren alle abgemäht, einige Tage war ich schon beim Getreideschobern gewesen, aber es war ein Streifen geblieben, wo das Getreide noch nicht in Hocken aufgestellt war – dort mußte ich an diesem Tag hin. Unerwartet brach in dieser Nacht der erste Frost ein. Ringsum war alles mit Reif bedeckt. Ohne zu überlegen, zog ich die große Steppjacke an, band mir mein Tuch um den Kopf und zog die warmen Stricksocken an. Schuhe hatte ich ja noch keine. Schon nach kurzer Zeit waren

die Socken naß – von der Wärme meiner Füße war der Reif geschmolzen. Die Füße froren. Auf dem Acker ging es schon gar nicht. Die Socken blieben an den kurzen Stoppeln hängen. Ich zog sie schließlich aus und steckte sie mit den Erdklumpen in die Jackentaschen. Barfuß auf dem bereiften Stoppelfeld, fiel ich ein wenig hinter meinen Kameradinnen zurück. Dann brachte die aufgehende Sonne den Reif zum Schmelzen, und die Erde erwärmte sich. Es gab noch viele schöne warme Tage.

Nachdem das Getreide geerntet und zu den Tennen gebracht war, ging es ans Dreschen. Am späten Vorabend des ersten Dreschtages wurde eine Dreschmaschine auf der Tenne in der Nähe unseres Lagers aufgestellt, wo der große Getreideschober aufgeschichtet war.

Nur für einen Tag war die Maschine dieser Tenne zugeteilt worden, aber es waren nur wenige Leute im Lager. Nina und Dunja waren vor kurzem zu ihren Verwandten in die Ukraine gegangen, auch andere junge Frauen zogen »in die weite Welt«, um ihr Glück zu finden. Rosa war wieder als Wasserfuhrmann angestellt worden.

Also, zu wenig Arbeitskräfte, um die Maschine richtig zu bedienen. Wir wußten, daß noch einige Frauen aus dem Dorf kommen sollen, leider kamen sie sehr spät – wir mußten schon anfangen.

Drei junge Frauen anstatt fünf nahmen die schwere Arbeit auf sich. Ich hatte die Aufgabe, die Spreu wegzuschieben und das Stroh zur Seite zu bringen.

Das schlimmste war der Staub. Nach kurzer Zeit konnte ich kaum mehr atmen – die Nase war voll, der Mund auch. Ich rannte ins Freie, schob das Tuch nach unten und spuckte den Schmutz aus, machte ein paar Atemzüge und sprang wieder in diese Hölle. Allmählich kam ich mir wie eine Maschine vor und merkte gar nicht, daß die Frauen aus dem Dorf endlich angekommen waren.

Plötzlich erblickte ich meine Schwester Ella, sie kam mit ausgebreiteten Armen auf mich zu: »Mein Schwesterchen, mein Kind«, sie zog mich aus dem dichten Staubschwall und reichte meine Forke einer der Frauen. Tränen liefen ihr über die Wangen, mit ihrem Kopftuch versuchte sie, die Staubschicht von meinem Gesicht abzuwischen. »Ich hab dich gar nicht gesehen und gefragt, wo denn meine Schwester ist, warum sie nicht beim Dreschen dabei ist? Da zeigten sie auf dich. – Und du warst die ganze Zeit allein hier?« Sie konnte nicht aufhören zu weinen. »Ist ja nichts passiert«, tröstete ich sie. Danach machten wir diese Arbeit zu viert.

An diesem Abend durfte ich mit meiner Schwester nach Hause gehen, um mein Haar zu waschen, denn man kriegte es mit keinem Kamm durchgekämmt.

Am nächsten Abend kam Ella nach der Arbeit von ihrer Nähstube mit der traurigen Nachricht, daß unser Cousin, Tante Annas Sohn Sascha (Alexander Rohr) tot ist. Als politischer Häftling war er in einer Kohlengrube in Workuta umgekommen. Bertha hatte diese Nachricht bekommen und sie würde morgen nach Rodino gehen (dort meldet sie sich auch bei der Kommandantur), um ihrer Schwester



diese grausame Nachricht zu überbringen. Meine liebe Tante Anna – ihr einziger Sohn, ihre Hoffnung, ihr Stolz ...

Anna, oder auch Anagout genannt, die Schwester meines Vaters, wurde 1891 in Mariental geboren. Mit achtzehn heiratete sie Martin Rohr, der kurz nach der Geburt ihres Sohnes bei einer Typhus-Epidemie verstarb. Anna war da kaum über zwanzig. Sie soll sehr schön und ihrer Mutter Dorothee, geborene Boos, ähnlich gewesen sein. Mit dreiundzwanzig, vierundzwanzig heiratete sie abermals – einen sechs bis sieben Jahre jüngeren Burschen namens Jakob Barbier – französischer Herkunft, der in sie bis über beide Ohren verliebt war. Ein Jahr lang warb er um sie, ehe sie ihm ihr Jawort gab, obwohl Anna doch auch schon in ihn verliebt war. Die glückliche junge Familie – Anna, Jakob und Sascha – ging nach der Revolution nach Engels, wo Jakob als Taxifahrer und Anna als Kellnerin arbeiteten. Sascha besuchte erfolgreich die Schule. Er war ein begabter Schüler, hauptsächlich auf dem Gebiet der Sprachen und Literatur. Sie waren sehr glücklich, ein zweites Kind kam auf die Welt, das leider nur ein paar Monate am Leben blieb. Anna bekam danach keine Kinder mehr. Über fünfzehn Jahre schien ihr Glück grenzenlos zu sein und dann ... Dann wurde eine Krankenschwester, eine Russin, von Jakob schwanger. Anna wurde vor Kummer krank, Jakob weinte und schwor Anna seine Liebe. Aber als das Kind zur Welt kam, verließ Jakob seine Anna.

Nach Abschluß der Schule begann Sascha, deutsche und russische Literatur zu studieren. Anna arbeitete jetzt als Krankenpflegerin. Doch hatte sie vor Kummer, vor Sehnsucht nach der großen Liebe ihres Lebens keinen Lebensmut mehr. Es war Sascha, ihr Sohn, der sie zu trösten verstand. Nach dem Studium bekam er eine Stelle bei einer Zeitschrift oder Zeitung (es konnte die »Deutsche Zentralzeitung« gewesen sein) in Engels. Engels war die Hauptstadt der Autonomen Sozialistischen Sowjetrepublik der Wolgadeutschen. Eines Tages gestand er Anna, daß er die Frau seiner Träume getroffen hat und sie heiraten möchte. Seine Frau hieß auch Anna, genannt Anja. Bald erfuhr Anna, daß Anja schwanger war und freute sich auf ihr Enkelkind.

Am 5. August 1936 wurde Alexander Rohr – er war sechsundzwanzig – wegen angeblich konterrevolutionärer Tätigkeit verhaftet. Anna konnte nicht begreifen, worin ihr Sohn schuldig geworden sein könnte. Viele wurden damals ohne Grund verhaftet, genauso wie Sascha. Da zeigte sich Annas früherer Charakter. Sie klopfte an mehrere Türen, bekam auch eine Audienz beim NKWD, wo sie überzeugend ihren Sohn verteidigte und wo sie beharrlich auf eine Besuchserlaubnis für ihren Sohn zu bestehen versuchte. Sie würde selbst ins Gefängnis gehen, nur sollten sie ihren Sohn entlassen. Sie versuchte auch die Aufseher zu bestechen – alles umsonst. Sie bekam keine Besuchserlaubnis. Und der NKWD fand es nicht mal nötig, die viel zu dreiste Anna zu verhaften.

Sascha wurde zu fünf Jahren Gefängnishaft verurteilt.

Mit irgendwem hatte Anna ein ernstes Gespräch, und ihr wurde bewußt, daß sie ihrem Sohn gar nicht behilflich sein konnte. So blieb Anna allein mit ihrem

Kummer. Ihre Schwiegertochter fing an, sich zurückzuziehen, die Enkeltochter bekam sie dann später auch ganz selten zu sehen. Ohne Sascha, ohne Liebe, ohne Enkelin.

Traurig und niedergedrückt kehrte Anna nach Mariental zurück. Die freundliche, liebevolle Umgebung ihrer nahen Verwandten, die ermunternden Gespräche weckten allmählich wieder ihr Lebensgefühl, ihren Optimismus. Anna wurde bei ihrer Stiefmutter Margareth, das heißt im Haus ihres Vaters Johann Hermann untergebracht, wo noch ihre Halbschwester Bertha lebte. Ein guter Freund meines Vaters (ihres Bruders), Doktor Cornelius, verschaffte Anna Arbeit als Krankenpflegerin, und sie erwies sich als fleißige, gutmütige, immer hilfsbereite Pflegerin. Ihre beste Freundin war meine Mutter – ihre Schwägerin. Unsere Anagout war damals fünfundvierzig. Ihre Schürzen waren mit bunter Umrandung eingefasst und eine der Taschen besonders schön bestickt, was die Aufmerksamkeit aller Kinder auf sich zog. Wenn sie zu uns kam, lächelte sie mich an, und ich blickte von ihrem Lächeln auf die Schürzentasche. Dann griff sie in die Tasche und gab mir irgendwas: ein Bonbon oder einen eingewickelten Keks, ein kleines schönes Bildchen, ein Püppchen, selbstgemacht – alles mögliche. Genauso kam sie zu meiner Schwester Maria – dort waren schon zwei Kinder. Für mich ist der Begriff »Tante« auf immer mit meiner Tante Anna verknüpft. Ihre schönen braunen Augen, ihre kleine gerade Nase (ich glaube, die einzige schöne Nase in unserer ganzen Verwandtschaft). Nicht sehr groß, etwas rundlich, eben mit höchst weiblichen Formen – das war die Anagout, später Tante Anna, und so stellte ich mir meine Großmutter Dorothee Hermann, geborene Boos, vor, die starb, als mein Vater noch nicht erwachsen und Anna noch klein war.

Im Haus meiner (Stief)-Großmutter Margareth, im Haus der Franzen, ging was vor. Bertha, die schon einunddreißig Jahre zählte, war noch nie mit einem Mann oder einem Jungen zusammen gewesen, nicht einmal ein Gespräch hatte sie mit einem gehabt. Jetzt wurde sie von ihrer Mutter, von Anna und meiner Mutter mit einem dreißigjährigen »Jungen« verkuppelt, der genauso schüchtern wie Bertha war. Eine kleine Hochzeit fand statt, und Berthas Ehemann Martin Salzmann zog ins Franzenhaus ein. Jetzt sollte Anna verkuppelt werden, wovon die nichts hören wollte. Anna konnte die Hoffnung nicht aufgeben, sie glaubte fest daran, daß Jakob zu ihr zurückkommt. »Keine Frau auf der Welt kann ihn so lieben wie ich, und keine andere Frau kann er so lieben, wie er mich liebt.« Diese Behauptung habe ich, natürlich, nicht damals mitbekommen, sondern viel später gehört, als ich schon bei ihr in Rodino wohnte und die Schule besuchte. Und doch kam es zu einer weiteren Ehe. Einem angesehenen Witwer, einem Beamten (vielleicht Buchhalter), Vater von sechs Kindern, fiel Anna auf, und er fand sie als einzig Richtige. Auch Sine, Margareth und Bertha rieten Anna zu, diesen Mann zu heiraten, er sei ein anständiger Mensch, die Kinder seien gut erzogen und sie selbst liebte doch Kinder.

Ja, ja. Anna stimmte allen vorgebrachten Argumenten zu, vielleicht wäre es das Richtige, aber sie konnte sich Jakob nicht aus dem Kopf schlagen. Und Sascha,

ihr Sohn, wie würde er das sehen und beurteilen, nach seiner Entlassung? Doch nach einem Gespräch unter vier Augen mit ihrem Bruder Alexander, von dem sie sich überzeugen ließ, die Hoffnung auf Jakobs Rückkehr aufzugeben, gab Anna ihre Zustimmung. Jetzt trug sie den Namen ihres Ehemannes – Gross. Aber die Ehe hielt kaum ein Jahr. Er war ein guter Mensch, mit den Kindern vertrug sie sich gut, die Kleinsten riefen sie sogar Mama. »Ich kann nicht. Ich kann nicht«, erklärte Anna meiner Mutter. »Der Jakob steht mir vor den Augen.« Und sie kam zurück ins Haus ihres Vaters.

Zu dieser Zeit, 1938, wurde auch mein Onkel Peter Hermann, der in Magnitogorsk mit seiner Familie lebte, verhaftet. Seine Frau Eugenia mit den zwei Kindern, Helik und Holda (drei und ein Jahr), kamen auch nach Mariental ins Franzehaus.

1939 war ein glückliches Jahr: Annas Sohn Alexander wurde freigelassen und kurz danach auch Onkel Peter. Sascha blieb nur kurz in Mariental und ging nach Engels. Onkel Peter blieb in Mariental und arbeitete bei der MTS als Schlosser.

Sascha bekam in Engels wieder eine Stelle im Verlag, und Anna besuchte öfters ihren Sohn, der allein blieb – seine Frau war schon längst mit einem anderen verheiratet. Sie wollte nichts mit einem politisch verdächtigen Mann zu tun haben. Dann der Krieg. Kurz vor der Vertreibung kam Alexander nach Mariental, um mit uns allen nach Sibirien zu gehen.

Und jetzt schrieben wir 1945, und Sascha war tot. Und Bertha sollte morgen früh nach Rodino gehen, um Anna den Tod ihres Sohnes mitzuteilen. Liebe Anagout!

An diesem Abend wurde in unserer Familie viel über Anna gesprochen. Da ich erst am nächsten Morgen aufs Feld ging, war ich auch an diesen Gesprächen beteiligt und erfuhr vieles über Annas Leben, über ihr Glück in der Ehe mit Jakob Barbier und über Sascha, daß er ein ganz lieber braver Junge gewesen war und später als Mensch von hoher Intelligenz von allen geschätzt wurde. Selbst sein Aussehen machte Eindruck: groß und zugleich schmal gewachsen, ein schön geformter Kopf und ausdrucksvolle braune Augen. Und obendrein noch höflich.

»Er hatte sogar angefangen, einen Roman zu schreiben, das hat Anna noch vor dem Krieg gesagt«, meinte Sine, meine Mutter.

Dann wurde gebetet. Lisbeth und meine Mutter nahmen ihre Gebetbücher und lasen vor: »... Jesus, du unsere Auferstehung und unser Leben, Du hast bei deinem Hinscheiden aus dieser Welt Dein allerheiligstes Fleisch und Blut uns Menschen zur Seelenspeise hinterlassen. Wir bitten Dich durch diese Deine unbegreifliche Liebe, erbarme Dich der Seele des verstorbenen Alexander. Laß sie bald des ewigen Abendmahles in deinem Reiche genießen und von Dir gesättigt werden.« Amen. »... Herr, gib ihm die Erfüllung seiner Sehnsucht und vollende sein Leben in Dir. Laß ihn Dein Angesicht schauen.« Amen. »... Herr, gib ihm die ewige Ruhe, und das ewige Licht leuchte ihm. Laß ihn ruhen in Frieden.« Amen.

Das Letzte fand ich am sinnvollsten und wußte nur beim Vaterunser mitzusprechen. Dann sprachen sie über Onkel Peter und meinen Vater. Peter war doch auch

in Workuta in einer Kohlengrube, vielleicht ist er auch umgekommen? Du lieber Gott! Und unser Vater? Warum haben wir keine einzige Nachricht von ihm bekommen? Es waren schon fast drei Jahre vergangen seit seiner Verhaftung. Lebte er überhaupt noch, oder hatten sie ihn umgebracht? Meine Mutter weinte ruhig in ihre Schürze. Und wie würde es weiter mit uns gehen? Niemand konnte diese Frage beantworten.

Gott sei Dank bekam Maria wenigstens regelmäßig Briefe von ihrem Mann, Sander Zwinger. Er war nicht verhaftet worden, wie auch Martin Salzmann nicht – der Mann von Bertha. Sie mußten nur die Dienstzeit in der Trudarmee ableisten. Es fragte sich allerdings, wie lange diese Dienstzeit noch dauern würde.

Am nächsten Morgen, wie immer beim ersten Morgenrot, ging ich aufs Feld in den neubesohlenen Schuhen, auf die ich aber aufpassen mußte, damit sie bis zum Schulbeginn ganz blieben. Ich wollte Ella noch fragen, ob sie mir ab und zu vielleicht eine Flasche Milch mitgeben würde? Das brachte ich jedoch nicht fertig. Meine Mama und Lisbeth waren sehr abgemagert, und die Zwillinge, die Achtjährigen, hatten bestimmt immer Hunger. Meine Schuhe blieben ganz, und ich habe sie kaum noch in diesem Herbst für die Schule getragen, denn wir arbeiteten auf dem Feld bis zur festen Schneedecke. Nach Rodino gingen wir schon in Filzstiefeln. Das war Anfang November.

Bevor wir loszogen, bekamen wir unseren Lohn für die angerechneten Arbeitseinheiten. Wir versammelten uns vor dem kleinen Getreidespeicher im Wirtschaftshof. Ganz normale Säcke sollten wir mitbringen. Rosa und ich stellten uns an. Dann kam Galina, unsere Kontrolleurin. Die große Waage war vor der Tür des Speichers aufgestellt. Galina nahm ihr Registrierbuch und nannte die Menge des verdienten Kornes in Kilo. Ihre zwei Helferinnen wogen das Getreide ab und schütteten es in unsere Säcke.

Ich beobachtete dieses Mal Galina besonders aufmerksam, weil im vorigen Jahr mir bei dieser Prozedur etwas merkwürdig vorkam. Ja, genauso passierte es wieder. Als ich drankam, schaute Galina überhaupt nicht in ihr Buch. Sie nannte ungefähr die gleiche Menge wie bei Rosa. Ich glaube, es waren 21 kg. Warum schaute sie nicht ins Buch? Warum hatte sie nur meinen Verdienst im Kopf? Bei allen anderen schaute sie hinein. Betrog sie mich ein wenig? Oder gab sie mir mehr? Vielleicht mochte sie mich? Merkwürdig.

Ich wußte damals nicht, niemand von uns Deutschen wußte es, daß wir in keiner Liste, in keinem Registrierbuch der Kolchosverwaltung oder der Dorfverwaltung standen, nirgendwo waren unsere Namen eingetragen. Wir arbeiteten, soviel wir nur konnten, soviel in unseren Kräften stand, ohne daß unsere Leistungen vermerkt wurden. Wie Vieh ackerten wir. Nur beim NKWD waren wir bis ins einzelne registriert. Und mußten monatlich unterschreiben, daß wir noch da waren. Als »Lohn« bekamen wir gerade soviel, daß wir nicht verhungerten. Ich klage nicht, ich beschuldige nicht die Kontrolleurin Galja, auch nicht die Verwaltung – sie konnten nichts dafür. Davon erfuhr ich, als ich 1990 nach Stepnoi Kutschuk

kam, um meine Verwandten zu besuchen und gleichzeitig die Bescheinigung über meine Tätigkeit im Kolchos während des Krieges ausstellen zu lassen, was ich für meine Rente brauchte. Problemlos bekam ich von der Sekretärin der Dorfverwaltung die Archiv-Register der entsprechenden Jahre, wo alle Arbeitstage aller Mitarbeiter eingetragen waren. Ich sollte meine selbst herausuchen. Aber ich fand meinen Namen nicht. Auch nicht die Namen meiner Verwandten – als hätte keiner von uns Deutschen gearbeitet. Wir existierten einfach nicht.

Voller Empörung, sprachlos saß ich da, beschämt und bedrückt, so wie damals in meiner Jugend, als ich einfach die Nemka war.

Doch jetzt noch mal zurück ins Schuljahr 1945/46.

## Ein Maskenball

1945 waren wir schon fünf, die in Rodino die Schule besuchten. Vera und Njura – die 8. Klasse; Rosa, Valja und ich – die 9. Klasse. Wie wir alle nach Rodino gekommen sind, weiß ich leider nicht mehr. Ein anderes, viel bedeutsameres Ereignis beschäftigte mich. Tante Anna war mit der Familie umgezogen, und zwar auf das MTS-Gelände. Die Wohnung auf diesem Gelände war dem Mann meiner Tante als Fachmann der Schmiedewerkstatt zugestanden worden, damit er jederzeit erreichbar war. Für mich war die Entfernung zu unserer Schule genauso weit wie von der vorigen Wohnung, nur in entgegengesetzter Richtung. Rosa, Vera und Njura blieben dort, wo sie schon voriges Jahr wohnten. Jetzt brauchte ich eine gute Stunde, um von Rosa bis zu der neuen Wohnung zu kommen. Ich war enttäuscht und machte mir Sorgen, wie ich jetzt ohne Bücher zurechtkommen würde? Denn Rosa hatte mir im letzten Schuljahr jederzeit ihre Bücher zur Verfügung gestellt. Nun traf ich mich mit Rosa fast nur noch in der Schule. Wir setzten uns auf eine Bank in der Reihe zum Fenster, die dritte. Pawel saß irgendwo hinten, ich sah nur, daß er nach den Pausen an uns vorbei nach hinten ging. Auf keinen Fall hätte ich mich umgedreht und ihm nachgeschaut, und ich vermied es, während der Pausen mit ihm zusammenzutreffen. Eigentlich hatte ich auch den Eindruck, daß er sich ebenfalls bemühte, mir aus dem Weg zu gehen. Und das war gut so. Das hinderte nicht, vor ihm Achtung zu haben.

Am ersten Schultag, als ich mich von Rosa im Schulhof verabschiedet hatte und ich mit feucht gewordenen Augen den Weg Richtung MTS einschlug, berührte jemand meinen Arm. Es war Nona Antipina, die mir von Anfang an wegen ihres kleinen Wuchses aufgefallen war und dennoch auf mich irgendwie anziehend wirkte.

»Wir sind jetzt Weggenossen, du wohnst doch nun auf dem MTS-Gelände? Ich freue mich mächtig, daß wir gemeinsam zur Schule und nach Hause gehen können, sonst war ich immer allein.«

Das stand auch in ihren kleinen blaugrauen und ausdrucksvollen Augen. Ich freute mich natürlich genauso. Wir lachten beide und bedauerten, daß wir nicht schon heute morgen gemeinsam zur Schule gegangen waren. Dann erzählte Nona von einigen Mitschülerinnen, die mit ihr in einer Klasse waren. So verging der Heimweg sehr schnell, und wir blieben bei meinem Haus stehen. Nona wohnte im nächsten Haus, keine zwanzig Meter entfernt. So war das Problem mit den Schulbüchern gelöst. Ich konnte nun zu jeder Zeit bei Nona das nötige Buch ausleihen.

Die neue Wohnung war größer und schöner als die vorige: gelbgestrichene Dielenböden, große Fenster, ein kleines Nebenzimmer, das vorher offensichtlich als Abstellraum benutzt worden war. Dieses Zimmerchen bewohnte jetzt Amalia. Ich fragte, ob ich mich vielleicht bei ihr einquartieren könnte, was Amalia aber an

die Bedingung knüpfte, daß ich abends kein Licht anmachen dürfte. Das konnte ich natürlich nicht versprechen, weil ich abends die Schulaufgaben machen mußte. Also wurde beschlossen, daß Mischa (Michael) bei seiner Schwester schläft, und ich bleibe im großen Zimmer bei Tante Anna und Peter-Onkel.

An bestimmten Tagen gab es elektrisches Licht bis 10.00 Uhr abends, doch Onkel Peter ging um 9.00 Uhr (manchmal um 8.00 Uhr) zu Bett, da mußte ich die Glühlampe ausdrehen (es gab damals keine Schaltgeräte). Deshalb durfte ich die Petroleumlampe anzünden, die auf dem Tisch in der Ecke stand. Ich freute mich über diese Möglichkeit und war sehr dankbar dafür.

Meine derzeitige Lage schien mir angenehm. Leider konnte ich meine Tante Anna nicht ohne Mitleid ansehen. Sie hatte sich merkbar verändert, selten zeigte sich ein Lächeln auf ihrem Gesicht. Das konnte nur mit Saschas Tod zusammenhängen, nichts war natürlicher als das, sagte ich mir. Und doch kamen nach und nach Zweifel in mir hoch.

Ich begann Anna zu beobachten und stellte fest, daß sie nie ins Bett ging, solange Peter noch wach war. Sie stopfte Socken oder Strümpfe, schälte Kartoffeln für den nächsten Tag, bügelte ihre Schürze oder ihr weißes blaugetüpfertes Kattun-Kopftuch, das sie nicht nur im Sommer ständig etwas über die Stirn und über die Ohren zu tragen pflegte, so daß ihr kurzgeschnittenes braunes, mit nur wenigen grauen Fäden durchsetztes Haar zu sehen war. Das im Nacken in eine Schleife gebundene Tüchlein sah immer wie neu aus, und Gott weiß, auf welche Weise es Anna gelang, sich neue Kopftücher zu beschaffen. Damals konnte ich es nicht begreifen. Nicht immer zündete ich die Petroleumlampe an, wenn die Glühbirne ausgedreht werden mußte, auch wenn ich mich nicht ganz gründlich auf den Unterricht vorbereitet hatte. Dafür gab es mehrere Gründe: ich hatte zuviel Zeit den Matheaufgaben oder einem Aufsatz gewidmet und vergessen, bei Nona rechtzeitig die anderen Lehrbücher für Geschichte, Geographie, Physik oder Chemie auszuleihen. Manchmal brachte mir Nona selbst die Bücher, manchmal hatte ich auch einfach vor Hunger keine Lust mehr, mich mit komplizierten Sachen zu befassen, auch wollte ich Anna in Ruhe zu Bett gehen lassen.

Aber sie wollte nicht zu Bett gehen.

Es kam vor, daß Anna und Peter nach dem Abendessen den Hocker vor ihr Bett rückten und Karten spielten – das Durakspiel. Das versetzte sie beide meistens in gute Laune, und Anna lachte sogar. Mischa und Amalia, die zuschauten, spöttelten dann über ihren als »Durak« (Dummkopf) gebliebenen Vater. Anna machte sich aber auch über sich selbst lustig, wenn sie die »Dura« war.

Aber auch nach diesem angenehmen Zeitvertrieb schlug bei Anna die gute Stimmung plötzlich um, wenn es ans Zubettgehen ging. Peter lag im Bett und wartete auf Anna, doch sie wollte oder konnte nicht zu ihm gehen, auch wenn ich schon im Bett war und mich schlafend stellte. Eine Quälerei muß das für Anna gewesen sein. Und ich war die Ursache. Meinetwegen war sie zu Peter Staub nach Rodino gegangen. Eigentlich waren sie offiziell nicht verheiratet. In meiner Vor-

stellung damals waren sie verheiratet. Peter war kein schlechter Mensch, und er liebte Anna.

»Der Jakob geht ihr nicht aus dem Kopf«, erinnerte ich mich an die Worte meiner Mutter. Was ist das schon für ein Jakob, dachte ich und haßte ihn heimlich.

Inzwischen waren vielleicht zwei, drei Wochen des neuen Schuljahrs vergangen. Mit Nona hatte ich mich richtig angefreundet, selbst ihre kleine Schwäche, gern und etwas zuviel zu reden, mochte ich.

In diesen Tagen teilte unsere Klassenlehrerin uns mit, daß der Silvesterabend dieses Jahr ganz besonders gefeiert wird, und zwar mit einem Maskenball. Ein erstauntes Raunen ging durch die Klasse. Sie erklärte, daß der Krieg ja nun zu Ende ist und wir uns etwas Ausgefallenes leisten können. Warum denn nicht einen Maskenball? Es sei erwünscht, daß alle Schüler der Oberstufe kostümiert am Ball teilnehmen. Sie stellte uns die vielen Möglichkeiten vor, die es gibt, um mit ganz einfachen Mitteln ein bestimmtes Kostüm anzufertigen. Wir könnten sie jederzeit um Beratung oder Hilfe bitten. Wir sollten uns mit den Eltern beraten und uns dann bei ihr melden.

Rosa und ich schauten uns skeptisch an – was sollte das? Ein Maskenkostüm kam überhaupt nicht in Frage. Nona jedoch war hellauf begeistert von dieser Idee. Auf dem ganzen Heimweg ging es nur um das Thema Maskenball. Nona zählte alle Varianten und Möglichkeiten auf, das Problem Kostüm zu lösen. »Meine Mama wird schon irgendwas finden«, meinte sie. »Und du?« – »Ich? Ich komme gar nicht zu diesem Ball. Ich gehe gleich nach dem letzten Schultag vor den Winterferien nach Hause zu meiner Mutter.«

Abrupt blieb sie vor mir stehen.

»Das hast du doch nicht im Ernst gemeint?« Schockiert starrte sie mich an. Meinen Erklärungen, daß ich, außer dem, was ich an habe, nichts mehr zum Anziehen habe, wollte sie nicht glauben. Ihrer Meinung nach war ich bestens gekleidet, und sie beneidete mich und träumte davon, auch solche Kleider zu haben: eins in Schwarz, das andere in Kirschbraun. Tatsächlich trug ich zwei Kleider meiner Mutter, aus reiner Kaschmirwolle. Wie meine Mutter mir erzählt hatte, hatte sie nach dem Tod ihrer früh verstorbenen Mutter Anne-Marie, geborene Boxler, zwei wunderschöne Kleider (schwarz und kirschbraun) geerbt, die im Stil des 18./19. Jahrhunderts geschneidert waren. Aus diesen ließen sich später, schon Anfang des 20. Jahrhunderts, die drei Töchter aus erster Ehe meines Großvaters Peter Rohr – meine Mutter Euphrosine, ihre Schwester Ami und Maria – je zwei Kleider nach neuester Mode anfertigen. Das heißt, aus einem Kleid wurden drei genäht – in geradem Schnitt, Länge etwas über den Knien, mit langen Ärmeln und einem schönen Kragen, der mit einer feinen kontrastfarbigen Kante eingefast war; ein Gürtel mit einer eleganten Schnalle umschloß die Taille. Als Kind bewunderte ich meine Mutter, wenn sie im schwarzen Kaschmirkleid zum Gottesdienst ging oder im kirschbraunfarbenen mit meinem Vater oder auch mit mir zu einem Fest.



Als ich nach der 7. Klasse nach Rodino ging und meine Kinderkleider viel zu klein oder zerschlissen und auch umgenäht für die Feldarbeiten waren, nahm meine Mutter die zwei Kleider aus der Kiste und überreichte sie mir mit den Worten: »Aus den Kleidern deiner Urgroßmutter, vielleicht auch Ur-Urgroßmutter. Ich weiß selbst nicht genau, wie alt der Stoff ist. Du wirst sie natürlich nicht ewig tragen können, sie sind ja auch schon abgetragen.« Das sah man ihnen nicht an, sie waren wie neu.

Aber schon nach zwei bis drei Monaten waren die Ellenbogen durch, ich schnitt die Ärmel durch und nähte sie neu zusammen, so daß sie kürzer wurden. Dann zerschlissen sie unter den Armen. Zum Schuljahresschluß waren sie beide wirklich abgetragen, und ich nähte aus ihnen für die Zwillinge ein Trägerröckchen in Schwarz und ein Kleidchen in Kirschbraun. An das schwarze Röckchen erinnern sie sich heute noch.

Jetzt mußte ich meiner Freundin klarmachen, daß es diese Kleider nicht mehr gab. Am nächsten Morgen, unterwegs zur Schule, erzählte mir Nona, daß sie mit ihrer Mutter nach langer und heftiger Diskussion zu dem Schluß gelangt waren, daß Nona zur Silvesterfeier ein neues Kleid aus feinem schwarzem Samt kriegt. Den Stoff hatte ihre Mutter noch vor dem Krieg von ihrem Mann geschenkt bekommen, und nun wollte sie der Tochter ein Kleid daraus nähen. Nona würde ohne Maske, bloß so, wie sie war, auf dem Ball erscheinen – im schwarzen Samtkleid und in den schwarzen Lackschuhen ihrer Mutter mit hohen Absätzen, doch niemand sollte davon erfahren, das solle eine Überraschung werden. Und ich sollte auf jeden Fall dabei sein. Sie hatte mit ihrer Mutter über mich gesprochen, und vielleicht würde ihr etwas einfallen.

»Bitte, Lida«, Nona schaute mich flehend an, »ich kann doch nicht alleine in der Nacht zum Silvesterball gehen, meine Eltern lassen mich nur mit dir hingehen.«

So ein liebes Wesen, die kleine Nona, dachte ich. Ich versprach ihr, morgen, am Samstag, nach Hause zu gehen, um mit meiner Familie diese Frage zu besprechen. Als ich an dem Tag aus der Schule kam, war meine Tante Anna schon auf dem laufenden, Nonas Mutter hatte Anna besucht und sie gebeten, mich zu überreden, an dem so unerwarteten, aufregenden Maskenball teilzunehmen. Anna meinte, daß Ella doch sicher ein paar Feiertagskleider hat, Schuhe und Strümpfe auch, die sie mir leihen würde.

Am nächsten Tag, am Sonnabend, machten Rosa und ich uns nach der Schule auf nach Stepnoi Kutschuk. Meine zwei Bücher, keine Lehrbücher, sondern Romane in deutscher Sprache, die ich als Schreibpapier – eins für Mathematik, Physik, Chemie, das andere für Russisch, Literatur und Deutsch benutzte, nahm Nona mit nach Hause. Rosa war sich sicher, daß sie sich was Schönes zum Neujahrsball mitbringen würde. Ihre Schwester Sina, die mit einem Offizier verheiratet war und im Fernen Osten lebte, war vergangenen Sommer bei ihnen zu Besuch gewesen und hatte ihr schönsten Kleid, das sie nicht einmal hier angehabt hatte, verges-

sen, einzupacken. Rosa hatte es schon ein paarmal heimlich anprobiert und konnte sich im Spiegel nicht satt sehen. Ihre Mutter und Vera hatten ihr strengstens verboten, das Kleid anzufassen. Jetzt aber marschierte Rosa in der Hoffnung nach Hause, von ihrer Mutter die Erlaubnis zu bekommen, nur für diesen einen Abend das Kleid tragen zu dürfen. Sie durfte, und Schuhe bekam sie auch neue – ein Geschenk von ihrer Schwester.

Ich dagegen hatte keine Hoffnung, ich wußte nicht mal, was ich mir wünschen sollte.

Es war Mitte Dezember, wo die Tage am kürzesten sind. Die Schule begann um 9.00 Uhr, dann sechs Stunden Unterricht, dann mußte ich bei der Kommandantur melden, daß ich nach Kutschuk gehe, dann gingen wir noch kurz bei Rosa vorbei, sie legte ihre Schulsachen ab, und als wir Rodino verließen, dämmerte es schon. Wir hatten vierzehn Kilometer vor uns. Der Frost hatte zwar zugenommen, aber der Himmel war klar, der Schnee auf den Feldern lag in einer dichten Decke und schimmerte noch in der Dämmerung, eine weiße Winterstille umhüllte uns mit dem kaum hörbaren Summen der Stromleitungen, auf dem Feldweg war der Schnee festgetreten und knirschte unter unseren Filzstiefeln. Wir hatten ein schnelles Tempo angeschlagen und redeten nur wenig. Am liebsten wollten wir noch vor dem Dunkelwerden nach Hause kommen, doch das war nicht zu schaffen. Den Hügel, der uns als Halbwegweiser galt, hatten wir schon hinter uns, als Rosa mich am Arm packte und flüsterte: »Wölfe«, dabei näherte sie ihr Gesicht meinem, daß ich fast gleichzeitig ausrief: »Deine Nase!« Ihre Nasenspitze war weiß, das bedeutete, angefroren. Schnell zog ich den rechten Handschuh aus, nahm eine Handvoll Schnee vom Wegrand, klumpte ihn zusammen und rieb damit Rosa die Nase. Dann rieb sie selbst noch mit ihren Handschuhen, die sie dann vor dem Gesicht hielt. Die Wölfe hatte ich auch schon bemerkt, doch die waren so weit weg, daß man sie in der Ferne nur als umherwandernde Lichtpünktchen wahrnahm. Aber wir wußten, daß es Wölfe waren. Es kam des öfteren vor, daß wir im Feldbaulager in der Nacht geweckt wurden und auf das Kommando »Alle Minderjährigen aufs Dach! Und die Klappersachen nicht vergessen!« aufsprangen. Darauf nahmen wir unsere Blechschüsselchen, Becher und Löffel und kletterten über den kleinen Kelleranbau aufs Dach. Die Wölfe kamen meistens rudelweise aufs Lager zu, weil sie der Pferdestall lockte. Eigentlich war es kein Stall, sondern nur eine Umzäunung. Im Dunklen sahen wir nur die schimmernden Lichtlein. Dann fingen wir an, auf die Metallsachen zu trommeln und so laut wir nur konnten, zu schreien, zu kreischen und zu pfeifen. Unten aber, wo immer trockenes Stroh bereit lag, wurden von den Erwachsenen Strohbüschel gebunden, angezündet und in Richtung der Wölfe geworfen oder auch ein großes Feuer vor dem Stall gemacht. Die Wölfe wagten sich nicht näher heran. Es kam aber auch vor, daß die Wölfe bis zum Morgenrot uns umdrängten. Dann erloschen die Lichtschimmer, und wir konnten die Wölfe sehen. Sie schlichen sich durch den auf dem brachliegenden Feld hochgewachsenen und verdorrten Wermut, und wir sahen nur ihre grauen Rücken. Schließlich liefen sie davon.

Zweimal habe ich erlebt, daß Wölfe unbemerkt Fohlen gerissen haben. Einmal wurden am nächsten Tag nur noch die Knochen auf dem Feld gefunden, ein andermal erwachte der Pferdepfleger, als zwei Wölfe das Fohlen schon aus der Umzäunung herausgeschleppt hatten, es wurde Alarm geschlagen, doch zu spät, das Fohlen war schon tot. Wir weinten alle schrecklich. Nie hatten wir gehört, daß Menschen von Wölfen angegriffen worden waren, doch jetzt ergriff uns beide irgendwie die Furcht. Ganz dicht nebeneinander, beide eine Hand vor der Nase haltend und in Richtung Wölfe schielend, gingen wir in schnellem Gleichschritt auf unser Dorf zu.

Den Graben durchqueren wir schon irgendwie, ging mir, nicht ohne Angst, durch den Kopf. Vor dem Graben blieben wir kurz stehen und schauten uns verstohlen um, keine Lichtschimmer mehr, weder rechts noch links und im Graben auch nicht. Da rannten wir durch den Graben, als wären die Wölfe hinter uns her. Schon bellte ein Hund nicht weit von uns, dann kam links das erste Haus des Woroschilow-Kolchos in Sicht und rechts das Gelände der MTS von Stepnoi Kutschuk. Jetzt gingen wir ganz entspannt den Weg bergab zum Fluß, der im Sommer ganz seicht war und von allen Fuhrwerken problemlos passiert werden konnte. Nun war er zugefroren und mit Schnee bedeckt, man konnte ihn an dieser Stelle überhaupt nicht als Fluß erkennen, wenn wir nicht wüßten, daß es unser Flößchen Kutschuk war. Gleich nach dem Fluß war links das Bikbulatowhaus, wo wir im Winter wohnten. Rosa und ich verabredeten, morgen, am Sonntag, so früh wie möglich wieder loszugehen, um noch bei Tageslicht in Rodino anzukommen. Rosa sollte mich abholen. Meine Familie war überrascht, sie erwarteten mich erst zu den Winterferien zu Hause, und doch freuten sie sich, mich zu sehen. Nach meiner Erklärung, aus welchem Anlaß ich gekommen war, blieben alle eine Weile sprachlos, dann sagte Ella: »Gewiß doch, Lida, du sollst auch dabei sein. Unbedingt.« Ich verstand noch nicht so recht, was sie damit meinte.

Ella öffnete ihre Kiste, wühlte eine Zeitlang darin herum und reichte mir eine Zeitung, einen Katalog, der mit »Mode 1939. Riga« betitelt war. Sie schlug dann aber selbst das Heft auf und legte es neben die Ölfunzel. Zu meinem großen Erstaunen erblickte ich auf zwei Seiten vielleicht fünfzehn bis achtzehn verschiedene Maskenkostüme. Ich solle mir mal aussuchen, was mir am besten gefiele. Es schien mir jedoch unmöglich, eines von diesen zu nähern. Ich hätte mir das Schachkostüm ausgewählt, wenn ... Aber dann fragte ich Ella, ob sie vielleicht ein Kleid hätte, das ich anziehen könnte, dazu noch Schuhe und Strümpfe. Sie holte ein Kleid hervor – aus schwarzem Seidenstoff in geradem Schnitt mit langen Puffärmeln, die am Unterarm ganz eng waren, mit einem Einsatz im vorderen Oberteil bis zur Taille aus gleichem Stoff. Strümpfe hatte sie nur ein Paar in Weiß. Ich probierte das Kleid an, und Lisbeth Mutter erklärte, daß es mir nicht steht, es sei zu weit. Ich selbst konnte es bei dieser Funzelbeleuchtung in einer Spiegelscherbe nicht einschätzen. Meine Mutter fand, daß die Ärmel genauso aussehen wie bei dem Schachkostüm. Das Kostüm im Katalog war einfach wunderschön:

der schwarze Glockenrock weißkariert, die weißen Kästchen von der Taille nach unten allmählich an Größe zunehmend, am enganliegenden Oberteil mit den Puffärmeln die Ärmelränder und der tiefe Halsausschnitt mit dichten Spitzenrüschen besetzt; schwarze Schuhe mit hohen Absätzen, weiße Strümpfe; auf dem Kopf eine Schach-Läufer-Figur in Schwarz, also ein Pferdekopf. Die Augen hinter einer schwarzen Maske, Spitzenrüschen über das untere Gesicht. Phantastisch.

Es wurde diskutiert, was benötigt würde, um diese Pracht anzufertigen. Ella erinnerte sich an ein Kleid, das sie für Eugenia vor dem Krieg noch angefangen hatte zu nähen und das nicht fertig geworden war. Es war aus feinem schwarzem Stoff mit Glockenrock. Ob Eugenia es selbst fertig genäht hatte? Oder hatte sie es längst umgetauscht?

Am nächsten Morgen ging Ella hinüber zu Eugenia (ohne daß ich es wußte), um nach dem Rock zu fragen. Eugenia kam mit Ella zurück und brachte das halbfertige Kleid mit. Der Glockenrock war schon zusammengenäht und umsäumt und paßte perfekt zu Ellas Kleid. Noch einmal wurde über das Kostüm diskutiert und endlich beschlossen, daß ich all diese Sachen: Kleid, Rock, Strümpfe und Schuhe erst mal mitnehme. In Rodino sollte ich versuchen, bei der Sanitätsstelle Verbandmull zu bekommen, um daraus die Schachkästchen auszuschneiden und auf den Rock zu nähen. Dafür bekam ich noch Nähgarn mit – schwarz und weiß. Um die Kopfbedeckung würde ich mich schon selbst kümmern, versprach ich. Und irgendwie würde ich das Kostüm schon zusammenbasteln. Dann nahm Ella aus der Kiste ein Stück Spitze – drei Meter lang und vielleicht achtzehn Zentimeter breit, einfach unglaublich schön. Ella konnte nicht verschweigen, daß sie diese Spitze für die Zwillinge aufbewahrte, aber als ich sie zurückgeben wollte, sagte sie entschlossen: »Nein, nein, du sollst sie mitnehmen und sollst dir das schönste Kostüm anfertigen. Wer weiß, ob irgendwann noch eine Gelegenheit kommt, diese Spitzen zu verwenden. Du wirst ja damit behutsam umgehen, das weiß ich.« Wir umarmten uns.

Ich freute mich natürlich riesig, und zugleich fühlte ich mich recht unbehaglich, irgendwie beschämt. Wir lebten in solcher Armut, hatten kaum was zu essen, die Wohnung wurde kaum beheizt, eine Ecke im Zimmer war schon mit Reif bedeckt, schliefen in der Tageskleidung, keine Bettbezüge mehr ... – tiefste Armut! Und ich war damit beschäftigt, mir ein schickes Kostüm anzufertigen, um mich dann amüsieren zu können. Warum aber wollte meine Familie, daß ich mitmache? Nach einigem Zögern packte ich die Sachen ein.

Kurz darauf kam Rosa, wir gingen los und kamen noch bei Tageslicht in Rodino an. Nona ließ nicht lange auf sich warten. Sie brachte mir die für morgen nötigen Bücher. Es war ja Sonntag, die Familie Staub war vollzählig im großen Zimmer versammelt, was Nona in eine gewisse Verlegenheit brachte. Obwohl die Neugier, über mein Kostüm etwas zu erfahren, ihr im Gesicht geschrieben stand, fragte sie nicht. Ich begleitete sie aus dem Haus, und erst auf der Haustreppe fragte sie, ob ich doch was mitgebracht hätte. »Morgen zeig ich dir alles«, versprach ich.

Das Schachkostüm im Modeheft fand sie bezaubernd. Nach der Schule gingen wir zur Sanitätsstelle, wo Nona ausführlich alles schilderte und die beiden Frauen um ein wenig Verbandmull bat. Sie hatten zur Zeit keinen Verbandstoff, doch sollten wir es noch mal in zwei Wochen versuchen, sie erwarteten eine größere Lieferung. Nach zwei Wochen blieben noch fünf bis sechs Tage bis Silvester. Um es kurz zu machen, nach einer Woche brachte Nona einen Karton – ich sollte inzwischen den Pferdekopf zurechtbasteln. Aber wie? Ich kann nicht zeichnen, Nona auch nicht. In der Schule würde vielleicht irgendwer mir helfen können. Sollte ich Valentina Andrejewna fragen? Nein, das nicht.

Vor kurzem war das geschehen: »Wo hast du das abgeschrieben?« fragte Valentina Andrejewna, als sie meinen Aufsatz auf die Bank warf. Fassungslos schaute ich sie an und traf auf ihren feindseligen Blick. Es fehlte mir der Mut, etwas zu erwidern, und ich ließ den Kopf sinken. Mein Aufsatz war frei, zu keinem gebundenen Thema geschrieben. Niemals hatte ich was abgeschrieben, nicht vor und nicht nachher. Würde Pawel das glauben? Stille in der Klasse. Innerlich nahm ich mich zusammen: Warum haßte sie mich? Das hatte ich von Anfang an gemerkt. Und doch hoffte ich noch, von ihr zum Theaterspielen aufgefordert zu werden. Damit war jetzt Schluß. Warum haßte sie mich nur? Dabei war ihr Lehrfach – Literatur – mein Lieblingsfach, und ich hörte immer aufmerksam zu und schrieb soviel wie möglich mit, denn ihre Erläuterungen zur russischen Literatur wußten wir alle zu schätzen ... Ich sollte abgeschrieben haben ... Und jetzt sollte ich sie bitten, mir zu helfen. Niemals. Ich sollte auch gar nicht zu diesem Ball gehen. Und Nona? Nein, Nona, ich gehe, und nicht deinetwegen, zum Trotz gehe ich. Wem zum Trotz? Und wenn auch nur mir allein.

Die letzte Woche des Jahres 1945 begann, am nächsten Montag war Silvester. Eine Stunde war ausgefallen, ich redete mit Rosa und merkte nicht, wie Nona aus der Klasse ging. Sie kam mit strahlendem Gesicht und einem weiß verpackten Päckchen in der Hand auf mich zu, als die Glocke zur Pause läutete. Geheimnisvoll steckte sie das Päckchen unter meine Bank und flüsterte mir zu: »Die Binden.«

Von Rosa hatte ich erfahren, daß in unserem Dorf, Stepnoi Kutschuk, der Leiter der neueröffneten sogenannten Bücherstube, Simonenko, sehr gut zeichnen konnte. Iwan Simonenko war noch im Sommer nach dem Krieg zurückgekehrt und hatte Tanja Braginez aus dem Kolchos »Karl Marx« geheiratet. Tanja war ein paar Jahre älter als wir, die 7. Klasse hatte sie 1941 beendet, dann fing sie mit uns 1944 die 8. Klasse an. Da sie aber schon drei Jahre aus der Schule war, fiel ihr das Lernen schwer, und sie ging wieder zurück. Sie bekam eine Arbeitsstelle als Sekretärin in der Dorfverwaltung und hatte dann Simonenko geheiratet – einen Mann, der gut zeichnen konnte.

Bis zum Wochenende hatten wir mit den Schularbeiten viel zu tun, zum Ende des ersten Schulhalbjahres mußten wir mehrere Kontrollarbeiten und Aufsätze schreiben. Am Sonnabend – es war am 29 Dezember 1945 – wurden wir nach der zweiten Stunde entlassen, es begannen die Winterferien (damals war Sonnabend

ein Werktag). Valentina Andrejewna ordnete an, daß alle, die als Masken kommen, um 14.00 Uhr mit ihren Kostümen (fertig oder noch nicht fertig) zur Generalprobe zu erscheinen haben. Ich wollte nicht, denn ich war mir ja noch nicht ganz sicher, ob ich das Kostüm fertigbringe. Und doch, ich hatte ein bedrückendes Gefühl. Vielleicht sollte ich sie wissen lassen, was ich vorhabe, worauf Rosa erwiderte: »Lieber nicht. Und warum sollen wir uns alle vorher einfinden? Komm!«

Wir gingen gleich nach der zweiten Stunde nach Stepnoi Kutschuk: Vera, Njura, Rosa und ich. Der Karton war schon zerlegt und samt dem Modeheft eingepackt und unter einer Bank versteckt, jetzt nahm ich alles mit in unser Dorf. Vera und Njura wollten nicht zum Neujahrsball, sondern in Kutschuk bleiben, Rosa machte diesen Weg mit, nur um mir Gesellschaft zu leisten. Vor der Weggabelung bei unserem Dorf sagte Rosa: »Komm, wir gehen jetzt gleich zu Simonenko, und morgen gehen wir ganz früh zurück nach Rodino.« Wir gingen den Weg ins Dorfzentrum, wo die Bücherstube war und wo auch Simonenko wohnte. Ich bestand aber darauf, zuerst Tanja zu besuchen. Sie war noch im Dorfsowjet, als wir zu ihrer großen Überraschung hereinstürzten. Tanja freute sich, uns zu sehen. Es gab Umarmungen und fröhliches Lachen. Tanja war immer fröhlich gestimmt und verstand es, gute Laune zu verbreiten. Sofort bekam sie von ihrem Chef die Erlaubnis, nach Hause zu gehen. Erst draußen erklärten wir die Situation, und sie brachte uns zu ihrem Mann. Was sich in meinem Gedächtnis von diesem Besuch eingepägt hat, war der Eindruck, daß er, Iwan Simonenko, seine Frau Tanja liebte. Und sie ihn auch.

In vielleicht einer halben Stunde war auf einem der Kartonstücke der Umriß eines Pferdekopfes mit Hals im Profil, auf dem zweiten Stück der Umriß von vorn so geschickt dargestellt, daß wir nur so staunten. Dann zeichnete er ein Auge und fragte mich, wie ich das jetzt zusammenbringen werde. Ob ich Klebstoff habe? »Das werde ich schon irgendwie auch ohne Klebstoff hinkriegen, vielleicht zusammennähen.« Zum Schluß gab er mir in einem Fläschchen ein wenig schwarze Tusche – nur für die Augen, Nüstern und für meine Augenmaske.

Wir bedankten uns ganz herzlich und gingen. Jetzt mußten wir über den tiefen Graben, da kamen die Erinnerungen an die drei Birken, an das Ski- und Schlittensfahren während der »Militärnachtstunde«. Wir waren damals noch Kinder und jetzt ...

»Rosa, du hattest doch Geburtstag?« fiel mir plötzlich ein. »Ja, am 17. Dezember. Und jetzt bin ich schon siebzehn, und du wirst im Februar siebzehn.« O Gott, wie die Zeit verging. Wir feierten keine Geburtstage mehr, nicht nur wegen des Nahrungsmangels, wir vergaßen es einfach. Niemand beglückwünschte irgend jemand. Wie auch? Man würde sich lächerlich dabei machen. Gesundheit wünschten wir einander nur beim Niesen. »Na Sdorowje.« »Spassibo.«

Das, was ich zu Hause erlebte, löste eine tiefe Erschütterung in mir aus. Keiner freute sich über meine unerwartete Ankunft, keiner zeigte Interesse für mein Bündel, das ich auch rasch unter die Nähmaschine schob. »Was ist passiert?« – »Wir ha-

ben kein Futter für die Kuh mehr. Überhaupt keins. Mariechen hat uns einen Sack voll Heu gebracht, das hat sie schon aufgefressen.« Ella kamen die Tränen.

»Warum gehst du nicht zu Kondryk?« – »Das ist es ja. Kondryk hat sich so verändert. Der will mich ja gar nicht anhören. Wo die Kuh doch bald kalben muß, und wir haben auch kaum noch was zu essen, auch für dich hat er, wie sonst immer, nichts zugeteilt.« – »Dann bleib ich zu Hause und gehe am Montag selbst zu Kondryk.« Meine Schwester war dagegen.

»Weißt du, ich habe von einer meiner Mitarbeiterinnen gehört, daß man riskieren könnte, etwas Futter zu klauen. Ganz in der Nähe von der Viehfarm ...« Ja, das wußte ich, der größte Heuschober befand sich in der Nähe der Farm, er wurde gewöhnlich als allerletzter zum Füttern verbraucht, im Frühjahr, wenn die Feldwege schlammig und nicht befahrbar waren oder im Winter während heftiger Schneestürme. Bei stillem kaltem Wetter wurden zuerst die weit entfernten Heu- und Strohschober abgefahren, für die Farm oder für bedürftige Kolchosmitglieder.

Ella sagte, daß von diesem großen Schober schon einmal Heu genommen wurde. Ich starrte sie fragend an. Ja, sie wollte mit mir zu diesem Schober ... Ella schaute mich nicht an, ihren Blick ließ sie irgendwo zwischen dem Fenster und der Tür herumschweifen.

Dann gingen wir. Ella mit einem Bündel aus zwei zusammengerollten Säcken, ich mit freien Händen. »Wir gehen jetzt zu unserer Schwester Maria, du hast die Kinder schon lange nicht gesehen, wir besuchen sie mal.« Maria wohnte auf dem Hügel zwischen der Windmühle und dem Gelände des Karl-Marx-Kolchos, das hieß, nicht weit von unserem Bikulatowhaus einerseits und der Viehfarm andererseits. Von hier aus konnte Mariechen, die jetzt schon dreizehn war, nach der Schule auf dem Viehhof bei den Kälbern behilflich sein.

Unterwegs kamen wir wieder auf Kondryk zu sprechen. »Weißt du, Lida«, Ella faßte mich plötzlich an die Hand und blieb stehen, »ich will dir was gestehen. Kondryk ist gar nicht so schlimm, wie du jetzt denkst. Das ist der Akanow, der Buchhalter, er hat den Kondryk auf mich gehetzt und auch gegen dich, aber meinetwegen.«

Akanow war mit seiner Frau Valja und Adoptivtochter (auch Valja) aus Leningrad geflohen. Da unser Kolchosvorsitzender Kondryk des Lesens und Schreibens unkundig war, kam der gutaussehende, ganz gewiß gut ausgebildete Buchhalter mühelos ans Ruder unseres Kolchos. Auch sollen andere lokale Behörden von ihm beeinflußt worden sein. Seine Frau Valja und Ella befreundeten sich bald an, worauf meine Schwester auch nicht wenig stolz war. Dann, bei erstbestener Gelegenheit, versuchte er, Ella zu verführen. Er bot ihr an, seine Geliebte zu werden, dann würde er ihr auch hilfreich zur Seite stehen, und wenn nicht, dann sei sie daran schuld, wenn ihre Schwester die Schule nicht beenden wird können. Ella ließ sich nicht einschüchtern und lehnte sein »Angebot« ab.

»Wie konnte er mir so was antragen? Er weiß doch, daß ich mit Valja befreundet bin. Ein Schwein ist das. Ich hasse ihn«, sagte Ella empört. So, jetzt wußte ich

auch, warum Genosse Kondryk sich anders verhielt. »Und du gehst morgen wieder zur Schule. Und zum Maskenball auch! Allen zum Trotz!« So aufgebracht hatte ich Ella noch nie gesehen.

Maria freute sich, als wir kamen. Die kleineren Kinder hätte ich fast nicht mehr erkannt: Viktor war schon vier, Sascha sieben, Lilli elf und Marussja (Mariechen auf deutsch) – dreizehn. Schöne gesunde, gut gewachsene Kinder, die mit ihrer halblinden und halbgelähmten Mutter, meiner Schwester, in drückender Armut lebten. In der Sommerzeit war sie jetzt auf der Viehfarm zusammen mit Mariechen zum Kälberhüten eingesetzt, da konnte sie öfters alle Kinder mit auf die Weide nehmen, wo sie es auch verstanden, Winterfutter für die Kuh zu beschaffen. Im Winter war Maria zu Hause, mit Mariechen teilte sie sich ein Paar Filzstiefel, Lilli und Sascha teilten sich das zweite Paar.

Sie schlugen sich mit Mühe und Not durch. Und die Kuh half zu überleben. Zum Glück hatte sie ja ihre Zentrifuge, damit konnte sie die Milch entrahmen und Butter herstellen und diese wiederum gegen andere Nahrungsmittel tauschen. Auch meine Mutter ließ die Milch von unserer Kuh bei Maria entrahmen.

Während ich mit den Kindern sprach, erklärte Ella ihrer Schwester den Zweck unseres Besuches. Maria ging mit uns. Langsam schlichen wir uns an den Schober heran, Gott sei Dank war schon vom Weg aus zum Schober ein Pfad ausgetreten, also waren wir nicht die ersten. Rasch rissen wir das Heu aus dem Schober und stopften die Säcke voll. Es waren vier Säcke (zwei von Maria). Drei trugen wir auf dem Rücken, den vierten – ich und Ella zusammen. Bei Marias Häuschen blieben wir stehen, um Luft zu holen. Wir waren niemandem begegnet, und niemand schien uns gesehen zu haben. Ein Sack blieb bei Maria, Ella und ich gingen nun ganz mutig weiter, als hätten wir das Heu bei Maria geliehen, doch auch jetzt trafen wir keinen Menschen, es war ja auch schon Nacht. Wir freuten uns, daß die Operation »Heu« erfolgreich gewesen war.

Zum Frühstück am nächsten Morgen kochte unsere Mama irgendeine Rübensuppe, während ich die Skizzen für den Pferdekopf ausschchnitt. Nach dem Frühstück setzte sich unsere Mutter ans Spinnrad. Die Wolle hatte Ella durch ihre Schneiderei rangeschafft. Daraus sollten neue Strümpfe gestrickt werden. Ich sagte, daß ich während der Ferien selbst meine Strümpfe stricken möchte, dabei betrachtete ich meine Mutter. Ihre Brille war schon so ramponiert, die Gläser trüb, statt der Brillenbügel Zwirn um die Ohren, die Blusenjacke geflickt, geflickte Schürze, die gar nicht mehr weiß wie vorher, sondern grau war. Aber ihr üppiges Haar, obwohl grau, ihre zierliche Gestalt, ihre Haltung waren geblieben. Sie saß gerade, den Kopf etwas zurück, am Spinnrad.

Als wir an dem Tag wieder in Rodino waren, nähte ich die Kopffigur zusammen, bestrich sie mit in Milch angerührtem Ruß, zeichnete mit Tusche die Augen und Nüstern. Die Anagout und die ganze Familie Staub bewunderten den Kopf, mir kam er auch gelungen vor. Dann schnitt ich noch die Quadrate aus dem doppelt zusammengefalteten Verbandmull zu. Den ganzen nächsten Tag war ich mit



dem Zusammennähen beschäftigt. Das Schlimmste waren die Quadrate. Jede Reihe mußte in anderer Größe zugebügelt werden – das taten Anagout und Amalia.

Am Abend war alles fertig: der Schachbrettrock kaum sichtbar ans Kleid in der Taille befestigt, die Spitzenrüschen am Halsausschnitt und an den Ärmelrändern angenäht. Die Gesichtsmaske war auch fertig. Amalia benachrichtigte meine Freundin Nona, sie könnte kommen. Jetzt zog ich alles an. Der Gürtel wurde hinten zur Schleife gebunden. Alles in Schwarzweiß, nur die Pumps von meiner Mutter, die mir zu klein waren, in Braun. Nona meinte überzeugt: »Du wirst die Schönste sein.« Doch auch Nona mußte nun ihren Mantel ablegen, und alle bewunderten ihr Kleid. Die Schuhe, den Kopf und die Maske packte ich in einen Stoffbeutel, zog über die weißen Strümpfe meine Strickwollstrümpfe, stieg dann in die Filztiefel, die auch schon fast durchgelaufen waren, zog meinen geflickten, aber warmen Mantel an, band mir um den Kopf zwei Tücher, und wir gingen zur Schule – zum Maskenball.

Unterwegs war Nona irgendwie schweigsam, nachdenklich, nicht so gesprächig wie sonst. Ich fragte, was sie hatte. Ihre Antwort war: »Du bist meine beste Freundin, Lida, und ich weiß, daß ich dir mein Geheimnis anvertrauen kann. Ich bin verliebt.« – »Na und?« entfuhr es mir, ohne daß ich überhaupt weiteres von ihr hören wollte. Der Gedanke, daß auf ein solches Geständnis man als Freundin ebenfalls ein Geheimnis verraten sollte, war mir peinlich.

»Warum bin ich bloß so klein? Er ist so groß und ich – wie ein Zwerg.« Mir war zum Lachen, ich wollte sie beruhigen und meine Mutter als gutes Beispiel anführen. Statt dessen fragte ich: »Aus unserer Klasse?« Sie nickte: »Pawel Bratschun.« Mir stockte der Atem. »Er ist doch der Aller-allerbeste, findest du nicht? Vielleicht kennst du ihn noch nicht so gut, aber ich war mit ihm zusammen in der 8. Klasse und war damals schon verliebt ... Warum schweigst du? Was meinst du? Sag doch was!« – »Was soll ich dir denn sagen, Nona? Aber daß du nicht so groß bist, das hat damit überhaupt nichts zu tun. Meine Mutter ist viel, viel kleiner als mein Vater. Und?« Das war alles, was ich ihr zum Trost sagen konnte.

Zum Glück waren wir schon an der Schule. Im Flur, wo auch die Garderobe eingebaut war, legte Nona sofort Mantel, Mütze und Filztiefel ab und irgendwie ganz unauffällig ihre warme Strickhose; sie zog ihre Lack-Pumps mit den hohen Absätzen an und schaute mich verwundert an, warum ich nicht ablegte. Ich stand vor der Tür zu der Aula und überlegte mir, wie ich Nona überreden könnte, auch ohne mich auf dem Ball zu bleiben.

Mir war alle Lust vergangen. Mein Kostüm kam mir jetzt so kindisch-lächerlich vor, und nach Feiern war mir nicht zumute. »Nona, liebste, ich gehe nach Hause.« – »Was?« In diesem Moment kam unsere pädagogische Direktorin Irina Iwanowna Ionowa auf uns zu. Irina Iwanowna unterrichtete bei uns Mathematik und war die beliebteste Lehrerin unserer Klasse. Rosa und ich schwärmten geradezu für sie.

»Nona, du siehst großartig aus. Und du, Lida, warum legst du nicht ab? Komm, ich lade dich zum ersten Walzer ein.« Sie wollte meinen Mantel aufknöpfen, worauf ich hastig die Mantelschöße zurückzog, dabei bemerkte sie meinen Schachrock: »Du hast ja ein Maskenkostüm an. Komm ins Lehrerzimmer, dort sind schon alle Maskierten versammelt.« Sie faßte mich unter den Arm und führte mich ins Lehrerzimmer. Ich versuchte ihr zu erklären, daß mein Kostüm noch nicht ganz fertig ist und ich es womöglich gar nicht zeigen sollte, weil es so häßlich ist. Das Lehrerzimmer war voll von Maskierten. Kein Auge war auf uns gerichtet. Wir fanden hinten in der Ecke kaum noch Platz. Irina Iwanowna bestand darauf, daß ich mich so schnell wie möglich umzog. Das tat ich dann auch. Für den Mantel fand ich keinen Haken mehr, ich legte ihn auf einen Stuhl, der für Valentina Andrejewna frei gelassen war, steckte die Kopftücher in die Ärmel und schob die Filzstiefel unter den Stuhl. Nachdem ich meine Füße mit weißen Strümpfen in die zu kleinen Pumps hineingepreßt hatte, legte ich die Gesichtsmaske an und setzte den Pferdekopf auf. Irina Iwanowna schaute mir schweigend und aufmerksam zu. Dann rief sie: »Valentina Andrejewna, kommen Sie bitte her!« Valentina Andrejewna war mit ihren Schützlingen beschäftigt und hatte uns bisher nicht bemerkt. Jetzt stand sie erstaunt vor mir: »Und wer bist du?«

»Das ist die Hermann. Sie wollte wieder nach Hause, weil sie ihr Kostüm so häßlich findet«, kam mir Irina Iwanowna zuvor. »Wer hat dir das alles angefertigt?« – »Das hat sie alles selbst gemacht«, sagte Irina Iwanowna und ging davon. »Ist ja alles fertig.« Valentina Andrejewna musterte mich von Kopf bis Fuß. »Nein, diese Schleife muß noch hinten am Kopf befestigt werden, damit meine Haare nicht zu sehen sind.«

Valentina Andrejewna befestigte mit einer Nadel, die in ihrem Kleid auf der Brust steckte, die Schleife an meiner Maske.

Punkt 21.00 Uhr wurde die Tür geöffnet und wir, die Maskierten, traten nacheinander aus dem Lehrerzimmer in den schmalen Korridor hinaus. Indessen ließ das musikalische Quartett der Familie Rohr einen wunderschönen Marsch erklingen, und ein Maskenpaar aus dem achtzehnten Jahrhundert in weißgelockten Perücken und mit allem Drum und Dran eröffnete mit entsprechenden Verbeugungen und Knicksen den Maskenzug. Ich war die Letzte. Zwei- oder dreimal umrundeten wir den »Tannenbaum« in langsamem Marschschritt, dann ging die Musik in eine Walzermelodie über, und schon wirbelten die Masken mit den Nichtmaskierten bunt durcheinander. Ich wurde von einem besonders hochgewachsenen Jungen aus unserer Klasse mit Sie aufgefordert. Er hatte mich nicht erkannt, was mir sehr recht war. Komischerweise schaute er mir nicht ins Gesicht, sondern auf den Pferdekopf, als wäre ich bloß eine Schachfigur. Auch die meisten der folgenden Tanzpartner benahmen sich genauso. Auf alle ihre Fragen, wer ich sei, antwortete ich schweigend, den Kopf hin und her bewegend.

Obwohl ich nach Nonas Geständnis mir vorgenommen hatte, Pawel für immer zu vergessen, waren meine Gedanken ständig bei ihm. Er stand bewegungslos

neben der Bühne auf einer der Treppenstufen und tanzte nicht. Ich sah ihn nur, wenn er mir beim Tanzen gerade ins Blickfeld geriet.

Während der ersten kleinen Musikpause ging ich schnell in das Klassenzimmer, heute als Ruheraum gedacht. Dort standen an der Fensterseite einige Tische mit Unterhaltungsspielen, wie Domino, Dame- und Schachspiel, an der Wand gegenüber – Sitzplätze, wo ich mich ganz in der Ecke niederließ, denn meine Füße schmerzten furchtbar. Kurz darauf kam Nona und setzte sich neben mich. Aufgeregt teilte sie mit, daß mich niemand erkennen kann und viel darüber gerätselt wird. Außer uns saßen nur noch zwei bis drei Jungs am Schachspieltisch, sie verließen ihre Plätze sofort, nachdem Nona ging. Da erschien Rosa in der Tür, die Musik hatte wieder begonnen, und sie winkte mir – ich sollte kommen. Mit einem eleganten Knicks fragte sie: »Darf ich Sie zum Walzer bitten?« Ich konnte mich vor Lachen nicht halten, warf mich ihr lustig in die Arme, und wir glitten leicht im Walzerschritt über die Tanzfläche. Das konnten wir beide gut. Wir machten einander Komplimente. Beide waren wir gut gelaunt und nahmen uns die Freiheit, unseren Walzer besonders kunstvoll auszuführen. Mehrere Paare verließen die Tanzfläche und schauten uns zu.

»Weißt du, wer dich erkannt hat?« fragte Nona in der nächsten Pause. »An einer sichtbaren Haarsträhne hat er dich erkannt, sagt er.« – »Und wer?« – »Pawel Bratschun.« – »Wo hast du das her?« – »Ich fragte ihn, ob ich ihm verraten soll, wer du bist, doch er wußte es.«

An einer Haarsträhne hatte er mich erkannt. Was sollte das bedeuten? Warum tanzte er nicht? Mir kam plötzlich die Nacht in Erinnerung, in der wir im Feldbaulager nebeneinander schliefen und am Morgen nicht gleich aufstehen konnten, weil er mit dem Gesicht auf meinen Haaren lag. Diese Gedanken, vermischt mit einem Schamgefühl, brachten mich durcheinander, und mir verging die Lust zum Weiter tanzen. Ich saß nicht lange im Ruheraum in der Ecke, ohne Schuhe, es muß halb zwölf gewesen sein, als das Kommando »Die Masken abnehmen!« erschallte. Erleichtert nahm ich alles vom Kopf. Vom Saal her ertönte Händeklatschen, dann kam Valentina Andrejewna und fragte mich durchaus nicht freundlich, warum ich hier sitze und nicht herauskomme, alle warten auf mich. Beschämt steckte ich die Füße in die Schuhe, und ohne sie zuzuknöpfen, erschien ich in der Tür zum Saal. Applaus! Wieder Musik. Wirbelig im Tanz, wirbelig im Kopf.

Kurz vor zwölf Uhr verstummte die Musik, und unser Schuldirektor Iwan Iwanowitsch Bogoslawski sprach ein paar Worte zum neuen Jahr 1946. Darauf Hurrarufe, Umarmungen, Glückwünsche. Dann trat Irina Iwanowna vor und begann mit der Preisverleihung. Mein Kostüm wurde mit dem ersten Preis ausgezeichnet: Ich bekam ein Paar Gummischuhe (Galoschen) und ein Stückchen Toiletteseife. Damit war mir der Spaß an diesem Abend völlig vergangen. Das hatte ich nicht gewollt und damit auch nicht gerechnet. Das wunderschöne Paar aus dem 18. Jahrhundert hätte diesen Preis bekommen sollen, so war es wohl auch gedacht. Und ich hatte alles verdorben.

## Not und Armut. Bittgang beim Staatsanwalt

Die Winterferien begannen mit sorgenvollen Gesprächen über unsere Situation, die sich immer noch zu verschlechtern schien und darüber, ob es überhaupt noch Sinn hatte für mich, die Schule zu besuchen. Vom Kolchos bekamen wir kein Futter für die Kuh. Ella und ich nahmen uns vor, noch einen riskanten »Ausflug« zu dem Heu- oder einem Strohschober zu unternehmen. Aber wenn wir erwischt wurden? Doch es gab keinen anderen Ausweg. Zum Essen hatten wir kaum noch was, und die Kuh kalbte erst in einem Monat. Ich sollte Kondryk selbst um Hilfe bitten.

Meine schon zweimal besohlenen Filzstiefel waren wieder durchgelaufen, meine Mutter brachte sie gleich am ersten Tag, als ich aus Rodino kam, zum Schuster. Da der zur Zeit aber kein Material hatte, brachte sie sie wieder zurück. »Vielleicht in einer Woche«, hatte er versprochen.

An demselben Abend besuchte mich ganz überraschend Manja Zapko. Nach herzlicher Umarmung schilderte sie kurz ihre Arbeit als Kontrolleurin bei der MTS, dann kam sie zur Sache: Am 6. Januar fand die Kolchos-Jahresversammlung statt, und die Theatergruppe, die sie jetzt mit betreute, wie versprochen, bereitete ein Theaterstück vor, in dem ich die Hauptrolle spielen sollte. Das Stück war mir völlig unbekannt, und es blieben mir nur noch fünf Tage für die Proben. Ich wollte absagen, doch Ella zeigte sich plötzlich sehr interessiert. Sie behauptete, daß ich es ohne Zweifel schaffe, den Text zu lernen.

»Bist du allein darauf gekommen, mir die Rolle anzubieten?« fragte ich Manja. »Nein.« Sie zögerte.

»Ich auch, aber mich hat der Klubleiter Schwed zu dir geschickt, wir haben alle gesagt, du wärest die Beste.«

Manja zog aus ihrem Ärmel ein Büchlein heraus, es war ein Theaterstück als »Aushilfe fürs Land-Laien-Kunstschaffen«. Leider ist mir der Autor wie auch der Titel entfallen, ein Drama zum Thema Landleben eben. Es hatte schon einige Proben gegeben. Die Hauptrolle hätte Galja Schkurko spielen dürfen, wenn ich nicht gekommen wäre. Jetzt war sie die Souffleuse. Am Sonntag, den 6. Januar, nach der Kolchosversammlung spielten wir das Stück im tüchtig geheizten Kulturhaus. Obwohl das Stück inhaltlich eher langweilig war, blieb das Publikum bis zum Ende und klatschte dankbar Beifall.

Am Mittwoch, nachdem wir am Montagabend mit Ella drei vollgestopfte Säcke Heu für unsere Kuh besorgt hatten, suchte ich den Kolchosvorsitzenden Kondryk auf und fragte ihn, ob ich Nahrungsmittel bekommen könnte. Seine Antwort war: »Dushe choroscho ty wystupaesch (du spielst sehr gut Theater).« Ich bekam gar nicht so wenig Getreide, mehr Abfall zwar, aber eßbar, und einen Sonnenblumenkuchen. Ein Reichtum für unsere Familie.

Alle diese Tage lief ich in den zerschlissenen Filzstiefeln umher. Meine neuen Galoschen paßten leider nicht über diese großen Stiefel, sie waren zu klein. So

steckte ich alte Socken in die Löcher hinein. Die Ferien waren zu Ende, und Ella bestand darauf, daß ich weiter in die Schule gehe. Lisbeth spendierte mir ihre wunderschönen Burki, das sind besonders feingewalkte Filzstiefel in tiefem Schwarz, sie stammten aus Lisbeths Klosterzeiten, die Sohlen waren zwar dünn, aber noch nicht ganz durchgelaufen. Elegant sahen sie aus, und die Galoschen paßten darüber. Natürlich nicht für große Kälte und nicht auf Dauer. In zwei Wochen würde ich ja wiederkommen, und dann würden meine Filzstiefel besohlt sein.

Am 10. Januar wurden Rosa, Vera, Njura und ich nach Rodino gebracht. Walja war zu dieser Zeit mit ihrer Mutter schon nach Leningrad zurückgekehrt, aber ihr Adoptivvater war noch in unserem Kolchos.

Am nächsten Sonnabend war ein Tanzabend angesagt. Den ganzen Abend tanzte ich in den zierlichen Stiefelchen ohne Galoschen – und tanzte sie durch. Auch meine Strümpfe waren fast durchgetanzt. An diesem Abend hatte ich mehr Freude als am Maskenball. Besonders wohl fühlte ich mich beim Tanzen mit Pawel, er war kein perfekter Tänzer, aber ich mochte nur mit ihm tanzen, auch wenn Nona in ihn verliebt war, auch wenn er in Nona verliebt gewesen wäre.

Am nächsten Wochenende gingen Rosa und ich nach Hause nach Kutschuk. Tags zuvor hatte mir Nona nach der Schule gestanden, daß sie mit ihrer Familie nach Leningrad zurückgehen wird, und zwar in Kürze. Irgendwelche Papiere waren noch nicht fertig, und noch sollte es auch geheim bleiben. Mir kamen die Tränen. Wir umarmten uns und weinten beide.

»Ich werde dich vermissen.« – »Ich dich auch. Und meiner Mutter wird deine Tante sehr fehlen.« – »Ja, es scheint, sie verstehen sich gut.« – »Und wie. Meine Mutter sagt, daß Anna eine weise Frau ist. Sie hat doch öfters die Karten gelegt und daraus wahrgesagt, immer stimmte alles.« – »Anna ist eine Wahrsagerin?« Ich blieb stehen. »Nein! Sie versteht es bloß, Karten zu legen. Wußtest du das nicht?« – »Nein.« – »Na und? Schau mich nicht so groß an. Du hast eine wunderbare Tante, nur paßt sie nicht zu dieser Familie, oder umgekehrt. Jetzt hab ich mich verplappert, wirst du ihr keine Vorwürfe machen?« – »Nein, keine Vorwürfe, ich hab sie sehr lieb, aber mir ist jetzt etwas klargeworden, worüber ich bisher nur rätseln konnte. Zum Beispiel, woher sie die weißen Kopftücher hat.« Nona lachte hell auf. »Ach, Nona, ich möchte nicht, daß du nach Leningrad gehst. Vielleicht bleibt ihr doch hier?« – »Nein, Lida, wir gehen ganz bestimmt. Weißt du, ich sag dir noch was. Es war blöd von mir, dir zu gestehen, ich wäre in Pawel verliebt. Ich weiß, daß er überhaupt nichts für mich empfindet.«

Unterwegs nach Kutschuk war mein rechter Fuß an die Galosche angefroren. Das merkte ich erst, als wir schon ins Dorf kamen. Doch das war dann im Vergleich mit dem, was zu Hause passiert war, nicht der Rede wert. Man hatte uns die Kuh weggenommen – von der Kolchosverwaltung, hieß es. Es waren Leute gekommen mit einem Beschluß der Verwaltung, und haben sie einfach fortgeführt. Ella war bei der Arbeit, zu Hause waren meine alte Mutter und Lisbeth, Isa und

Tonja und Marias Kinder – alle vier. Die Frauen begriffen gerade so, daß die Kuh konfisziert wird als Strafe dafür, daß vom zweiten Stall auf unserem Hof, der mit Stroh bedeckt war, schon soviel Stroh verschwunden war und wir damit die Kuh fütterten. Und das war auch die Wahrheit. Die Frauen rissen das alte zusammengepreßte Stroh aus der Stalldecke und vermischten es mit dem Heu, denn das alte Stroh allein wollte auch die hungrige Kuh nicht fressen.

Die Beamten führten die Kuh aus dem Stall, wo sich alle Kinder um meine Mutter und Lisbeth versammelt hatten, es begann ein klägliches, hilfloses Jammern. Die Frauen versuchten zu erklären, daß wir so lange auf die Milch gewartet haben, daß alle zugrunde gehen ohne die Kuh. Sie wollten die Kuh nicht lassen, umarmten sie von beiden Seiten, die Kinder riefen ihren Namen »Lena, Lena«, irgendwer faßte sie am Schwanz und wollte sie zurückziehen.

So schilderte es mir Ella, sie war auch schon im Selsowjet, in der Dorfverwaltung gewesen. Bei Kondryk war sie auch, er wiederholte nur das, was im Beschluß stand. Außerdem, hatte der Buchhalter herausgefunden, daß wir in Mariental keine Kuh abgeliefert hatten, sondern nur vier Ziegen. Das hieß, wir hatten die Kuh hier vom Staat widerrechtlich bekommen.

»Das ist Akanow«, behauptete Ella. Sie hoffte noch, daß die Kuh uns zurückgegeben wird, sobald sie gekalbt hat. Damit hat Ella uns alle irgendwie beruhigt. Ich sollte wieder zurück nach Rodino gehen. Gott sei Dank waren meine alten Filzstiefel besohlt.

In zwei Wochen kam ich wieder. Die Kuh hatte gekalbt, blieb aber in der Kolchosfarm. Sie gehörte jetzt dem Kolchos und nicht mehr uns. So ein Elend! Ein Verbrechen! Wir konnten nichts dagegen tun. Und doch wollte Ella nicht aufgeben. Sie legte ihre Hände auf meine Schultern und flehte mich an: »Lida, nur du kannst uns noch helfen.« Wie sollte ich helfen? »Du mußt zum Staatsanwalt in Rodino gehen und alles darlegen.« Erschrocken befreite ich mich von ihren Händen. »Ich gehe nicht zum Staatsanwalt, er hat unseren Vater verhaften lassen. Warum gehst du nicht zu ihm?«

Mit größter Geduld, ganz ruhig sagte Ella: »Erstens, die Kuh gehört nicht mir, sondern dir und deiner Mutter. Zweitens, du sprichst gut russisch und kannst alles so erklären, wie es ist. Du brauchst keine Angst vor ihm zu haben, er kann dir nichts antun.«

Ella hatte ja recht. Ich mußte zum Staatsanwalt gehen. Die nächste Woche war mir nicht zum Lernen. Ich hatte Angst vor dem Staatsanwalt. Von einem Tag auf den anderen verschob ich meinen Gang. Auf den Unterricht konnte ich mich nicht konzentrieren, ich überlegte immerzu, was ich sagen werde. Am Freitag nach der Mathestunde fragte ich Irina Iwanowna, ob ich auf zwei Stunden die Schule verlassen dürfte. Sie fragte, wohin ich denn will. Kurz erklärte ich die Situation. »Selbstverständlich, kannst du.« Der Sekretärin schilderte ich genauer den Grund meines Besuches, dann kam ich zum Staatsanwalt, russisch Prokuror. Ein großes Dienstzimmer, vorn ein großer Tisch, an dem er saß, dazu eine Reihe kleinerer Ti-

sche bis zur Tür, wo ich stehengeblieben war. Auf sein Zeichen setzte ich mich gleich an den ersten Tisch – ihm gegenüber.

Wenn man mich schon am nächsten Tag gefragt hätte, wie dieser Mensch aussah – keine Ahnung. Er war einfach ein Mann, der meinen Vater hatte verhaften lassen.

Ich erklärte alles ausführlich, beantwortete alle seine Fragen, auch die, die mit der Sache nichts zu tun hatten, zum Beispiel interessierten ihn die Vornamen der Zwillinge. Über meinen Vater kein Wort. Dann stand er auf und kam auf mich zu. Vor Angst krümmte ich mich innerlich zusammen. Er legte mir seine Hand auf den Kopf, strich über mein Haar und sagte, ich solle auf keinen Fall die Schule verlassen und die Kuh bekämen wir bestimmt zurück. Er nahm wieder Platz, ich stand auf.

»Spasibo. Do swidanija.« Innerlich sagte ich mir: Nein, ich will nicht wiederkommen. »Do swidanija«, antwortete er trocken. Die Sekretärin half mir in die Jacke und lächelte mich an: »Ist doch gut gelaufen?« Ich nickte. Und wieder: »Do swidanija.«

Erleichtert fühlte ich mich nicht, eher bedrückt, mir war ganz miserabel zumute. Als ich am nächsten Tag allein nach Hause ging, versuchte ich mir den Besuch beim Staatsanwalt noch mal vor Augen zu führen und einzuschätzen. Warum mußte ich ihn aufsuchen, mich vor ihm erniedrigen? Warum ist uns die Kuh weggenommen worden? Warum ist mein Vater verhaftet worden. Warum haben wir keine Nachricht von ihm bekommen? Warum wird uns soviel über Gerechtigkeit gepredigt, die es gar nicht gibt?

Ob wir die Kuh wiederbekommen, wie der Prokurator versprochen hat? Vielleicht nur ein Versprechen? Warum strich er mir über den Kopf, er, der meinen Vater verhaften ließ? Hat er Mitleid mit mir? Mit unserer Familie? Mit uns Deutschen? Ein Wirr-Warr im Kopf. Und warum war ich nicht gleich am Montag zum Prokurator gegangen? Vielleicht wäre jetzt schon die Kuh zu Hause. Warum war ich bloß so feige?

Ella fragte nicht, wann ich bei ihm gewesen war, Hauptsache, ich war dort, und er ließ uns die Hoffnung nicht verlieren, daß sich unsere Lage doch noch bessern kann.

Unter Tränen schilderte Ella, was sie über unsere Kuh von einer Kolchosmelkerin gehört hatte. Die Lena sei eine gute Kuh und das Kalb ein prachtvoller kleiner Bulle.

Es dauerte noch zwei lange Wochen, bis wir die Kuh zurückbekamen. Das Kalb blieb im Kolchos. Kondryk ordnete an, uns einen Schlitten Heu und auch Stroh bringen zu lassen. Es ging wieder besser. Die Freude war grenzenlos. Aber ein Unglück kommt selten allein. Die Kuh unserer Schwester Maria verunglückte tödlich. Maria bewohnte mit den Kindern zur Zeit ein Doppelhäuschen. Da aber die zweite Hälfte unbewohnt stand, brachte Maria ihre Kuh darin unter, was ihr die Versorgung erleichterte. Das Gebäude war alt, mag sein, wahrscheinlich wa-

ren die Dachbalken schon angefault und hielten die dicke Schicht frisch gefallenen Schnees nicht aus. Das Dach stürzte ein und auf die arme Kuh. Sie mußte geschlachtet werden. Da der Winter seinem Ende zuging, konnte Maria nicht viel Fleisch einfrieren. Es wurde teilweise eingesalzt oder umgetauscht für Korn oder Brot. Viel wurde durch den Fleischwolf gedreht und Buletten daraus gebraten.

Ein großes Unglück war geschehen, doch andererseits – die ganze Familie, ja, die ganze Verwandtschaft bekam Fleisch zu essen, das wir seit 1941 nicht einmal mehr gesehen hatten. Ich erinnere mich, wie ich mich über die Buletten bei meinem nächsten Besuch hermachte.

Aber Maria mit ihren vier Kindern hatte auf Dauer kein Fleisch und keine Milch. Selbstverständlich versorgte meine Mutter ihre Enkelkinder mit Milch. Der Kleinste war fünf Jahre alt.

Meine Tante Anna verließ schließlich ihren Mann und kam wieder nach Stepnoi Kutschuk. Mich brachte sie bei ihrer ehemaligen Nachbarin Labotkina unter, die allein wohnte.

Nona war an einem Wochenende, als ich in Kutschuk war, weggefahren. Jetzt wohnte ich wieder in der Nachbarschaft mit Rosa. Eines Tages wurden uns in der Schule je vier Hefte für Kontrollarbeiten ausgeteilt. Ich entschied mich, eines dieser Hefte als Tagebuch zu verwenden. Diesen Wunsch hegte ich schon längere Zeit, obwohl ich mir nicht im klaren war, was ich vermerken oder worüber ich schreiben könnte. Meine geheimen Gedanken? Natürlich. Es gelang mir nur, zwei oder drei Aufzeichnungen zu machen. Die erste war einem sonnigen Wintermorgen gewidmet, an dem ich im Schulhof Pawel begegnete und er mich freundlich anlächelte. Er stand neben der Haustreppe, als hätte er auf mich gewartet. Die andere war zum Beispiel: »Gestern waren wir mit Rosa beim Tanzabend. Ich tanzte viel mit Pawel, er tanzt nicht so gut wie einige andere Jungs, aber ich möchte nur mit ihm tanzen.«

Im übrigen stellte sich heraus, daß meine Hauswirtin Fedossja Labotkina einen Sohn hatte, der irgendwo in einem anderen Ort eine Lehre (Berufsschule, Fachschule oder so was) machte, jetzt hatte er Ferien und kam nach Hause. Er hieß Wladimir, kurz Wowka – ein gutaussehender Junge, nur sein etwas frecher Blick behagte mir nicht. Es war am zweiten Tag, nach Wowkas Ankunft. Ich kam aus der Schule, niemand war zu Hause. Die Schulsachen legte ich auf den Tisch, lief auf die Schnelle über die Straße, um bei Rosa die Matheaufgaben abzuschreiben. Als ich zurückkehrte, saßen Wowka und sein angeblicher Freund, der mein Mitschüler war, Saschka Morgun, am Tisch. In Wowkas Händen mein Tagebuch. Ich stürzte mich auf ihn, entriß ihm das Heft und brüllte ihn wütend an: »So eine Frechheit! Das ist der Gipfel aller Unverschämtheit!« Wowka stand auf, streckte seinen Arm vor, als hätte er Angst vor mir.

»Beruhig dich doch, Mädchen, und hör zu, was wir dir sagen wollen.« – »Ich will nichts von euch hören.« Dabei zerriß ich das Heft in kleine Stücke.

Wowka nun: »Du solltest dir den Bratschun aus dem Kopf schlagen.« – »Das geht euch nichts an.« – »Doch, das geht uns was an. Der Junge ist der beste



Schüler, er ist eine ungewöhnliche Persönlichkeit, man prophezeit ihm eine große Zukunft, er wird bestimmt Karriere machen, und zwar nicht hier in Rodino. Zugegeben, daß er sich in dich verliebt hat. Und was wird daraus? Welche Perspektive kannst du ihm bieten? Du – eine Nemka? Das solltest du verstehen, Mädchen. Du verdirst ihm alles, mit dir wird er nichts erreichen können.«

Sie redeten und redeten, mich aber ärgerte vor allem ihr wiederholtes »Mädchen«, und ich konnte nichts mehr verstehen, nein, ich wollte nichts mehr verstehen. Ich wußte es doch selbst, sie hatten ja recht.

»Laß den Jungen in Ruhe, Mädchen.« Das war der Schlußpunkt ihres Geredes. Jetzt riß ich mich zusammen und erwiderte: »Wenn ihr beide nicht so unverschämt gewesen wärt, hätte nicht nur Pawel Bratschun, kein einziger Mensch auf der Welt hätte erfahren, was ich da geschrieben habe.« Ich wollte hinaus, doch sie eilten voraus, und ich warf mich auf meine Schlafliede. Zerschmettert und doch irgendwie beruhigt. Bald stand ich aber auf, stellte mich vor den Tisch, ballte meine Hände fest zu Fäusten, richtete den Blick irgendwo in die Höhe und sprach für mich: »Ich schwöre, daß ich diesem Jungen, dem Pawel – nie – nie – seine Zukunft, seinen Erfolg, sein Leben verderben werde. Auch wenn er mir irgendwann seine (kaum zu glauben) Liebe gestehen würde – nie werde ich mit ihm zusammen sein. Das schwöre ich bei meiner Ehre.« Und nie wieder traute ich mich, ein Tagebuch zu führen.

Mit dem Sohn meiner Hauswirtin kam ich nicht mehr ins Gespräch, er fuhr nach zwei, drei Tagen wieder weg. Noch vor dieser peinlichen Szene hatte mir Valentina Andrejewna angeboten, in einem Theaterstück, einem Einakter, eine Rolle zu spielen. In dem Stück zum Thema »Partisanen im Großen Vaterländischen Krieg« gab es drei bis vier männliche Personen und eine weibliche. Diese weibliche Person war wortlos, sie als Verbindungsfrau sollte nur aufmerksam den Männern zuhören und entsprechend reagieren. Beinahe hätte ich diese Rolle abgesagt, dann überlegte ich: Vielleicht ist das die einzige Möglichkeit, hier auf die Bühne zu kommen. Jetzt war ich bei den Proben, Pawel war auch dabei – als Hauptperson.

Die Aufführung fand kurz vor den Frühlingsferien statt. Als ich von der Bühne in den Saal kam, hielt mich eine mir unbekannt junge hübsche Frau an. Sie äußerte sich so beifällig über meine Darstellung auf der Bühne, daß ich vor Fassungslosigkeit nicht wußte, was ich ihr sagen sollte. Später hörte ich, daß sie, Valentina Maljuk, eine Kriegsteilnehmerin war und zur Zeit in Rodino beim Bezirksparteikomitee arbeitete. Auch die anderen Zuschauer, Lehrer und Schüler, fanden mich gut.

Jetzt wurden die Bänke an die Wand gestellt, und der Tanzabend begann. Ich suchte Rosa auf, um mit ihr nach Hause zu gehen, doch sie überredete mich zu bleiben. In meinen großen alten, aber frischbesohlenen Filzstiefeln tanzte ich, wie auch viele andere Mädchen, den ganzen Abend, am meisten mit Pawel. Sooft er mich zum Tanzen aufforderte, dachte ich daran, daß ich die Nemka bin, die ihm

sein Leben verderben könnte. Sollte ich ihm lieber aus dem Weg gehen? Nicht mehr zu den Veranstaltungen kommen? Warum? Ich hatte nie die Absicht, ihm irgendwie näherzukommen. Wenn ich nur nicht dieses »Tagebuch« angefangen hätte! Alles meine Schuld, hab mir viel zuviel eingebildet und ihn in meine Gedanken gelassen.

All diese peinigenden Gedanken quälten mich meistens vor dem Einschlafen im Bett. Mir fiel dann auch der eine Tanzabend ein: Als im Schulsaal ein furchtbares Gedränge entstand und wir von allen Seiten gestoßen wurden, zog Pawel mich ganz dicht an sich heran, so daß ich seine Lippen auf meiner Schläfe spüren konnte, und ich stieß ihn nicht mal weg, sondern wünschte mir, es wiederholte sich. Jetzt müßte aber Schluß mit allem sein. Keine Schwäche mehr zeigen. Ich hab geschworen, bei meiner Ehre geschworen, und sein Wort muß man halten um jeden Preis – das hat mir mein Vater beigebracht. Also keine Gedanken an ihn zu lassen und immer daran denken, daß ich die Nemka bin.

Die Frühjahrsferien begannen wie immer am 25. März, als der Schnee schon ziemlich merkbar in der Sonne schmolz, während die Nächte noch kräftigen Frost brachten und das Schneewasser wieder einfrieren ließen. Früh am Sonntagmorgen gingen wir nach Hause nach Stepnoi Kutschuk. Jetzt waren wir nur noch drei. Njura hatte die Schule verlassen müssen – sie war schwanger. Noch waren wir drei: Rosa, Vera und ich.

Die intensive Schneeschmelze machte den Verkehr in unserem Dorf unmöglich, auch Ella mußte ein paar Tage auf die Arbeit verzichten. Hier zu Hause verspürte ich doppelt so stark, welches Maß an Armut uns erreicht hatte. Es fehlte an allem und jedem.

Für unsere Schlafdecken hatten wir nur noch je einen geflickten plundrigen Bettbezug, ebenso wie Kissenbezüge, die vielleicht nur drei-, viermal im Jahr gewaschen wurden. An den Fenstern keine Gardinen. Die paar Hand- und Geschirrtücher sahen grau aus. Die eine Zimmerecke war von oben bis unten mit einer dicken Reifschicht bedeckt, als Folge mangelnder Wärme im Raum. Die in dieser Ecke stehende Schlafpritsche wurde etwas weggerückt, damit man nicht an die Wand stieß. Da schlief ich, sonst meine Mutter oder Lisbeth, oder auch beide. Das Stroh auf dem Fußboden wurde nicht mehr gewechselt, es war zerstampft und schützte kaum noch vor Kälte und Schmutz. Alle Erwachsenen aßen unsere kärgliche Mahlzeit aus einer Schüssel, die Zwillinge hatten noch ihre Kinderschüsseln.

Alles – Bettwäsche, Wohnungsausstattung, Geschirr, Vaters und Adolfs Kleidung – war schon gegen Lebensmittel eingetauscht. Meine Bettwäsche in Rodino sah dagegen etwas besser aus. Solange ich bei meiner Tante wohnte, wurde sie ab und zu von Anna gewaschen, und ich half ihr nach der Schule beim Spülen und Aufhängen. Bei Tjotka Labotkina hatte ich noch nicht einmal gewaschen, sondern brachte die Bettwäsche mit nach Hause zum Waschen. Ich vermißte meine Tante Anna sehr. Nach dem Zwischenfall mit dem Tagebuch wollte ich überhaupt nicht

mehr da wohnen und träumte davon, nach den Sommerferien irgendwie eine andere Wohnmöglichkeit zu finden, obwohl ich Frau Labotkina keine Vorwürfe machen konnte; und ich wohnte dazu auch noch kostenlos bei ihr.

Bald war unser Dorf vom Schnee befreit. Auf dem einigermaßen trockenen Hügel spielten halbwüchsige Jungen Schlagball. Sie hatten ihre Winterjacken ausgezogen, die Hemdsärmel hochgekremgelt, als wären sie erwachsen. Einige spielten schon barfuß. Die Bälle waren damals gewöhnlich aus irgendeiner Wolle, zum Beispiel aus ausgekämmter Pferde- oder Kuhwolle zusammengewalkt. Der laute Wortwechsel und das fröhliche Gelächter der Jungs stimmten froh und aufmunternd. Ella und ich standen im Hof und überlegten, ob ich morgen, am Sonntag, überhaupt nach Rodino gehen konnte. Mit Rosa war es unmöglich, sich zu treffen, der Fluß war weit über die Ufer getreten. Ich mußte mich also allein auf den Weg machen. Es gab aber noch ein Problem. Die Filzstiefelzeit war vorbei, doch ich hatte keine Leder- oder Gummistiefel, meine Halbschuhe paßten nicht zu den Galoschen, und ohne Galoschen war es ziemlich riskant, in der Steppe auf der Landstraße bei diesem Wetter zu gehen. Wieder wußte Lisbeth Abhilfe zu schaffen. Sie gab mir ihre Gummi-Boty. Boty sind auch wie Galoschen Überschuhe, nur hoch wie Schuhe mit eleganten Samtstulpen und Spangenverschlüssen, die etwas über die Knöchel fallen. Natürlich kamen sie nicht über meine Halbschuhe. Dafür konnte ich sie mit drei Paar Stricksocken so anziehen.

Als ich mich am nächsten Morgen nach dem Frühstück fertig machte, wandte sich meine Mama plötzlich ab und ging in die Ecke hinter dem Ofen. Ich merkte, daß sie sich die Schürze vor die Augen hielt.

»Mama.« Ich näherte mich ihr. Sie drehte sich heftig um, schmiegte sich an mich und brach in Schluchzen aus. Sie wollte nicht, daß ich gehe. Ihr kleiner gebrechlicher Körper zuckte hilflos in meinen Armen. Was sollte ich tun? Sollte ich bleiben? Ella mit der ihr eigenen Entschlossenheit stand auf und sagte: »Ich komme mit, Lida. Bis zum Graben begleite ich dich. Wenn das Wasser noch steht oder die Straße nicht begehbar ist, kehren wir beide um.« Und wir kamen zum Graben.

Bis dahin war die Straße völlig in Ordnung, an meinen Boty klebte kaum Schmutz. Es schien alles abgetrocknet zu sein, nur an schattigen Häuserseiten lagen noch halb geschmolzene, mit Eiskruste bedeckte Schneehaufen, unter denen dünne Rinnsale hervorflossen. Die Luft konnte man nicht als sehr warm bezeichnen, denn in der Nacht fror es noch, aber am Tag wärmte die Sonne doch schon kräftig.

Der Grabenboden war mit Wasser bedeckt. Das trübe Wasser strömte langsam in Richtung Großbrücke, um dann in den Kutschuk hineinzufließen. Wir verharrten sprachlos auf dem Hügel am rechten Bachufer. Der Graben war sechs bis sieben Meter breit. Gegenüber schien der Hügel genauso trocken wie der, auf dem wir standen, und ringsum war nur trockene Erde zu sehen. Ich konnte mir aber nicht vorstellen, wie ich hinüberkommen könnte. Aber Ella sah eine Möglichkeit.

»Wenn wir wüßten, wie tief das Wasser ist und wie der Grund beschaffen ist, fest oder matschig?«

Ich begriff sofort, was sie damit meinte, schnallte meine Boty auf, zog die Strümpfe und zwei paar Socken aus und stieg barfuß ins Wasser. Zwei Schritte auf ziemlich festem Erdboden und dann – Eis. Erschrocken blieb ich einen Moment stehen. Ella schrie mir auch schon ängstlich nach: »Lida, Schwesterchen, komm zurück!« Sie heulte. Ich aber, als hörte ich sie überhaupt nicht, ließ meine Füße langsam und vorsichtig über das Eis zum anderen Ufer gleiten. Das Wasser ging mir bis zu den Knien, es war eiskalt. Angekommen, stieg ich auf den Hügel. Ella wickelte in das vom Kopf gerissene Tuch einen Klumpen trockener Erde und warf es über den Bach mir zu. Gott sei Dank, das Ufer war erreicht.

»Setz dich auf eine Tuchecke und trockne deine Füße gut ab. Dann zieh schnell die Strümpfe an«, kommandierte meine Schwester von drüben. Als ich fertig war, wickelte ich wieder einen Klumpen ins Tuch und warf es Ella zu. Meine Füße und Beine brannten jetzt geradezu angenehm. Ich rief ihr zu, daß ich mich jetzt wohl fühle und ging. Nach einer Weile drehte ich mich um, Ella stand noch immer auf dem Hügel, winkte mir zu und wischte die Tränen von den Wangen. Dann marschierte ich in schnellem Schritt weiter, genoß die Sonne und das Summen des Telegraphendrahtes über mir. Nicht lange, und ich erblickte nicht weit vor mir etwas Glitzerndes. Es war wieder Wasser. Der bisher trockene Weg begann matschig zu werden, und das Gehen wurde schwer. Ich blieb stehen. Wie oft war ich schon diesen Weg gelaufen, allein und nicht allein, aber ich konnte mich an keine Vertiefung oder eine Talsohle, geschweige denn an eine kleine Erhöhung in diesem Flachland erinnern. Jetzt erstreckte sich vor mir eine Fläche, bedeckt mit einem Gemisch von Schlamm, Wasser, Schnee und Eis. Kein Weg zu sehen. Links von den Telegraphenpfosten ein Brachfeld, dicht mit getrocknetem Wermut bewachsen und fleckig aussehend, teilweise mit Schnee bedeckt. Vielleicht könnte ich dort durchkommen. Dann fiel mir der etwas erhöhte Randstreifen in die Augen, ein schmaler Streifen von Gras durchgewurzelter Erde. Ohne zu überlegen, ging ich auf dem Streifen in Richtung Rodino weiter, voller Zuversicht, daß ich bald die trockene Straße erreiche. Ab und zu war der Rand unterbrochen, und das Wasser floß von der Brache auf die Straße. Mühelos übersprang ich die Lücken. Schon ließ ich den halbwegbezeichnenden Hügel auf der rechten Straßenseite hinter mir, also blieben nur noch etwas weniger als sechs Kilometer bis zum ersten Haus in Rodino. Dann plötzlich – wieder halt. Mein Rettungstreifen war zu Ende und keine Fortsetzung in Sicht. Sollte ich umkehren? Nein, ich mußte weitergehen, egal wie. Meine Boty waren mit klumpigem Schlamm bedeckt, mit einem abgebrochenen Wermutstengel reinigte ich sie etwas, dann entschied ich mich, auf dem Brachfeld durchzukommen. Vorsichtig schritt ich auf die nächste Schneeschicht mit scheinbar vereister Oberfläche. Irrtum. Die Schneeschicht brach, und ich trat in eiskaltes Wasser. Es war nicht sehr tief, meine Füße blieben trocken. So watete ich von einer Schneeschicht über eine matschige wasserfreie Fläche zur

anderen. Aber das flache Wasser hatte ein Ende. Nun lief es mir in die Boty, und ich war schon ziemlich weit von der Straße nach links ins Feld abgekommen. Nun nahm ich Richtung Telegraphenposten, das heißt zur Straße, und stampfte aus aller Kraft so schnell, wie ich nur konnte, durch das eiskalte Gemisch von Schlamm, Wasser und Eisstücken, das mir jetzt fast bis zu den Knien ging. So ging es noch etwa drei Kilometer, denn erst nach dem schneeaufhaltenden Waldschutzstreifen, der drei Kilometer vor Rodino quer auf rechter Straßenseite endete, kam ich auf trockene Erde. Ich empfand keine Freude, verspürte keine Schmerzen, meine Beine konnte ich kaum noch bewegen. Die wollenen Strickstrümpfe waren mit einer schweren Schicht Schlamm bedeckt, auch mit Eisstückchen vermischt. Mein noch unterwegs hochgezogenes Kleid war trocken geblieben. Der Tag neigte sich dem Ende zu, das war gut, um diese Zeit ging kaum noch jemand auf die Straße, und ich kam unbemerkt zu unserem Haus, wo mich meine Hauswirtin Fedossja Labotkina, zu Tode erschrocken, empfing. Sie bekreuzigte sich, brachte den alten Hocker zur Tür, half mir beim Hinsetzen, alles wortlos, zündete das Feuer im Herd an, stellte Wasser auf, dann kniete sie vor mir nieder und zog alles von meinen Füßen und Beinen und begann sie schluchzend einzureiben, ohne den Schmutz entfernt zu haben.

»Wie konnte deine Mama dich nur fortgehen lassen, jeder weiß doch, daß die Straße noch nicht frei ist.« Ihre näselnde Stimme kam mir heute nicht so unangenehm vor.

»Meine Mama wollte mich nicht gehen lassen, aber ich wollte die Schule nicht versäumen«, preßte ich mit heiserer, mir selbst unbekannter Stimme hervor. Dann steckte sie meine Füße in einen kleinen, mit kaltem Wasser gefüllten Zuber, mit einem Becher goß sie aus dem Kessel vorsichtig warmes Wasser zu und dann, irgendwann, spürte ich, daß meine Beine wieder mir gehörten, daß sie lebendig wurden. Dann ...

Ich erwachte am nächsten Morgen erst, als die kleine, neben der Tür hängende Pendeluhr halb neun zeigte. Ich müßte längst in der Schule sein. Noch nicht alles Geschehene begriffen zu haben, stand ich auf. Meine Socken und Strümpfe lagen sauber gewaschen in der Ofenröhre ausgebreitet, die Boty umgestülpt auf dem Herd. Aber alles noch ganz feucht. Zur zweiten Stunde hätte ich's noch geschafft, wenn die Strümpfe trocken gewesen wären, meine Schuhe hatte ich ja sauber und trocken mitgebracht, aber ich konnte doch nicht mit nackten Beinen in der Schule erscheinen. Fedossja war nicht da, vielleicht von der Nachtschicht noch nicht gekommen. Sie arbeitete irgendwo als Wächter in zwei Schichten. Es war erstaunlich, bisher hatte sie mir gegenüber keine besondere Aufmerksamkeit an den Tag gelegt, jetzt schien sie Mitleid mit mir zu haben. Ich war gerührt. Als sie kam, bereiteten wir gemeinsam ein köstliches Frühstück: Spiegelei und Brei. Das Klümpchen Butter, das ich mitgebracht hatte, wollte ich ihr aus Dankbarkeit schenken, doch sie nahm nur wenig davon und briet die Eier. Irgendwie brachte sie es fertig, zwei Hühner zu halten. Das leckere Frühstück bekam ich aber nur mühsam runter,

der Hals tat mir weh. Es schien sich eine Angina anzubahnen. Als Fedossja schon fest schlief, holte ich mit dem Schulterjoch noch Wasser vom Brunnen (die Strümpfe waren getrocknet) und füllte alle Vorratswasserbehälter, die im Vorzimmer standen. Ich fühlte mich nicht wohl, hoffte aber, daß kräftige Bewegungen und Anstrengungen den Körper durchwärmten und eine schlimmere Erkrankung vorbeugen könnten. Auch den Fußboden wischte ich mit Warmwasser. Es half nicht. Mir tat alles weh.

Am nächsten Tag ging ich in die Schule. Rosa war noch nicht da. Ich saß da, ohne daß mir vom Unterricht etwas im Kopf hängenblieb, außer einer Mitteilung von Valentina Andrejewna: »Wir werden ein großes Theaterstück vorbereiten, es ist ›Junost Otzow‹ von Boris Gorbatow. German (so wird im Russischen Hermann ausgesprochen), German, du wirst die Hauptrolle spielen.« Das kapierte ich. Nur verspürte ich keine Freude, keine Aufregung, überhaupt kein Interesse. Am nächsten Morgen ging ich wieder in die Schule. Die erste Stunde war Mathematik. Irina Iwanowna erklärte etwas, dann fragte sie, wie immer, wer es nicht verstanden hat, wenn sich keiner meldete, fragte sie, wer an der Tafel beweisen möchte, daß er es kann. Wenn sich wieder keiner meldete, rief sie gewöhnlich: »German, komm zur Tafel.« Ich rührte mich nicht. Sie kam zu mir, berührte meine Stirn.

»Du glühst ja. Geh sofort nach Hause.« Ich raffte meine Sachen zusammen, sie half mir dabei, und ging. Das wußte ich noch, weiter nichts.

Dann, an einem sonnigen Morgen, erwachte ich in Kutschuk auf unserem großen russischen Ofen im »Hüttchen«, unserem kleinen Lehmhäuschen. Neben der Pritsche standen meine Mutter und Lisbeth und beteten. Mein plötzliches Erwachen überraschte sie, meine Mama stieg auf die Ofenbank.

»Mein Kind, jetzt wird alles wieder gut.« Dann half sie mir vom Ofen, ich sollte gurgeln. Sie hatte nach meiner Ankunft den Dorffeldscher kommen lassen und er hatte ihr Streptozid-Tabletten zum Einnehmen und ein paar Päckchen Pulver zum Gurgeln gegeben.

Solange ich bewußtlos war, konnten sie mir nichts eintrichtern, auch keinen Schluck Milch als Nahrungsmittel, denn ich kriegte ja kaum Luft. Jetzt wurden mir die Filzstiefel angezogen, ein großer warmer Schal um den Oberkörper gebunden. Aber ohne Hilfe schaffte ich es nicht, mich an den Tisch zu setzen, irgendwie gurgelte ich über eine große verzinkte Schüssel, aber ich brachte keine Tablette, auch keinen Schluck Milch mit der zerdrückten Tablette hinunter. Jetzt wurde ich auf die Pritsche neben dem Ofen gebettet. Es dauerte über einen Monat, bis ich einigermaßen genesen war.

## Theaterspiel wird gut belohnt

Das letzte Schuljahresviertel begann nach den Frühjahrsferien Anfang April und endete etwa am 18. Mai. Am 20. Mai fingen die Prüfungen an. Eine Woche vor den Prüfungen kam ich wieder zur Schule. Geschwächt und abgemagert, konnte ich mich nicht auf den Unterricht konzentrieren und hatte auch nicht das geringste Interesse an dem, was in der Klasse vorging. Bei der letzten Klassenarbeit in Mathematik war ich nicht imstande, die Aufgaben zu lösen. Alles vergessen. Ich hätte nicht mal eine Gleichung zweiten Grades lösen können.

Die erste Prüfung in russischer Literatur war ein Aufsatz über Lew Tolstoi. Außer meinem Namen und der Überschrift kam nichts aus mir heraus. Ich saß über den Papierbogen gebeugt und wußte nicht, was ich schreiben sollte. Kein Gedanke, kein Gefühl, alles gleichgültig ...

Dann fand ein Gespräch mit Irina Iwanowna und unserem Schulleiter Iwan Iwanowitsch statt. Es hatte keinen Sinn, an den Prüfungen weiter teilzunehmen, hieß es, ich sollte erst richtig gesund werden und dann Ende August die Prüfungen ablegen. Sie wünschten mir gute Besserung und sagten, daß sie überzeugt sind, daß ich es schaffe.

Wie benommen ging ich allein nach Hause. Die Haustür stand offen, und ich vernahm die Stimme meiner Wirtin und ihres Sohnes Wowka. Das fehlte mir noch. Hat er wieder Ferien? Ich blieb stehen. »Mutter, ich kenne viele russische Mädels, aber mit ihr kann sich keine messen. Du bist doch selbst von ihr begeistert.« – »Du hast doch vor, in eine große Stadt zu ziehen, willst nicht hier versauern. Mit ihr aber kannst du nur hier bleiben, trotzdem würde noch auf dich gezeigt werden – der hat eine Nemka.« – »Mutter, beruhige dich, man sollte erst mal sie selbst fragen, ob sie mich überhaupt heiraten würde. Ich glaube nicht.«

So, es ging also um mich. Gleich war ich wieder draußen und eilte wieder Richtung Schule, vielleicht traf ich ja noch Rosa. Und da kam sie mir schon entgegen. Ich schilderte ihr das Gespräch mit dem Schuldirektor und sagte ihr, daß ich heute noch nach Hause gehe. Dann ging ich festen Schrittes zu Fedossjas Wohnung.

Wowka kam mir entgegen, begrüßte mich, fragte, ob ich die Prüfung bestanden habe. »Nein. Ich bin sitzengeblieben«, damit ging ich ins Haus.

Meiner Wirtin wiederholte ich das gleiche und begann meine Sachen zusammenzuraffen. Die Bettsachen rollte ich ein, band einen Strick darum und fragte Fedossja, ob ich das bei ihr im Abstellraum lassen kann, bis eine Fuhre kommt. Ich erklärte ihr, daß ich nicht mehr die Schule besuchen werde, bedankte mich wesentlich kühler, als wenn ich das Gespräch mit ihrem Sohn nicht gehört hätte.

Erstaunt sah sie mich an, indem sie die Hand vor den Mund hielt und langsam näher kam, als wollte sie mir was sagen. Nichts wollte ich hören. Auf mein »Ade«

rief sie mir zu: »Grüß deine Tante von mir.« Jetzt drehte ich mich um und schaute sie mitfühlend an. »Danke, das mache ich gern.«

Die Schule hatte ich jetzt auf immer verlassen, dessen war ich mir sicher. Erstens war es unmöglich, mich auf die Prüfungen vorzubereiten, auf dem Feld bei der Arbeit kann man nicht lesen und erst recht nicht schreiben, und die Arbeit im Erntemonat August verlassen zu dürfen, daran war gar nicht zu denken. Sitzenbleiben? Nein, das nicht. Also, Schluß. Ich hatte auch keine Lust, weiter zu lernen, so dumm wie ich war, alles vergessen. Was dachte Pawel über mich ... Gar nichts ... Warum sollte er an mich denken? So blöd wie ich war ... Und was redete da Wowka Labotkin? Hatte er die Absicht, mich zu heiraten? Quatsch!

Jetzt tat mir Fedossja doch leid. Sie hatte ja recht. Sicher hatte sie recht. Wer würde schon sein Leben mit mir verbinden wollen? Niemand. Jedem würde ich nur eine Last sein. Die Nemka. Solche Gedanken bewegten mich, eine 17jährige Schülerin, die eine Nemka war.

Zu Hause brauchte ich nicht viel erklären, es schien mir, daß sie es schon wußten, und meine Niederlage kränkte keinen. Im Gegenteil, sie freuten sich über meine Rückkehr, es war ja die Zeit des Kartoffellegens, da kam ich wie gerufen. Als wir mit unserem Gemüsegarten schon fertig waren und die Zeit der Prüfungen vorbei war, brachte Ella einen Zettel von der Kontrolleurin, ich sollte morgen aufs Feld kommen. Sofort ging ich zu Rosa, sie würde doch auch mitkommen. Doch Rosa kam nicht mit. Sie war beim Koffer packen, zunächst fuhr sie nach Nowosibirsk zu ihrer großen Schwester und wollte dort den Sommer verbringen, dann kam ihre zweite Schwester aus Wladiwostok und nahm sie mit. Dort in Wladiwostok würde Rosa in Zukunft leben, bei ihrer Schwester, die mit einem Offizier verheiratet war. Dort wollte sie eine Ausbildung machen. Die Überraschung war groß, ich war wie vor den Kopf geschlagen. Zu all dem, was passiert war – jetzt das noch – ohne Rosa, ohne meine beste Freundin. Vera wird auch irgendwo eine Ausbildung machen, Njura, die schwanger ist, wird heiraten. Manja arbeitete in der MTS ... Rosa begleitete mich bis zu der kleinen Brücke über den Fluß, und wir verabschiedeten uns. Sie versprach, bestimmt im Herbst noch zu kommen, bevor sie nach Wladiwostok geht. Traurig war dieser Abschied.

Den ganzen Sommer verbrachte ich auf dem Feld mit dem Gefühl der Einsamkeit. Jetzt arbeitete ich mit erwachsenen Frauen und kann mich nicht erinnern, ob noch Schüler dort arbeiteten. Nur wenig ist von diesem Sommer in meinem Gedächtnis geblieben. Ja. Die Köchin war schwanger, der Brigadier schlief nicht mehr im Lager, sondern fuhr jeden Abend nach Hause. Als die Küchenarbeit für die Köchin schon ziemlich schwer war, wurde ich auf ihren Wunsch als Gehilfin angestellt. Meine Pflicht war es, Wasser für die Küche ranzuschleppen, einen großen Eimer Kartoffeln zu schälen, den Kessel sauber zu machen und das Geschirr abzuwaschen. Es kam vor, daß ich auch allein die Suppe kochte.

Was das Essen betraf, ging es mir nicht schlecht in der Küche, wir nahmen das Mittag- oder Abendessen ein, bevor die anderen vom Feld kamen und aßen uns



satt. Ich vermißte aber das Feld, die freie Natur, dort fühlte ich mich wohl, hier nicht. Drei Wochen blieb ich in der Küche, dann ging Anna in den Schwangerschaftsurlaub, und eine neue Köchin wurde angestellt.

Die Erntezeit begann, und zum ersten Mal in diesen Jahren kam ein Mähdrescher auf unsere Felder. Nur für kurze Zeit war er uns zugeteilt worden und trotzdem, welch eine Erleichterung! Ich war wieder beim Stroh, doch kein Vergleich zum Dreschen auf der Tenne. Das Stroh kam auf eine große Plattform, und man brauchte es nur mit der Gabel an eine bestimmte Stelle auf der Erde schieben. Es war einfach herrlich: Der Mähdrescher bewegte sich langsam, als schwebte er über das goldfarbige Kornfeld, das Korn kam aus einer Rinne gleich in die darunter befestigten Säcke, und Stroh und Spreu sammelten sich auf der Plattform, und ich brauchte sie nur abschieben. Doch der Mähdrescher blieb ja nur ein paar Tage auf unseren Feldern, dann mußten wir wie bisher die Ernte einbringen.

Ein Erlebnis aus dieser Zeit muß ich noch beschreiben. Ich war mit Dascha Zapko beim Schobersetzen, das heißt, wir nahmen die auf dem Feld stehenden Hocken auf, luden sie auf große Fuhren und brachten sie zur Tenne, wo sie in Schober gesetzt wurden. Unser Gespann waren Ochsen, das Feld lag weit von der Tenne entfernt, und wir schafften am Tage nur zwei Fuhren. Die zweite Fahrt ging zur Tenne im Dorf auf den Kolchoshof. Unser Wagenzug bestand aus fünf Fuhren. Die Sonne senkte sich schon zum Horizont, wir gingen neben den Ochsen und trieben sie an, sprachen kaum miteinander. Das Getreide mußte noch bei Tageslicht in Schober gesetzt werden, die Zeit war knapp, und wir waren schon müde und hungrig auch.

Plötzlich ertönte ein Schrei von vorne: »Wölfe!« Dascha zögerte keine Sekunde. »Du! Nach oben!« – »Warum ich? Ich bin schon erwachsen.« – »Nach o-oben«, schrie sie gewaltig und zeigte auf die Wagenstange vorne, wo der Strick befestigt war. »Du bindest Strohbindel zusammen und reichst sie mir«, dann ging sie zu den anderen Fuhren, fragte, ob alle Feuerschlagzeug haben, befahl, die brennenden Bündel nur auf den Straßenrand zu werfen und nahm auf der Stange vorn Platz. Auf dem Bauch liegend, band ich kleine Bündel Getreide zusammen und reichte sie Dascha nach unten zu. Die Wölfe konnte ich von oben gut sehen, sie kamen von rechts quer über das abgemähte Feld. Ein Rudel war es, fünf oder sechs. Als sie sich unserem Zug näherten, fielen die brennenden Bündel schon ununterbrochen runter. Die Wölfe blieben zusammen, anscheinend hatten sie die Absicht, nur einen Ochsen anzugreifen. Eine Weile begleiteten sie das vor uns ziehende Ochsenpaar, dabei bleckten sie wütend die Zähne. Die Bündel fielen immer häufiger, und wir schrien dabei aus Leibeskräften, immerhin waren wir zehn junge Frauen und Mädchen. Langsam wichen die Wölfe zurück, wir näherten uns auch schon unserem Dorf, dann kehrten sie um und liefen davon, in die weite Steppe.

Die Köpfe hängenlassend, die Schwänze eingezogen, abgemagert – einfach jammervoll sahen sie aus.

Mich wunderten die Ochsen, sie müssen tapfere Tiere gewesen sein. Ich kann mich nicht erinnern, daß unser Ochsenpaar von den Wölfen irgendwie beunruhigt gewesen wäre. Wie immer, schritten sie gemessenen Ganges dahin.

Als die Gefahr vorbei war, rutschte ich zu Darja runter. »Warum hast du mich nach oben gejagt?« Ich starrte sie an. »Als wäre ich ein Kind. Nur ich war oben. Ich hätte auch neben dir sitzen können.«

»Ja, ja. Aber ein Wolf hätte dich angreifen können, mein Bruder hätte mich totgeschlagen.« – »Was?« – »Ja, immerhin hängt bei uns dein Foto am Ehrenplatz, vorne über dem Tisch.« – »Was redest du da, Dascha?« Fassungslos starrte ich sie weiter an. »Stell dich nicht so an. Michail hat es, bevor er zum Militärdienst ging, eingerahmt und aufgehängt.« – »Welches Foto, Dascha?« Erst jetzt fiel mir ein, daß Michail das Foto geklaut hatte, wo ich mit meinen Zwillingnissen abgebildet war. Ich bat sie, das Bild mitzubringen. Dascha schüttelte den Kopf: »Für das Foto ist meine Mutter verantwortlich, ich nicht.« Ich verstand das Ganze nicht. Inzwischen waren wir bei der Tenne. »Lida, hoffentlich wirst du niemandem erzählen, was ich dir gesagt habe und meinem Bruder erst recht nicht.« – »Darauf kannst du dich verlassen.«

Das war der letzte Arbeitstag, an dem ich mit Darja Zapko zu zweit gearbeitet habe, ich ging ihr einfach aus dem Weg. Beim Dreschen waren wir ein paarmal gemeinsam auf dem Schober. Dabei sprachen wir kein Wort. Das Dreschen auf der Dorftenne ermöglichte uns, zu Hause zu übernachten und auch das Mittagessen einzunehmen. Im Familienrat wurde entschieden, daß ich die Schule doch weiter besuchen sollte, die neunte Klasse sollte ich wiederholen und mich deshalb nicht schämen. Ella habe bei ihrer Näherei nebenbei etwas Geld verdient und läßt für mich ein paar Stiefel aus Chromleder machen, in Rodino gibt es einen Meister-Schuhmacher, der hat ihr versprochen, bis zum Schuljahresbeginn die Stiefel fertig zu haben. Außerdem ist vom Staat die Einlösung der Vorkriegsobligationen versprochen worden. Alle Obligationsscheine unseres Vaters sind erhalten geblieben, da können wir noch neue Filzstiefel walken lassen. Unglaublich, was mir da Ella versprach. Rosa und Njura hatten wunderschöne Stiefel aus dünnem weichem Leder, ich wußte nicht, woher sie die hatten und fragte auch niemals danach, denn es schien mir unmöglich zu sein, selbst einmal welche zu bekommen. Ende August ging ich nach Rodino, um mich bei der Schulleitung zu erkundigen, ob ich die 9. Klasse wiederholen darf. Von der Sekretärin Sonja Lewtschenko erfuhr ich, daß Irina Iwanowna nach Leningrad gefahren war, in ihre Heimatstadt. Ich sollte mich an Roman Wassiljewitsch Pjatak wenden, der jetzt ihre Stelle bekleidete, oder an den Direktor selbst. Ich ging zum Direktor, bekam die Einwilligung, nur sollte ich das noch bei der Kommandantur melden. Dort bekam ich etliche, mir schon längst bekannte Hinweise. Auf die Frage, ob ich wieder bei Frau Labotkina wohnen werde, antwortete ich entschlossen: »Nein, ich werde mir eine neue Unterkunft suchen.«

»Dann kommst du wieder.«

Eine neue Unterkunft fand ich bei einer jungen Lehrerin der Grundschule, die vor nicht langer Zeit geheiratet hatte und mit ihrem Mann eine Zweizimmerwohnung im Dorfzentrum, keine zehn Minuten von der Schule, bewohnten. Es war ein Blockhaus mit gelb gestrichenen Dielen, einem kleinen Vorbau und einer vierstufigen Außentreppe – alles aus Holz. Zu dieser Unterkunft kam ich durch Katerina Korotkowa, eine Frau aus dem Kolchos »Woroschilow«, die ich zufällig in Rodino traf, als ich unterwegs zur Schule war. Der Ehemann der Lehrerin war ihr Bruder.

Schüchtern betrat ich das mir empfohlene Haus und erklärte die Situation. Alexandra Michailowna, die junge Lehrerin, hatte ihren Geburtsnamen behalten, Mironenko.

»Die Unterkunft kann ich mit Butterschmalz bezahlen, hat mir meine Schwester versprochen. Außerdem ist sie eine gute Näherin, vielleicht könnten Sie auch ihre Dienstleistungen in Anspruch nehmen. Und ich, ich kann auch nähen«, versprach ich, aber nicht so sicher. »Schon gut.« Sie lächelte mir freundlich zu. Inzwischen war ihr Ehemann gekommen, sie stellte mich vor und fragte nach seiner Meinung. Er zuckte nur mit den Achseln: »Deine Entscheidung.«

»Dann sehen wir uns in zwei Wochen, dein Schuljahr beginnt doch am 15. September. Wenn niemand zu Hause ist, hier liegt der Schlüssel.« Sie zeigte unter die Treppe.

Leichten Herzens ging ich nach Hause. Bei meinem Bericht zu Hause sagte ich, wie sehr es mich verwundert hat, daß die Frau so schnell zugesagt hatte.

»Dafür mußt du Katerina dankbar sein, sie hat die Frau schon vorbereitet, bevor du kamst«, sprach Ella ruhig voller Überzeugung. Zehn Tage war ich noch auf der Tenne beim Dreschen, dann half ich zu Hause, die Kartoffeln auszubuddeln. Ella schaffte es, mit einer Fuhre nach Rodino zu fahren, nahm dabei einen Sack Kartoffeln, etwas »Mehl« und Butter mit in meine neue Behausung, besprach alles ausführlich mit meiner zukünftigen Hauswirtin. Aus Rodino brachte sie dann die Stiefel mit.

In diesen Tagen kam Rosa aus Nowosibirsk, um alle ihre Sachen abzuholen. Sie schenkte mir ihre Lehrbücher für die 9. Klasse. Ich war glücklich und doch traurig, als wir uns Lebewohl sagten. Lange vierundzwanzig Jahre konnten wir uns nicht treffen, auch gab es keinen Briefwechsel – es wäre zu riskant für Rosa gewesen, von einer Nemka Briefe zu bekommen.

Diesmal machte ich mich besonders sorgfältig fertig. Das Haar wurde, wie schon Jahre vorher, mit Wermutlauge gewaschen und mit einem neuen dichten Hornkamm gekämmt. Meine Mama holte von irgendwoher ihren letzten schönen Rock aus Krepp in Dunkelblau, den sie vor allen verborgen hatte. Er sollte erst zu Ehren kommen, wenn ihr Mann aus dem Gefängnis zurückkam. Wir wußten ja nicht, daß er schon längst tot war. Bis zu ihrem Tod 1953 wartete meine Mutter auf meinen Vater. Jetzt übergab sie mir den Rock mit den Worten: »Unser Papa kommt ja genauso verlumpt nach Hause, wie auch wir sind. Und du hast nichts

Ordentliches zum Anziehen.« Tante Anna brachte mir ein Paar Baumwollstrümpfe und zwei Gummibänder als Strumpfhalter, die sie sicher beim Kartenlegen verdient hatte. Vorher hatte sie mir schon ein Hemd von ihrem Sohn Sascha gegeben, das ich bereits für mich geändert hatte. Die Stiefel packte ich mit den Büchern in den Rucksack und machte mich in den alten zerschlissenen Halbschuhen, die nicht mehr zu reparieren waren, auf den Weg.

Es war ein milder Herbsttag, und ich ging allein, versunken in Gedanken. Aus unserem Dorf war ich jetzt die einzige Schülerin der Oberstufe und würde immer allein hin- und zurückmarschieren müssen, vom Dorfczentrum Stepnoi Kutschuk bis zum Zentrum von Rodino – sechzehn Kilometer. Das Gefühl der Einsamkeit bedrückte mich und brachte mich auf traurige Gedanken.

Alexandra Michailowna, meine neue Hauswirtin, empfing mich freundlich, zeigte mir, wo ich schlafen werde, wo und wie ich mich waschen, wo ich kochen konnte. Sie war sechs Jahre älter als ich, auf ihre Bitte sollte ich sie nur beim Vornamen rufen oder einfach bloß Sascha. So rief ich sie auch – Sascha, doch redete ich sie mit Sie an. Ihre Augen strahlten Klugheit aus, und ich schloß sie bald ins Herz.

Zum ersten Unterricht fertiggemacht, bekam ich plötzlich Sehnsucht nach meiner alten Klasse, wie schön wäre es jetzt, in die zehnte zu kommen. Unterwegs redete ich mir zu, daß es wirklich besser war, die neunte zu wiederholen. Die Werke der russischen Klassiker, Tolstoi, Turgenjew, Dostojewski, hatte ich überhaupt nicht gelesen (wie konnte ich auch?), hatte nur im Unterricht etwas mitbekommen, denn ich hatte ja keine Lehrbücher, jetzt aber hatte ich fast alle. Und noch besser war, daß ich mit Pawel nicht mehr in einer Klasse war. Das – ganz bestimmt. Im Klassenzimmer waren schon fast alle Schüler versammelt, ich ging zur dritten Reihe; an der dritten Bank, wo ich mit Rosa gesessen hatte, stand eine Schülerin, sie fragte, ob ich nicht neben ihr sitzen möchte. Ja, das wollte ich. Ihr Name, Tatjana Sorutschenko, gefiel mir, nur schien sie älter als ich, doch stellte sich heraus, daß wir gleichaltrig waren. Wir freundeten uns an, aber das Gefühl, sie sei älter, konnte ich nicht loswerden.

Unser Klassenlehrer, Grigori Sidorowitsch Martynenko, unterrichtete Biologie (Grundlagen des Darwinismus). Roman Wassiljewitsch Pjatak war der beste Mathematiklehrer, den man sich wünschen konnte. Außerdem war er der stellvertretende Direktor für Unterricht. Die anderen Lehrer blieben dieselben. Valentina Andrejewna schien erfreut zu sein, daß ich wieder da bin, denn sie hoffte, das Stück »Junost Otzow« (Die Jugendjahre unserer Väter) mit mir auf die Bühne zu bringen. In einer Woche erfolgte die Rollenbesetzung. Pawel war auch dabei.

Es war ein Drama aus dem Bürgerkrieg in Rußland. Eine Gymnasiastin aus wohlhabender adliger Familie verliebt sich in den jungen Führer eines Revolutionskomitees, verläßt ihre Familie, das Gymnasium und schließt sich den Revolutionären an. Sie wird schwanger, aber ihr Freund stirbt den Heldentod im Kampf gegen die Klassenfeinde. Seine Tochter Helena kommt nach seinem Tod

zur Welt. Natascha, so heißt die junge Mutter, bleibt in der Kommune, die ihr Freund gegründet hat und die jetzt von seinem Freund Rjabinin geleitet wird. Rjabinin kümmert sich rührend um Natascha und ihr Kind, denn er liebt sie schon lange. 1921, das Kind ist drei Jahre alt und wird von einer alten Dame, einer ehemaligen Gouvernante oder so was im Elternhaus von Natascha, betreut. Zu dieser Zeit übernehmen die Weißen die Macht in der Stadt. Natascha und auch die alte Dame werden verhaftet und zum Tode verurteilt. In der Nacht vor ihrem Tod schreibt Natascha einen Brief an ihre Tochter, den die alte Dame, die freigelassen wird, nach Jahren der erwachsenen Helena übergibt. 1942, Helena fungiert bei einer Partisanenabteilung als Verbindungsfrau, trifft sie zufällig den Obersten Rjabinin, der sie erschrocken als Natascha erkennt.

Pawel spielte den jungen und auch den alten Rjabinin, ich – die Natascha und die Helena. Bis zum 7. November sollte das Stück aufführungsreif sein. Ich spielte gerne Theater. Bis zu meinem 23. Lebensjahr spielte ich ständig Theater. Es machte Spaß, sich in eine Rolle hineinzufinden, besonders, wenn es um eine Persönlichkeit ging, deren Handlungen den eigenen moralischen Prinzipien entsprachen oder deren Charakterzüge man selbst für sich wünschte. Es kam auch vor, daß ich negative Helden darzustellen hatte, ich gab mir Mühe, sie zu verstehen, und das machte ebenfalls Spaß.

Natascha und Helena spielte ich gerne. Große Ereignisse, starke Gefühle, tiefe Liebe, ein Kind, und das ohne einen einzigen Kuß auf der Bühne, ohne leidenschaftliche Umarmungen, geschweige denn sexuelle Andeutungen. So spielten wir alles.

Das Stück »Junost Otzow« hatte großen Erfolg. Der Saal war übertoll, nicht nur von unseren Schülern und Lehrern, auch viele Gäste waren gekommen, die Bezirksintelligenz samt dem NKWD. Nach Hause ging ich mit meiner Hauswirtin Alexandra – Sascha. Sie sagte, sie hätte mich nicht erkannt, wenn sie nicht gewußt hätte, daß ich die zwei jungen Frauen spielen würde. »Du siehst ganz anders auf der Bühne aus, deine Stimme klingt anders. Und alles so glaubwürdig, so natürlich wirkend. Großartig!« Hochgeschätzt, dachte ich, und bedankte mich bei ihr.

Das Leben bei Sascha war für mich wie ein Gottesgeschenk. Durch die großen Fenster wurde die Wohnung vom Tageslicht erhellt, abends gab es elektrisches Licht, oder es wurde eine große beschirmte Kerosinlampe angezündet. Saschas Ehemann Wassili war beim Bezirksparteikomitee tätig und kam meistens spät nach Hause, da saßen wir am Tisch – Sascha sah die Schülerhefte durch, ich machte meine Aufgaben oder las. Saschas Unterrichtszeit begann um 13.00 Uhr. Wenn ich nach der Schule nach Hause kam, war ich eine Zeitlang allein. Nach dem Mittagessen holte ich Wasser vom Brunnen im Nachbarhof, einmal in der Woche wischte ich die Dielen und kehrte den Schnee von der Treppe und vor der Treppe, kurzum, ich half im Haushalt. Zu Silvester wurde wieder ein Maskenball angesagt, an dem ich nicht teilnehmen würde. Ich hatte schon mit Manja Zapko

vereinbart, daß ich in Kutschuk ein Stück zur Aufführung vorbereiten würde – zur Jahreskolchosversammlung. Auch wir nahmen das Stück von Gorbatow »Junost Otzow«. Am Abend traf sich die Theatergruppe von Stepnoi Kutschuk in unserem Kolchosklub und erarbeitete ein reichhaltiges Programm für den Kolchosabend. Ich empfahl, »Junost Otzow« in einer Kurzvariante vorzubereiten. Außerdem noch eine kleine Komödie einzustudieren, mit nur zwei handelnden Personen: Eine Front-Friseuse rasiert in höchster Hast einen borstig zugewachsenen Frontkämpfer, dabei weiß sie nicht, daß er der berühmte Jagdflieger, ein Held der Sowjetunion, ist, den zu sehen sie schon immer träumte. Ich schlug Manja für die Rolle der Friseurin vor, doch die anderen stimmten nicht zu, ich sollte sie spielen. Ein paar Lieder sollten auch gesungen werden, mit Harmonika- oder Bajanbegleitung eines Jungen, ich glaube, Wassja hieß er. Ich nannte jene Lieder, die bei uns in der Schule mit größtem Erfolg vom Schulchor unter der Leitung von Klemens Rohr gesungen wurden.

Wir veranschlagten das Programm auf eineinhalb bis zwei Stunden. Bei meinem nächsten Besuch war ich nicht bei der Probe. Meine Schwester Ella überraschte mich mit einer verblüffenden Nachricht: Sie wird – aller Wahrscheinlichkeit nach – heiraten. »Nein«, entfuhr es mir. Sie nahm mich bei der Hand. »Lida, er ist von der Trudarmee entlassen worden, seine Frau ist mit einem anderen zusammen. Kinder hat er keine. Er will nur mich zur Frau haben, obwohl er sechs Jahre jünger ist. Das Leben ist so schwer ohne männliche Kraft in der Familie. Es sind schon anderthalb Jahre nach Kriegsende vergangen, und nichts ist für uns besser geworden. Wer weiß, wie viele harte Tage uns noch bevorstehen, wie viele Schwierigkeiten noch zu überwinden sind. Du hast noch anderthalb Jahre bis zum Schulabschluß, dann die Kinder.« – »Ich breche die Schule ab«, unterbrach ich sie. »Das bringt doch nichts, das ...« – »Wie findest du ihn eigentlich, liebst du ihn?« – »Ach Lida. Ich habe meinen Mann, den Adolf, geliebt, aber es geht doch nicht nur um Liebe. Er soll ein tüchtiger Mann sein ... Man kann sich ja gewöhnen. Du kennst doch seine Mutter, die Linda-Weisel ..., sie möchte es auch. Und mein Adolf kommt doch nie wieder zurück.« Ella weinte. Wie sollte ich sie trösten? Ella war 35. Mit meinen 17 Jahren konnte ich mir meine Schwester mit einem anderen Mann nicht vorstellen. War ich zu egoistisch? Vielleicht. Und doch tat sie mir leid. Wir umarmten uns. »Schon gut, du mußt selbst wissen, was am besten ist.« Doch mir war zum Heulen.

Wo sollten wir jetzt mit meiner Mama hin? Das Bikbulatowhaus war uns weggenommen worden. Der Mann würde natürlich bei uns einziehen. Und meine Mutter schien gar nicht betrübt darüber zu sein. Ach ja, er war ja der Sohn von Linda-Weisel, und die war die beste Freundin meiner Mutter. Sie hatten sich hier in Kutschuk, in der Verbannung, erst kennengelernt und sich so angefreundet, als hätten sie sich schon längst gekannt. Beide ziemlich klein, von ähnlicher Statur, sahen sie wie Geschwister aus. Jetzt sah Linda-Weisel eine Gelegenheit, ihren Sohn mit meiner Schwester zu verkuppeln. Ich war bedrückt, als ich mich fertig-

machte, um wieder nach Rodino zu gehen. Zum Essen gab es kaum was, mein Rucksäckchen war fast leer.

Was war eigentlich passiert? Ella würde heiraten, vielleicht glücklich mit diesem Mann werden, ich aber wollte ihnen nicht zur Last sein. Was sollte ich tun?

So in Gedanken vertieft, ging ich vor mich hin, als plötzlich ein Mädchen auf mich zugerannt kam. Sie rief: »Lida, halt doch.« Ein mir unbekanntes 13- bis 14-jähriges Mädchen in schlichter, aber neu und sauber wirkender Kleidung, mit etwas groben Gesichtszügen, stand atemlos vor mir und reichte mir einen Beutel. »Das ist von meiner Mutter für dich.« – »Was heißt für mich? Wer bist du und wer ist deine Mutter?« Ich kam ins Stottern, dabei zog ich meine Hände hastig zurück hinter den Rücken. »Meine Mutter sagt, du seist so ein gutes Mädchen, du gehst immer zur Schule, und sie sagt, daß ihr – die Nemzy – doch nichts zum Essen habt. Ich heiße Vera Pessenko. Nimm das«, sagte Vera im Befehlston, »sonst krieg ich noch was ab ... von meiner Mutter.«

»Woher kennt mich deine Mutter?« – »Meine Mutter kennt alle in unserem Dorf. Ich kenne dich ja auch. Wir sehen dich fast immer, wenn du nach Rodino gehst oder nach Hause kommst. Wenn die Fenster zugefroren sind, hauche ich einen Fleck frei.« Sie zog einen meiner Arme vor, drückte mir den Beutel in den Arm und lief davon. O Gott, bin ich eine Bettlerin? Ich schämte mich und doch konnte ich das nicht ablehnen ...

Als ich mich vom Dorf schon entfernt hatte, öffnete ich den Beutel. Ein halber Laib echten duftenden Brotes, zwei Eier – einzeln eingewickelt – und ein Stück dicken fetten Speck. Ohne zu überlegen, biß ich in das Brot – einmal, dann noch einmal ... Der Speck zerging mir auf der Zunge, aus Vernunft biß ich auch nur zweimal ab. Natürlich war ich dankbar für diese großzügige Gabe, vielleicht sollte ich umkehren und meiner Familie das zurücklassen, wenigstens ein Teil davon. Dann käme ich bei Tageslicht aber nicht mehr nach Rodino.

Unterwegs rätselte ich, warum diese Leute Brot, Speck und Eier hatten und wir nicht. Auch bei Manja Zapko gab es Brot im Haus, auch bei Rosa hatte ich schon mal Brot und Fleisch gegessen. Ich hatte keine Antwort und beruhigte mich damit, daß wir eine Kuh hatten und ich die Möglichkeit, die Schule weiter zu besuchen und Theater zu spielen. Und es gab gute Menschen. Und daß Ella heiratete, durfte ich ihr nicht übelnehmen, vielleicht war er auch ein guter Mensch. – Wenn ich nur meiner Mama ein Stück Brot und ein Ei abgeben könnte.

Das Häuschen in Rodino erreichte ich schon im Finstern. Kein Licht im Fenster, obwohl beide zu Hause waren. Sie unterhielten sich im Halbdunkel. Ich hatte mitunter Gelegenheit, sie bei solchen Unterhaltungen zu beobachten und fand sie sehr angenehm. Sie scherzten, lachten, stritten sich auch mal, wobei Sascha gewöhnlich ein volles Einvernehmen zu erzielen verstand. Sascha schien sehr glücklich zu sein, und ich freute mich für sie. Und doch hatte ich eine kleine Abneigung gegen ihn. Mir schien, er schätzte sich ihr gegenüber überlegen ein. Er war irgendein Instrukteur beim Bezirksparteikomitee. Er sah gut und vor allem

gepflegt aus und war intelligent. Aber irgendwas machte mir angst um Sascha. Sie liebte und vergötterte ihn.

Je näher ich Sascha kennenlernte, um so mehr Respekt empfand ich für sie. Als ich einen Aufsatz zum Thema »Krieg und Frieden« von Lew Tolstoi schrieb, verglich ich Maria Bolkonskaja, die Schwester von Andrej Bolkonski, mit meiner Hauswirtin Alexandra. Alles Glück der Welt wünschte ich ihr mit ihrem Mann Wassili.

Eine Woche lang hatte ich die Möglichkeit, ein schmackhaftes und nahrhaftes Mittagessen zu genießen – dank der milden Gabe von Vera Pessenkos Mutter. Sascha riet mir, den Speck gleich zu teilen, acht Würfel bekam ich daraus. Jeden Tag teilte ich einen in ganz kleine Würfelchen, briet sie in einer kleinen Pfanne aus und machte damit meine Suppe an, zweimal auch mit Ei. Von dem Brot schnitt ich am ersten Tag ein großes Stück ab, dann wurden die Stücke immer kleiner. Das allerleckerste aber war ein Brocken Brot, mit dem ich die Pfanne auswischte.

Meine neue Schulkameradin Tanja war die einzige, mit der ich mich befreundet hatte. Merkwürdigerweise kann ich mich an keinen anderen Schüler in dieser Klasse erinnern. Ich kenne mit Namen alle meine Mitschüler der 10. Klasse und weiß aber nicht, mit wem von ihnen ich in der 9. Klasse zusammen war. Komisch. Tanja kam nicht in die 10. Klasse, das weiß ich. Übt Tanja Druck auf mich aus? Sie war immer neben mir, während der Pausen kam ich nie mit anderen ins Gespräch. An den wenigen Tanzabenden, die ich damals besuchte, wollte Tanja nur mit mir tanzen. Das gelang ihr nicht immer, sie war keine perfekte Tanzpartnerin, und ich ließ mich öfters von Jungs wegnehmen, am liebsten von Pawel. Ihr fiel plötzlich ein, ich sollte ihre Mutter kennenlernen, und ich ging mit ihr nach Hause. Dann bestand sie darauf, ich sollte mich mit ihr fotografieren lassen. »Das kann ich nicht, Tanja, dafür hab ich überhaupt kein Geld. Im Kolchos gibt es kein Geld.« Aber Tanja hatte Geld, und wir ließen uns fotografieren. Zweimal kam Tanja mit zur Theaterprobe, dann bemerkte Valentina Andrejewna, daß Nichtteilnehmer nicht erwünscht seien.

Beim diesjährigen Neujahrsmaskenball machte ich ja nicht mit und ging schon am 29. Dezember nach Hause. Jeden Abend ging ich ins Klubhaus zur Probe. Vera Schewtschenko spielte die Freundin von Natascha (im Gefängnis), Manja war die alte Dame. Der Klubleiter – die männliche Hauptrolle. Kein Vergleich zu Pawel, aber doch erträglich. Es waren noch andere handelnde Personen beteiligt, die mir aber entfallen sind. Beim Singen sollten alle dabei sein. Der Leiter (Schwed) empfahl mir, auf jeden Fall noch was Individuelles bereitzuhalten, z. B. ein Gedicht, einen Monolog oder einen Auszug, was ich schon früher in der Schule vorgetragen hatte. Das fand ich überflüssig, wir brauchten ohnehin mindestens zwei Stunden.

Am 31. Dezember 1946 wurde die Hochzeit meiner Schwester Ella mit Leo Kelbler gefeiert. Am 28. Dezember hatten sie sich in Selsowjet standesamtlich



trauen lassen und am Abend zu Hause von Lisbeth. Es wurden rote Beete gekocht und die Brühe davon als Wein ausgeschenkt. Es gab nur ein Gläschen, der Bräutigam schenkte jedem ein und ließ ihn austrinken, die meisten schnalzten dabei mit der Zunge, als wäre dies der beste Wein. Jeder brachte seine Glückwünsche aus. Es gab irgendwas zum Essen, dann wieder die rote Brühe als Wein, und meine Schwester Maria fing an zu singen, ein schönes deutsches Lied sang sie, und alle Erwachsenen stimmten ein. Von den schönen Stimmen meiner beiden Schwestern war ich begeistert, besonders von Marias, ob tief oder hoch, sie klang sehr schön. Von den deutschen Liedern, die auch in Mariental gesungen worden sind, ist mir eins im Gedächtnis geblieben: »Schön ist die Jugend, sie kommt nicht mehr.« Bei einem dieser Lieder nahm Anagout meine Mutter an die Hand, und sie begannen zu tanzen. Maria zog mich hervor, dann tanzten alle, des Bräutigams Mutter und zwei Schwestern, Eugenia, Bertha. Auch eine Polka unter Hopsassa hopsten wir mit Begeisterung – die Kinder auch alle mit. So bildete sich die Familie Kelbler. Die Zwillinge blieben Schneider, aber ihren Stiefvater Leo nannten sie Papa, denn an ihren leiblichen Vater konnten sie sich nicht mehr erinnern, und Leo verstand es, mit den Kindern väterlich umzugehen.

Am 3. Januar wurde in der Schule für die Klassen 1 – 4 ein Neujahrsmittag durchgeführt, die Zwillinge flehten mich an, ihnen Maskenkostüme zu nähen. Sie wichen mir nicht mehr von der Seite. Erst kürzlich hatte ich ein neues Kleid bekommen. Der Stoff stammte noch aus Mariental, daraus sollte eigentlich ein neuer Strohsack genäht werden. Da ich aber nur einen einzigen Rock hatte, wurde ich gefragt, ob ich ein Kleid aus diesem dunkelblauen, etwas groben Stoff anziehen würde. Ich würde. Dann suchte ich im Modeheft ein Modell aus, und Ella nähte mir ein schönes Kleid daraus, mit einer durchgehenden Knopfleiste. Jetzt fiel mir ein, aus diesem Kleid für Tonja eine tscherkessische Nationaltracht – Tscherkesska genannt – zu machen. Mit einem Patronengürtel, kleinen Patronenstreifen auf beiden Brustseiten ergab sich eine flotte Tscherkesska. Leo hobelte einen kleinen Säbel aus Holz. Wo wir eine Papacha ähnliche Mütze auftrieben, hab ich vergessen. Das Kleid verkleinerte ich nur mit Abheften. Jetzt mußte ich ihr einen kaukasischen Tanz, den Lesginka, beibringen.

Für Isolda machte ich ein Schmetterlingskostüm. Um den Tannenbaum tanzte Tonja flott den Lesginka und rief dabei: »Assa, assa ...!« Isa dagegen flatterte ganz fein auf den Zehenspitzen umher. Sie wurden bewundert, man klatschte ihnen Beifall, und ihre Augen strahlten vor Glück.

In vier Tagen fand die Kolchosversammlung statt, und alle wußten schon, daß ein großes »Konzert« vorbereitet worden war und daß die Lida, die Nemka, mitmachen würde.

Nach der Versammlung eine kleine Pause, und wir begannen mit dem Chor, dann die Komödie »Dussina oschibka« (Dunjas Irrtum). Das Publikum lachte so, daß ich Angst bekam, sie würden bei dem nachfolgenden Drama »Junost Otzow« alle weiterlachen. Unser Klubsaal war übervoll. Eine ganz kleine Pause, und der

Vorhang ging auf. Stille. Während der zweiten Szene, die im Gefängnis, waren nur Schluchzer zu hören. Dann die nächste Szene und wieder Beifall, Beifall. Wir waren schon zwei Stunden auf der Bühne. Wladimir Schwed (der Klubleiter) trat vor das Publikum: »Danke für die Aufmerksamkeit.« Ein gewaltiges Getöse. Ausrufe: Malo-o! (zu wenig), Eschtsche! (noch mal oder Zugabe). »Was hab ich gesagt?« sagte Schwed. »Lida, hast du noch was?« – »Ich versuch es.« Ich sprach einen Auszug aus dem Roman von Lew Tolstoi »Auferstehung«. Vorhang. Kein Mensch erhob sich von seinem Platz. Zugabe. Jetzt machten wir mit Manja einen Sketch aus unseren Kinderjahren, dann noch Tschastuschki (eine Art Schnadahüpfel), wo Manja mit der Tschetschotka häufig aufstampfte. Dann sagte ich noch ein kleines Poem (Die schöne Natalja) von einem sowjetischen Dichter, der mir entfallen ist, auf. Anschließend trat ich vor das Publikum, bedankte mich und entschuldigte mich, daß ich heiser geworden war und nicht mehr sprechen konnte. Jetzt verabschiedeten wir uns alle vom Publikum und schlossen den Vorhang. Es wurde ganz ruhig. Wir packten unsere Sachen zusammen. Als ich in den Saal kam, sagte mir irgendwer, ich sollte zur Verwaltung kommen, sie warteten auf mich im Zimmer 1. Erschrocken ging ich hinein. Alle Mitglieder der Kolchosverwaltung saßen da und sahen mich mit dem freundlichsten Lächeln an. Kondryk fing an: »Wir haben uns alle beraten und entschlossen, daß du einen guten Lohn verdient hast, auch die ganze Versammlung hat zugestimmt. Also morgen gehst du zu der Genossin Gluschtschenko, die gibt dir ein Pud besten Weizen. Das hast du verdient und das brauchst du auch. Der alte Korytsek macht für dich morgen die Mühle an und mahlt es dir zu gutem Mehl.« Alle klatschten, und ich stand fassungslos da und wußte nicht, was ich sagen sollte.

Was in meiner Familie am nächsten Tage vorging, ist schwer zu beschreiben. Das war ein Ereignis! Wir bekamen ein Pud echtes Korn. Und die Windmühle würde sich extra für uns drehen. Mit unserem Rodelschlitten und einem Sack kam ich zum Kolchoslagerhaus. Die Chefin, Maria Timofejewna (Njuras Mutter), empfing mich mit freundlichem Lächeln, wog mir ein Pud reinsten Weizen ab und schüttete noch eine Schaufel mehr in den Sack. Als ich an der Nähstube vorbeikam, stand Ella schon an der Tür und wartete auf mich. Wir gingen gemeinsam zur Mühle und zogen den Schlitten nicht ohne Mühe auf den Hügel. Wir hatten Glück, es war windig. Der alte Korytsek, ein mageres kleines Männchen, wartete schon auf uns. Ich hatte ihn noch nie aus der Nähe gesehen. Wie auch? Für uns wurde noch nie die Mühle angemacht, das Abfallkorn, das wir bekamen, mahlten wir mit unserer Handmühle. Gehört hatte ich öfters, daß der alte Korytsek schon ewig bei der Mühle war, niemand konnte sich erinnern, daß es einen anderen Müller gegeben hätte, und immer sei er alt gewesen. Mir erschien er wie eine Märchengestalt, ein Berggeist, ein Zwerg. Seine raschen ruckartigen Bewegungen waren geräuschlos. Er schaute (oder schnüffelte) in den Annahmehunker, dann steckte er die Hand in die Kornrinne und gab das Zeichen, den Weizen in den Bunker zu schütten. Und die Mühle fing an zu knarren, zu knirschen und kräch-

zen. Wir standen mit Ella vor dem niedrigen Kasten unter der Rinne und warteten auf das Mehl. Dann kam es, und wir schaufelten es in den Sack. Ella wußte, daß wir den Alten mit Mehl belohnen mußten. Als schon kein Mehl aus der Rinne kam, füllten wir die kleine Schüssel, die neben dem Kasten stand, und wollten noch ein bißchen Mehl im Kasten lassen, aber der alte Mann sah das und sagte, wir sollten alles aus dem Kasten in unseren Sack schütten. Ella schüttelte dem Müller die Hand und bedankte sich. Er schaute mich an und fragte: »Und das ist die hübsche Lida – die Schauspielerin?« Ich konnte das Lachen nicht halten, er lachte auch. Zu Hause stellten wir den Sack in die Stubenmitte, die Gesichter meiner Liebsten strahlten vor Glück. Das Mehl wurde bewundert, es war fein gemahlen. Eine der Nachbarinnen brachte uns selbstgemachte Hefe, und meine Mutter setzte sofort Teig an, Teig für echtes Brot. Leo kam von der Arbeit und freute sich auch. Am nächsten Morgen kamen aus dem Ofen duftende Brote und kleine Brötchen. Ich mußte wieder nach Rodino, und diesmal war mein Rucksack mit Brot und etwas Mehl gefüllt.

## Im Schneesturm. Eine Jugendliebe

Einmal fragte mich Tatjana, ob ich den Film »Paren is naschego goroda« (Der Junge aus unserer Stadt) gesehen habe. Nein, den hatte ich nicht gesehen. In der Zeit, als ich in Rodino lebte, konnte ich keine Filme gesehen haben, denn ohne Geld – kein Kino. In Kutschuk dagegen wurden in unserem Klub ab und zu kostenlos Filme gezeigt, hauptsächlich im Winter. Selten gab es eine Vorankündigung, da kam einfach ein Filmwagen oder ein Schlitten aus Rodino, und während er durch das Dorf fuhr, versammelte sich schon um ihn herum eine Schar Jungs, und die liefen dann im Dorf umher und kündigten das große Ereignis an: »Kino prijechalo!!!« Und wenn die Filmapparatur in den Klub umgeladen war und der Kinovorführer den Apparat aufgestellt und in Betrieb genommen hatte, war das Publikum schon komplett versammelt. Dann wurde gedreht. Während der Kriegsjahre gab es keine Dynamomaschine (Gleichstromgenerator), da mußten zwei der kräftigsten Jungs, gegeneinander sitzend, die Kurbel drehen. Häufig riß der Film oder die Teile wurden verwechselt, dann gab es längere Wartepausen. Auf diese Weise hatte ich in Kutschuk gemeinsam mit meiner Schulkameradin und Nachbarin Manja Zapko einige Kinofilme angesehen, obwohl ich damals wenig russisch verstand. Das waren Filme wie Tschapajew, Drei Tankisten, Alexander Newski, Panzerkreuzer Potjomkin, Wolga-Wolga.

»Der Junge aus unserer Stadt« war zwar ein Vorkriegsfilm, aber ich hatte ihn nicht gesehen. Tanja wunderte sich und bedauerte es. Sie wollte wissen, ob mir der Schauspieler Nikolai Krjutschkow gefällt oder nicht. Auf ihre Frage, wer von allen Schauspielern, die ich gesehen habe, mir am meisten gefällt, antwortete ich, ohne zu zögern, Alexander Newski. Tscherkassow also – ihre Stimme klang etwas enttäuscht. Tanja nahm ein weißes Blatt Papier und schrieb auf: 1. Tscherkassow. Beim nächsten Mal fragte Tanja, wer in unserer Schule von allen Jungens mir am besten gefällt. Pawel Bratschun, ist mir, ohne nachzudenken, entschlüpft. »Schon vergeben.« – »Wie meinst du das?« – »Er hat sich doch vergangenes Jahr mit Ludmila P. befreundet. Jetzt stehen sie im Briefwechsel. Sie hat sich Hals über Kopf in ihn verliebt. Das hat mir ihre Freundin Anna verraten.« Ludmila P. war die Nichte unserer Geographielehrerin, sie war in der zehnten Klasse, als Pawel (und ich – das erste Schuljahr) in der neunten war. Damals bei dem Maskenball war sie in dem Kostüm der Dame aus dem 18. Jahrhundert erschienen. Jetzt studierte Ludmila Medizin in Tomsk. So ist es also, und so soll es auch sein, sagte ich mir und laut: »Schön. Ich wünsche ihnen beiden Glück.« Das wünschte ich ihnen tatsächlich, nur ... Mir war doch sehr beklemmen zumute.

Wieder begannen die Theaterproben. Diesmal sollte ich eine ältere Dame spielen, die ihr Leben ihrem berühmten Bruder, einem gelehrten Professor, gewidmet hatte. Es war nicht gerade meine Traumrolle, doch ließ ich mich überreden.

Außerdem sollten wir zu den bevorstehenden Wahlen das Stück »Junost Otzow« wieder aufführen.

Die Durchlaufprobe dauerte bis Mitternacht, und es ergab sich, daß nur Pawel und ich in dieselbe Richtung gingen. Als wir zur Kreuzung kamen, wo er abbiegen mußte, fragte ich: »Du wohnst doch hier irgendwo?« – »Ja, aber ich bringe dich nach Hause, es ist so spät geworden.« – »Ich habe keine Angst. Was kann da schon passieren. Keine fünf Minuten ...« – »Und wenn doch irgendein Ungeheuer hinter einer Ecke hervorkommt ...« Pawel schlug einen scherzhaften Ton an, verzog sein Gesicht, zog die Handschuhe aus, steckte sie unter den Arm und blieb mit gespreizten Fingern vor mir stehen. »Und dann kriegst du doch Angst.« – »Ich habe jetzt schon Angst«, brach es lachend aus mir heraus. »Du solltest auf der Bühne den Smi Gorynitsch mal darstellen – alle würden sich totlachen.« Ich konnte nicht aufhören zu lachen. Dann fragte er schon ganz ernst, warum ich nicht mehr zu den Schulabenden komme. Das war so überraschend, daß mir nichts anderes als »bloß so« einfiel. Wir standen schon in meinem Hof, drei – vier Schritte vor der Treppe. »Aber morgen kommst du?« wollte Pawel wissen. »Nein. Morgen geh ich nach Hause, nach Kutschuk.« Dann wollte er wissen, ob ich zu Fuß die weite Strecke laufe oder irgendwie fahre und wie oft ich nach Hause gehe.

So unterhielten wir uns und kamen so unmerklich auf das Thema Sprache – russische und deutsche. Dann sagte er, er hätte schon viele Wolgadeutsche kennengelernt, aber niemand von ihnen würde so gut russisch sprechen wie ich, ohne den kleinsten Akzent. Das war mir peinlich, doch fielen uns nun Zungenbrecher ein, russische Zungenbrecher. Wir standen jetzt schon eine Weile und froren beide. Wir lachten uns halbtot und fanden immer neue.

Dann plötzlich ein Geräusch in unserem kleinen Vorbau. Stop! Ich mußte rein. »Komm gut nach Kutschuk und wieder zurück.« Auf Zehenspitzen schlich ich mich ins Zimmer, wußte aber, daß Sascha und ihr Mann nicht schliefen. Eine Weile lag ich noch wach. Das war mein erster Abend mit Pawel hier in Rodino und das erste Mal, daß mich ein Junge überhaupt bis zu meinem Zuhause begleitet hatte. Mit Pawel hatte ich ja eine Nacht im Feldbaulager unseres Kolchos vor einhalb Jahren nebeneinander geschlafen. Aber das heute war etwas anderes und doch so schön, so lustig, irgendwie ungezwungen und zu nichts verpflichtend. Wir könnten einfach gute Freunde sein. Alles andere mußte raus aus dem Kopf, aus den Gedanken. Er sollte eine lichte Zukunft haben.

Am nächsten Morgen dachte ich, eine Erklärung abgeben zu müssen, doch Sascha sagte, nachdem ihr Mann die Tür hinter sich zugemacht hatte, mit ihrem freundlichen Lächeln: »Wenigstens hab ich dich mal mit einem Jungen gesehen. Ein guter Junge. Der allerbeste – nach Meinung der meisten Lehrer.« Ich versuchte ihr zu erklären, daß wir kein Paar waren, daß wir zufällig zusammen nach Hause gegangen waren. »Schon gut, schon gut. Mach dich zur Schule fertig.«

Meine Schule begann jetzt im Winter um 9.00 Uhr. Nach dem Unterricht machte ich mich rasch auf den Weg nach Kutschuk. Der Frost hatte nachgelassen

und frohgemut marschierte ich nun los. Da mir in Rodino noch etwas Mehl geblieben war, nahm ich dann auch keins von zu Hause mit. Am Sonntagmorgen weckte mich meine Mama: »Es sieht nach einem Schneesturm aus. Entweder du bleibst hier, oder du mußt sofort gehen.«

Ich mußte los, denn wenn ein Schneesturm ausbrach, dauerte er gewöhnlich drei Tage an. In Eile frühstückte ich und machte mich fertig. Meine Mama kam wieder von draußen herein und sagte: »Der Wind weht von Rodino her, du mußt also gegen den Wind gehen.« In ihren Augen sah ich Unruhe und Besorgnis. »Mama, es ist ja jetzt nur ein leichtes Schneetreiben, siehst du, es ist hell und wenn schon, dann bleiben mir doch die Telegrafepfosten.«

Ich ging, meine Mutter stand an der Tür und schaute mir nach. Im Dorf trieb der Wind den Schnee nur über den Erdboden, und mir kam schon der Gedanke, daß er sich noch beruhigen konnte, doch je näher der Dorfrand, desto kräftiger der Wind. Nach der Dorfgrenze brauste er mit solcher Kraft, daß an aufrecht gehen nicht zu denken war. Der Wind kam noch direkt aus Richtung Rodino, die Telegrafepfosten blieben in Sicht, obwohl der Schnee schon zu hohen Wehen getrieben war. Und der Wind wirbelte den Schnee weiter von allen Seiten auf, und ich mußte stehenbleiben, um die Windrichtung festzustellen, aber er kam noch immer von vorne, von Rodino, er blies mir direkt ins Gesicht. Dann fiel mir auf, daß nur ein Pfosten in Sicht war, die nächsten verschwanden im Schneesturm. Ich stand zwischen zwei Pfosten, an einem war ich schon vorbei, der andere zeigte mir die Richtung. Der Weg war verweht, nach ihm konnte ich mich nicht mehr richten. Wie weit war ich denn gekommen? War ich an dem Halbweghügel vorbei, oder ...? Nur die Pfosten und die Windrichtung wiesen den Weg ... Noch ein paar Pfosten, und dann war keiner mehr zu sehen ...

Jetzt war ich allein mit dem brausenden, tobenden Schneesturm, stapfte aber verbissen weiter. Mein Kopf war mit zwei oder drei Tüchern umbunden, und nur für die Augen war eine Lücke frei gelassen, diese mußte ich ab und zu von einer Schneeschicht freimachen, aber ich hatte kaum noch die Kraft dazu, vielleicht war mir auch der Mut vergangen. Ich sah nur eine dichte graue wirbelnde Masse und hörte nur den bald mehr, bald weniger heulenden Wind. Vielleicht war die ganze Welt jetzt von diesem Schneewirbel eingehüllt. Alles ist verschwunden, nur dieser furchtbare Schneesturm heult um die Erde herum und ich bin allein geblieben. Am liebsten würde ich mich hinlegen. Nein, das durfte ich nicht, nur immer weiter, egal wohin, und stapfte drauflos. Bis ich von selbst umfalle, dachte ich.

Es war dunkel geworden, nur wußte ich nicht, welche Tageszeit es war. Ich konnte mir nicht vorstellen, daß es später Abend oder Nacht sein könnte. Ich war um halb zehn morgens von zu Hause losgegangen, sonst brauche ich meistens zwei Stunden bis zum ersten Haus von Rodino, wenn ich jetzt auch vier, fünf Stunden unterwegs war, konnte es noch nicht dunkel sein. Also hatten sich die Wolken am Himmel so verdichtet. Vielleicht war ich auch schon ganz in der Nähe

von Rodino. Das Dorf war groß, ich konnte doch nicht vorbeigegangen sein. Ich hielt es nicht für möglich, mehr als drei Kilometer links oder rechts abgewichen zu sein. Nur Geduld brauchte ich jetzt. Und stapfte weiter. Bis ich von selbst umfalle, dachte ich wieder. Nur die Hoffnung nicht aufgeben. Obwohl ... Es gab ja kein Rodino mehr, es gab gar nichts mehr ..., nur mich und den Sturm ...

Plötzlich wurde von einem Windstoß etwas an meine Beine gepreßt, eigentlich an den Stiefelschaft, aber ich spürte trotzdem sofort, daß das Etwas ganz geschmeidig, warm und lebendig war. Außer mir vor Freude, beugte ich mich etwas nieder – es war ein Fuchs, ein lebendiger Fuchs, so schön, aber klein kam er mir vor. Aus aller Kraft wollte er sich von mir losreißen, denn ich wollte ihn festhalten und auf die Arme nehmen. Ein neuer kräftiger Windstoß kam von anderer Seite und entriß mir den armen Fuchs, weg war er. Wo trieb ihn jetzt der Sturm hin? Und ich? Ich war doch nicht allein in dieser Steppe. Der kleine Fuchs kämpfte gegen den Wind, aber ich wollte schon aufgeben! Ich war noch bei Kräften und mußte nur allen Mut zusammennehmen. Doch der Sturm tobte ungestüm, ohne nachzulassen. Es war ganz dunkel. Wohin sollte ich denn gehen? In welche Richtung. Der Wind kam von allen Seiten. Wo war jetzt das Fuchslein? Der Fuchs ging mir nicht aus dem Kopf. Im Russischen ist der Fuchs weiblichen Geschlechts – Lissa, ich nannte ihn Lissanka (Fuchslein – Neutrum wenigstens).

Jetzt kam mir ein deutsches Kinderlied in den Sinn: Fuchs, du hast die Gans gestohlen, gib sie wieder her, gib sie wieder her, sonst wird dich der Jäger holen mit dem Schießge-we-ehr, sonst wird dich der Jäger holen mit dem Schießgewehr.

Das sangen wir in der ersten Klasse in Mariental. Aber mein Fuchslein hatte keine Gans gestohlen. Ich ging und ging und hatte das Gefühl, als wäre das Fuchslein noch bei mir. Dann fiel ich um, nach vorne, mit dem Gesicht in den Schnee. Wie schön. Mein Körper verspürte himmlische Ruhe – das war der erste Moment. Im Schnee fiel das Atmen schwer, ich hob den Kopf und wurde gewahr, daß die Beine höher lagen als mein Kopf und sie auf etwas Festem, Hartem ruhten. Blitzschnell drehte ich mich um und langte nach dem Festen. Es war eine Stange, eine Zaunstange. Jesus und Maria – mir war, als hörte ich meine Mutter. Mit beiden Händen umfaßte ich die Stange und schob mich langsam an ihr nach links, aber sie versank gleich in einem Schneehaufen. Hastig scharrte ich den Schnee auf und kam durch – ganz an der Ecke eines Gebäudes. Gelobt sei Jesus Christus. Amen.

Es war ein Blockhaus. Mit beiden Händen, als hätte ich Angst, es wieder zu verlieren, tastete ich an dem Haus herum bis zur dritten Seite, wo ein beleuchtetes Fenster zu sehen war. Da klopfte ich. Eine Frau erschien in der geöffneten Tür und bekreuzigte sich. Meine Freude war grenzenlos, als sie mir sagte, daß ich tatsächlich in Rodino gelandet war. Ihr Haus war neu gebaut worden, ganz am Dorfrand, als letztes Haus der Straße Sowjetskaja, die die Hauptstraße Lenina im Zentrum überquert. Also war ich von meinem Weg nach links abgekommen, und jetzt hatte ich noch etwa drei Kilometer zu bewältigen. Die Frau bot mir an, bei

ihr zu übernachten, aber das lehnte ich ab, dann brachte sie mich bis zum nächsten Haus. Von hier aus war die Straße relativ dicht bebaut, und der Schneesturm war keine Gefahr mehr für mich. Problemlos erreichte ich unser Haus.

Sascha war noch wach, Wassili wahrscheinlich auch und Saschas Mutter war da. Sie besuchte öfters ihre Tochter, half ihr beim Kochen und Waschen und blieb auch über Nacht. Sie half mir, mich auszuziehen, dabei jammerte sie laut. Ich selbst wollte nur noch schlafen. Es war halb elf Uhr abends.

Zum Unterricht am nächsten Tag kamen nur wenige Schüler, denn der Schneesturm hatte nicht im geringsten nachgelassen. Nach nur zwei Stunden wurden wir freigestellt. Wie ich auch erwartete, wollte Sascha alles über mein Abenteuer von gestern wissen. Kurz schilderte ich ihr meinen Marsch im Schneesturm. »Na, das war ja was«, meinte Sascha halb tadelnd. »Sascha, bitte, reden Sie niemals mit meiner Familie darüber und überhaupt mit niemandem, ist ja nichts passiert. Bitte.« Sie machte sich bereits zum Weggehen fertig. Obwohl es keinen Unterricht mit den ersten Klassen bei solchem Wetter gab, mußten die Lehrer anwesend sein.

Als sie am Abend kam, saß ich am Tisch, vertieft in Lektüre. Sie rückte einen Hocker neben meinen und setzte sich. »Hör mal zu. Ein Kommandant war heute in der Schule.« Ich zuckte zusammen, mir war der Gedanke gar nicht gekommen, daß ich mich hätte melden sollen. »Nein, nein«, sagte Sascha, »es geht nicht um das Anmelden. Deine Mutter war heute in eurer Dorfverwaltung und erklärte unter Tränen, ihre Lida sei gestern bei diesem Buran (Schneesturm) nach Rodino gegangen und sie wüßte nicht, ob sie überhaupt angekommen sei. Der Chef versuchte, die Schule telefonisch zu erreichen, das klappte nicht, dann wagte er sich, den NKWD anzurufen. Deshalb erschien der Kommandant in der Schule, er wollte nur wissen, ob du da bist. Dein Mathelehrer Roman Wassiljewitsch hat bestätigt, daß du beim Unterricht warst.«

Ich stellte mir meine Mutter vor – wie hatte sie es nur geschafft, bei diesem Sturm zum Selsowjet über den tiefen Graben zu kommen? Ich verglich sie geradezu mit dem kleinen Fuchs. Ach, Mama, Mama! Und mit deinem Russisch hast du es vermocht, deine Sorgen auszusprechen.

Für den nächsten Sonntag waren die Wahlen ausgeschrieben, und sie wurden in unserer Schule abgehalten. Laut Verfassung war jeder Bürger der Sowjetunion nach Erlangung der Volljährigkeit, das heißt, nach dem 18. Lebensjahr, wahlberechtigt. Wir, die Nemzy (die Deutschen), waren nicht wahlberechtigt, aber ich hatte das Recht (?), allen Wahlberechtigten Vergnügen zu bereiten wie auch unser Lehrer Klemens Rohr mit seinen Söhnen berechtigt war, die Sowjetbürger zu unterhalten. Damals dachte ich nicht so bissig, ich fühlte mich bewogen, den Leuten Freude zu machen.

Am Wahltag versammelten wir uns um 8.30 Uhr morgens im Lehrerzimmer, das direkt gegenüber der Bühnentür lag. Das Programm der Aufführungen unserer Schule und noch einer Konzertsgruppe war im Eingangsflur ausgehängt, und alle



Sitzplätze (auf langen Bänken) waren schon besetzt. Die Vorstellung begann unser Schulchor mit Orchester unter Leitung von Lehrer Rohr.

Das Publikum sammelte sich noch an, keiner der Wähler schien nach der Abstimmung den Saal verlassen zu wollen, die Bänke waren eng besetzt, selbst auf den Fensterbrettern saßen schon Zuschauer. Dann war unsere Theatergruppe dran. Zunächst stellten wir einen Auszug aus der »Jungen Garde« von Alexander Fadejew dar, in dem ich die mutige, flotte Ljuba Schewzowa zu spielen hatte, dann kam noch ein Stück und zuletzt, nach einer Pause, »Junost Otzow«.

Der Saal war inzwischen übervoll. In den letzten Reihen saßen die Zuschauer nicht mehr, sondern standen dicht nebeneinander auf den Bänken, zwischen der ersten Reihe und der Bühne saßen die Leute auf dem Boden sowie auch längs der linken Wand an der Fensterseite, da konnte kein Mensch durchkommen. Zwei junge Männer kümmerten sich um die jetzt schon vereinzelt ankommenden Wähler und brachten sie irgendwie ins Wahlzimmer.

Wir spielten »Junost Otzow« natürlich mit großem Erfolg. Nach unserer Aufführung hätte ich mir gerne die nächste Laienspielgruppe angeschaut, doch ich war hundemüde und wollte nur noch nach Hause. Das Konzert hatte schon begonnen, und es war gar nicht so schwierig, sich nach hinten durchzudrängen, auch mehrere Zuschauer verließen schon den Saal. Hinten stiegen viele von den Bänken und gingen, mir tat die Gruppe auf der Bühne leid, die jetzt das völlig ermüdete Publikum unterhalten sollte. Aber erst wollte ich doch noch ein bißchen zuschauen. Eine Frau stieg direkt vor mir von der Bank und stützte sich dabei ganz leicht auf meine Schulter. Sie entschuldigte sich und empfahl mir, falls ich einen Platz suche, nach vorne zu gehen, dort seien schon viele Plätze frei. »Aber jetzt gibt's nicht Besonderes mehr.« Dabei schüttelte sie den Kopf und schwenkte eine Hand hin und her. »Bist du erst gekommen? Schade, hast nicht gesehen, was die Schule aufgeführt hat?«

Sprachlos stand ich vor ihr, ich schaute ihr gerade in die Augen, aber sie erkannte mich nicht. Jetzt schilderte sie kurz den Inhalt des Stücks »Junost Otzow«. »Nicht nur ich«, fuhr sie fort, »alle sind begeistert von der Darstellung, besonders von den zwei jungen Frauen. Ich hab gehört, die eine soll eine Nemka sein, nur welche? Beide spielen ausgezeichnet, und beide sprechen und sehen aus wie echte Russinnen.« Diese Frau schien ja mehr als dumm, ja überdumm zu sein. »Wer denn?« fragte ich auch dumm. »Ja, die Tochter und die Mutter. Schade, daß du das nicht gesehen hast, wir könnten uns noch darüber unterhalten ... Ich muß schon. Do swidanija.« Sie ging, und ich stellte mich an die Wand direkt neben der Tür. Hatte sie mich wirklich nicht erkannt? So geschminkt war ich doch nicht.

Der Saal war schon halb leer, das Publikum verließ ihn allmählich und ging gleichgültig an mir vorbei. Da kam Pawel, ich dachte, er wäre schon längst gegangen. »Wo bist du so lange geblieben?« Wieder eine dumme Frage, als hätte ich auf ihn gewartet. »Ich konnte nicht durchkommen, so viele haben mich angesprochen und ... nach dir gefragt. Haben sie dich gequält?« – »Mich? Kein einziger

Mensch hat mich angesprochen. Mit einer Frau kam ich ins Gespräch, aber die hat mich nicht erkannt.«

Er zeigte auf die Tür, ob ich nicht mitgehen möchte. »Nein, ich bleibe noch hier«, sagte ich und setzte mich auf eine Bank. Das tat ich nur, um zu beweisen, daß ich nicht auf ihn gewartet hatte. Das Konzert ging weiter – langweilig.

Meiner Hauswirtin schilderte ich das Gespräch mit der Frau. Sascha konnte die Frau gut verstehen. Ich nicht.

Das Schulleben ging seinen Gang, es gab noch einen Tanzabend, an dem ich mit Pawel viel getanzt, viel gescherzt und viel gelacht hatte. Also, gute Schulfreunde. Dann, während einer der großen Pausen, kam Pawel plötzlich auf mich zu. Er bat mich, stehenzubleiben, er möchte nur was fragen. Und fragte: »Warum bist du nicht im Komsomol?« Ich schwieg. Diese Frage wollte ich am liebsten nicht beantworten, schon gar nicht ihm. »Warum?« Er berührte meinen Ellbogen. »Weil ...«, ich sah ihm in die Augen, »weil ich unwürdig bin, im Komsomol zu sein.« – »Lida, was redest du? Du und unwürdig? Wer sollte denn im Komsomol sein, wenn nicht du?« Diese Worte prägten sich in mein Gedächtnis ein – für immer.

»Pawel, ich habe noch in der 7. Klasse versucht einzutreten.« – »Und?« Kurz erklärte ich alles ... Die Glocke läutete, die Pause war zu Ende. Er ging in seine 10. Klasse, ich in meine 9.

Nach zwei Tagen sagte er zu mir: »Ich habe mit Kowaljow gesprochen, du sollst einen Antrag schreiben.« Kowaljow war der Komsomolsekretär im Bezirkskomitee. Über meine Gefühle, über meine jetzige Haltung gegenüber dem Komsomol, über meine Unsicherheit wollte ich mit Pawel nicht reden. Mit niemandem wollte ich darüber reden. Ich mußte mich selbst entscheiden. Und schrieb den Antrag – seinetwegen und auch aus Dankbarkeit für seine Worte »Du und unwürdig?«

Von der Schulkomsomolversammlung wurde ich einstimmig aufgenommen. In einer Woche fand dann die Sitzung des Bezirkskomitees statt, dort wurde der endgültige Entschluß gefaßt. Als ich hinkam, saßen noch zwei, drei Schüler im Vorzimmer, sie sahen sehr aufgeregt aus, hatten Angst vor den Fragen nach dem Statut. Dann kam Pawel aus dem Sitzungszimmer und sagte leise: »Ein Vertreter aus dem Kreiskomitee in Barnaul ist unerwartet gekommen, er wird anwesend sein.«

Taurig sah er mich an und kehrte ins Zimmer zurück. Sollte ich vielleicht lieber nach Hause gehen?, überlegte ich. Sich feige zurückziehen? Nein, das werde ich nicht, ich bleibe, was auch immer geschehen mag. Ich wurde als letzte aufgerufen. Gleich an der Tür blieb ich stehen. Vier oder fünf Holzbänke standen vor mir, auf ihnen saßen die Mitglieder des Komitees mit dem Rücken zu mir.

Auf meine Begrüßung drehten sich alle um und sahen mich freundlich an. Ich kannte fast alle. Vorne am Tisch saß Pawel, links von ihm, etwas entfernt vom Tisch, saß mit ausgestreckten Beinen der Vertreter aus Barnaul. Kowaljow stand

rechts am Fenster. Er war Kriegsinvalide, ich glaube, der rechte Ärmel seiner Militäruniform war leer, mit dem Gürtel an den Körper geschnallt. Nach kurzer Einleitung wurden Fragen gestellt, die ich auch beantwortete. »Deine Biographie?« fragte der Vertreter.

Ich wollte sie ganz kurz darlegen, doch mit gezielten Fragen hat er alles herausbekommen. »Du bist eine Deutsche, und dein Vater ist verhaftet. Warum?« Ich wußte es doch nicht. »Du warst dreizehn. Da ist man schon verantwortlich für die Eltern. Du weißt bestimmt, mit wem dein Vater sich getroffen hat.«

War das ein Verhör?, ging es mir durch den Kopf. Ich schwieg. »Na ... raus mit der Sprache, du weißt es doch.« Irgendwas ballte sich in meiner Seele zusammen. Es widerstrebte mir zu antworten, aber wie sollte ich mich weigern?

»Mein Vater kam nach der Arbeit immer nach Hause und blieb immer in der Familie.« – »Und wer besuchte ihn am meisten?« – »Niemand.« – »Und warum ist er dann verhaftet worden? Wofür? Was meinst du?« – »Ich weiß es nicht, und niemand weiß es.« – »Du denkst doch nicht, daß die Sowjetmacht einen Menschen umsonst verhaftet? Bei uns werden nur die Feinde verhaftet!«

Alle saßen mit dem Rücken zu mir, keiner drehte sich um. Wenn ich wenigstens ein einziges Gesicht gesehen hätte. Und Pawel saß da und kritzelte etwas auf einem Blatt. Kowaljow saß nun auf dem Fensterbrett und sah unverwandt die Spitzen seiner Stiefel an. Das bemerkte ich alles und hatte nur einen Wunsch, daß dieser Funktionär aus Barnaul mich lieber erschossen hätte, als solche grauenhaften Vorwürfe zu hören zu bekommen. Ich schloß die Augen und sagte kein Wort mehr, kein Wort. Dann hörte ich: »Wenn du dich von deinem Vater lossagst und das unterschreibst, dann ...« Da kamen mir doch die Tränen. Mit dem ganzen Körper drückte ich mich gegen die Tür, ich wünschte, sie ginge auf und ich fiele hinaus, aber nicht auf die Erde – ins All wollte ich verschwinden als kleines Staubteilchen. Die Tür blieb zu, und ich stand da und schüttelte nur den Kopf. Da ist Kowaljow plötzlich aufgestanden, das sah ich unter Tränen.

»Ich, der Erste Sekretär der Komsomolorganisation im Bezirk Rodinski, bestehe darauf, die Schülerin Lidia German in die Reihen der Leninschen Komsomolorganisation aufzunehmen ...«

Warum sagt er das? Warum? Ich will gar nicht mehr. Ich will nicht in den Komsomo! Für Kowaljow ist das doch zu riskant ...

Wieviel Mitglieder zugestimmt haben, weiß ich nicht, jedenfalls sollte ich in drei bis vier Tagen meinen Ausweis abholen kommen. Zu Hause warf ich mich aufs Bett und heulte hysterisch. Ich wollte nicht in den Komsomol, aber da war ich drin. Wozu? Ich war doch keine wahre Komsomolzin, keine von denen, die in Versammlungen oder auf Kundgebungen große patriotische Reden führten – für die Partei, für unseren großen Lehrer und Vater aller Völker, Genossen Stalin. Nie würde ich in dieser Richtung was sagen können.

Auch auf der Bühne beim Theaterspielen nicht. Vergangenes Jahr zum Beispiel sollte ich ein lobpreisendes Gedicht von Lebedew-Kumatsch aufsagen, ich lehnte

es entschieden ab. Es wunderte mich ein wenig, daß Valentina Andrejewna nicht darauf bestanden hatte, vielleicht fand sie es auch lächerlich: Eine Nemka sollte den lieben Genossen Stalin lobpreisen. Nein, ich war wahrhaftig nicht würdig, im Komsomol zu sein. Warum bloß Pawel so was sagte. »Wer denn, wenn nicht du?« Nun wußte er alles, der Junge, der mir soviel bedeutete, sah alle meine Erniedrigungen und die Schande. Ich wollte auch nicht mehr in die Schule gehen. Warum tat ich das eigentlich? Ich war die einzige Nemka im ganzen Bezirk, die es bis zur neunten Klasse geschafft hatte in diesen schwierigen Jahren. Warum sollte ich weitergehen? Es hatte doch keinen Sinn. Mein Kissen war naß. Mariental kam mir jetzt in Erinnerung. Wo sind sie jetzt alle? Meine beste Freundin Irma Sander? Meine Mitschülerin Frieda K., Rosa R., meine Cousine Amalia? Und die Jungs Albert Pinnecker, Viktor Gerber? Was machen sie alle? Gehen sie auch in die Schule? Ich versuchte mir vorzustellen, wie sie jetzt aussahen – doch das klappte nicht. Ich konnte mir auch nicht vorstellen, wieder nach Mariental zurückzukehren. Wollte ich das überhaupt noch? Meine Freundinnen hier, Rosa, Vera, Manja, Nona auch Tanja und Sascha? Sie waren mir jetzt sehr nahe. Und Pawel? Trotz allem ..., trotz allem ... er war der einzige ... Dann schlief ich ein.

Als ich erwachte, war Sascha schon zu Hause. Sie reichte mir einen kleinen Spiegel. Nur einen kurzen Blick warf ich hinein und schmiß ihn aufs Bett. Sascha setzte sich neben mich und legte ihren Arm um meine Schultern. Sie wußte schon alles. Vorsichtig, geduldig tröstete sie mich, ich sollte mir das nicht so zu Herzen nehmen und den Kopf nicht hängenlassen. Es half nicht. Ich saß da, mein verquollenes Gesicht auf den Boden gerichtet. Dann stand sie auf und sagte munter: »Ich wollte dir ein Geheimnis anvertrauen.« – »Was für ein Geheimnis?« Ich sah sie an. »Ich bin schwanger.«

Ich begriff nicht gleich, dann stand ich auf, brachte aber nur ein schwaches »Wie schön« hervor. »Weißt du was? Wir kochen mal gemeinsam. Einverstanden?« Die gute Sascha, sie wollte mich aufheitern, denn sie sorgte sich um mich und litt auch irgendwie meiner wegen. Das sollte sie nicht, ich mußte mich überwinden und alles vergessen. »Ja ich habe auch Hunger.«

Am nächsten Morgen wäre ich am liebsten gar nicht aufgestanden und lieber nach Hause gegangen und nie wieder in die Schule. Die Lust zum Lernen war mir vergangen. Aber wie sollte ich das zu Hause erklären? Unmöglich. Nein, sie müßten nichts davon erfahren. Ich war ein erwachsener Mensch und sollte alleine damit klarkommen, mich benehmen, als wäre ich froh, daß ich jetzt im Komsomol bin. Mit Mühe gelang es mir, ab und zu fröhlich gelaunt zu erscheinen, obwohl mir schwer ums Herz war. Ein russisches Sprichwort lautet: An der Seele kratzen die Katzen.

## Kleid statt Kartoffeln und ein neuer Verehrer

Als ich vergangenes Wochenende zu Hause in Kutschuk war, gab mir Ella einen angeblich eingelösten Obligationsschein, dessen Wert mir leider entfallen ist, ich sollte das Geld in Rodino bekommen und dafür auf dem Markt einen Eimer Kartoffeln kaufen. »Ein Eimer Kartoffeln kostet genau so viel, unsere Kartoffeln gehen zur Neige und reichen bis zur neuen Ernte bestimmt nicht aus. Hier in Kutschuk kann man für das Geld sowieso nichts kaufen. Wer weiß, wann die Bude wieder mal geöffnet wird? Und du wirst damit gut auskommen.«

Im Laufe der Woche bekam ich das Geld, und am nächsten Sonntagmorgen ging ich mit einem Sack unterm Arm auf den Markt. Es war mein erster Marktbesuch überhaupt. In der rechten Hand hielt ich fest die zusammengefalteten Geldscheine. Von weitem sah ich auf der rechten Seite Stapel mit Kartoffelsäcken. Zielstrebig steuerte ich auf sie zu, und stopp!! In mein Blickfeld geriet etwas in knalligem Blau. Was könnte das sein? Ich blieb stehen. Vor den Kartoffeln war ein langes Holzgestell aufgebaut, auf dem verschiedene Lebensmittel standen. Rechts die Verkäufer, links eine Menschenmenge, jeder suchte sich seine Lebensmittel aus. Links an der Straße entlang standen die ausgeladenen Fuhrwerke, die gespannten Pferde dösten vor sich hin, an die Wagen angebunden. Zwischen den Wagen und dem Gestell stand ein alter Mann, vor ihm auf der Erde waren auf ein paar ausgebreiteten Zeitungen verschiedene Sachen ausgelegt und dazwischen etwas in dieser wunderschönen Farbe blau, leicht lila getönt. Ich schau mir das mal an, dann hole ich mir die Kartoffeln. Zur gleichen Zeit mit mir kam eine Frau von rechts, sie begrüßte den Alten und fragte ihn, was er da verkaufe. »Hat euch dein Sohn das alles aus Deutschland geschickt?« wollte sie wissen. Sie beugte sich nieder, nahm mit den Fingerspitzen das blaue Etwas und hob es hoch. »So ein schönes Kleidchen, warum verkauftst du das?«

»Und wer soll das tragen? Es ist ja durchsichtig wie Mull, und außerdem, wem wird das schon passen?«

Solange sich die beiden unterhielten, stand ich etwas abseits und konnte die Augen nicht von diesem Kleid lassen. Aus Deutschland kommt also das Wunderkleid. Sein Sohn hat es geplündert. In Deutschland. Würde er es mir für mein Geld, eigentlich für einen Eimer Kartoffeln, hergeben? Ich glaube nicht. Und wenn doch, wie werde ich ohne diese Kartoffeln durchkommen? Ich trat näher, um es besser betrachten zu können. Feinstes, zartes Seidengewebe, bestickt mit gedrehter Zwirnseide in gleichem Farbton. Sehr schöner Schnitt und beste Arbeit. Ein Traumkleid aus Deutschland ..., aber geplündert. Was würde das Mädchen, dem es gehörte, von mir denken, wenn es wüßte, daß ich ihr Kleid kaufen möchte ... Ich, auch eine Deutsche, eine Nemka aus Rußland. Deutschland heißt auf russisch Germania, und mein Name ist German, denn im russischen Alphabet gibt es kein H. Die Frau legte das Kleid wieder hin, und mein Blick blieb an ihm kleben, als

wäre dieses Kleidchen ein Verbindungsglied zwischen meinem Ich und meiner Herkunft, zwischen allen meinen Nächsten und unseren Vorfahren.

Als die Frau ging, fragte ich zaghaft den alten Mann, was das Kleid kostet. »Skiko dassy?« fragte er auf ukrainisch (Wieviel gibst du?). Ich streckte die Hand aus und öffnete die Faust. Er nahm das Geld, ohne es zu zählen. Jetzt stand ich da mit dem leeren Sack unter dem Arm und wußte nicht, wohin mit dem Kleid. Dann legte ich es irgendwie zusammen und steckte es unter meine Jacke unter denselben Arm mit dem Sack.

Unterwegs grübelte ich über meine unvernünftige und unbedachte Handlung. Unsere Nähmaschine, eine Singer, stammte auch aus Deutschland, und?

Sascha war mit ihrem Mann zu Hause und merkte nicht, daß ich ohne Kartoffeln gekommen war. Das Kleid versteckte ich unter dem Kissen. Erst am nächsten Tag beichtete ich ihr meinen Kummer. Sie bestand darauf, ich soll das Kleid sofort anprobieren. Über mein kurzes weißgraues Unterhemd mit den schmalen Trägern zog ich das Kleid. »Das paßt dir ja wie angegossen, als wäre von dir Maß genommen.« Sie nahm den Spiegel von der Wand und stellte ihn auf den Stuhl. Etwas Schöneres hätte ich mir nicht vorstellen können. »Ein anderes Unterkleid, andere Strümpfe und Schuhe, und zum nächsten Maskenball wirst du wieder die Schönste sein.« – »Ach, Sascha, ich will gar nicht die Schönste sein, und ich bin überhaupt nicht schön.« – »Gut, jetzt mach dir keinen Kopf wegen der Kartoffeln, ich leihe dir einen Eimer Kartoffeln, bis zur neuen Ernte. Eiverstanden?« Einverstanden. Sascha war ein Schatz.

Am 20. Mai begannen die Prüfungen, die ich auch nicht schlecht bestand. Nach der letzten Prüfung, das war die Ökonomische Geographie, bat ich Tatjana, meine Abwesenheit am nächsten Tag bei der Abschlußversammlung zu entschuldigen, denn ich würde heute noch nach Kutschuk gehen.

»Wie schade, daß du so Mitte August nicht in Rodino bist.« Auf meine Frage, warum gerade Mitte August, antwortete sie, es sei noch nicht alles geklärt, aber sie würde sich auch freuen, mit mir ein paar Tage im Park herumschlendern zu können und zum Tanzen zu gehen.

»Tanja, Ende August helfe ich noch bei der Ernteeinbringung, es ist völlig unmöglich, nach Rodino zu kommen. Und tanzen können wir auch zur Schulzeit.« – »Schade«, wiederholte Tanja. Irgendwie klang es rätselhaft dieses »Schade«, aber ich hatte damals keine Zeit oder auch Lust, mir darüber Gedanken zu machen. Später dachte ich, vielleicht wird sie heiraten?

Und erst Ende August stellte sich heraus, was sie in der Tat vorgehabt hatte. Saschas Schwangerschaft hatte mich in letzter Zeit immer häufiger auf freudlose Gedanken kommen lassen. Mir war klar, daß Saschas Mutter in kurzer Zeit bei ihrer Tochter einziehen würde, um das Kind zu betreuen. Es würde also unmöglich für mich sein, weiterhin bei ihnen wohnen zu können. Mit gemischten Gefühlen erwartete ich von Sascha, zu diesem Punkt angesprochen zu werden.

Doch jetzt, wo ich für fast drei Monate nach Kutschuk ging, brachte ich von selbst das Gespräch darauf. Sie fand meine Vermutungen richtig, doch habe es damit noch Zeit. Das Kind kommt erst Anfang November zur Welt, und bis dahin bleibt ihre Mutter bei der älteren Tochter, also könnte ich bis dahin bleiben. Eine andere Wohnung wäre zu jeder Zeit problemlos zu finden. Beruhigt machte ich mich auf den Heimweg.

Meine Schwester Ella war auch in anderen Umständen, ihre ohnehin weibliche Figur hatte sich merklich gerundet. Irgendwie verstohlen, mit schamhaften und unsicheren Blicken sah sie mich an. »Ella«, lachte ich, »freust du dich nicht, ein Kind zu bekommen?« – »Doch, ich freue mich, ... nur ... ich dachte, du wirst dich nicht freuen.« – »Wer könnte sich denn nicht an einem kleinen Kind freuen? Sicher freue ich mich. Übrigens, meine Hauswirtin Alexandra bekommt auch ein Kind, vielleicht Anfang November.« Augenblicklich veränderte sich Ellas Gesichtsausdruck. »Und wo wirst du wohnen? Du kannst doch dann nicht bei ihnen bleiben.« – »Bis zur Geburt bleibe ich bei ihnen, dann ... Ich werde schon eine andere Wohnung finden.« Und nach einer Pause: »Ella, ich muß euch allen was beichten ... Ich habe keine Kartoffeln gekauft. Anstatt Kartoffeln habe ich das gekauft.« Rasch zog ich das Kleid aus meiner Tasche und breitete es auf Ellas Bett aus. Ein Erstaunenslaut ertönte. Keine Vorwürfe, kein Verweis. »Bestickter Chiffon«, bezeichnete Ella den Stoff. »Es ist sehr schön, das Kleid. Ein günstiger Kauf, du hast Glück gehabt. Jetzt muß du sowieso aufs Feld, und zum neuen Schulbeginn kriegst du schon ein passendes Unterhemd, vielleicht auch Schuhe.« – »Die Schule für die 10. Klasse beginnt diesmal am 1. September – ganz bestimmt.«

Unsere Lebensverhältnisse hatten sich etwas verbessert. Es gab Brot, wenn auch aus minderwertigem Korn und mit in den Teig eingemischten Kartoffel- und Rübenschaln, oder auch Gräsern. Die Butter wurde weniger umgetauscht und des öfteren für unser Essen verwendet, die Wäsche eben mit Haushaltsseife gewaschen. Irgendwer hatte die Kunst erlernt, Seife zu kochen, und das ganze Dorf wurde damit im Tausch versorgt. Unser Hüttchen-Häuschen ist in diesem Sommer »beschmiert« und weiß gepinselt worden. Leo hat von irgendwo ein Ferkel aufgetrieben, das mußte gefüttert und sollte im Winter geschlachtet werden. Es wurde geplant, geträumt, das Gespräch kreiste am meisten ums Essen ... Zum Schluß kam man immer wieder auf Mariental. Es wurde über allerlei Gerüchte gesprochen und das Leben nach unserer Heimkehr diskutiert. Dabei ging es nicht ohne Tränen ab.

Meine Arbeit auf dem Feld verlief ohne nennenswerte Ereignisse. Es blieb nur ein Gefühl der Einsamkeit. Ich vermißte meine beste Freundin Rosa und all die anderen Kameradinnen, das lustige Geplapper während der Ruhepausen unter einer Heu- oder Getreidehocke, die gefühlvollen ukrainischen oder auch russischen Lieder, die wir aus Leibeskräften über die weite Steppe klingen ließen. Es wird auch jetzt gesungen – eigentlich kann ich mir eine Feldarbeit in Sibirien nicht

ohne Gesang vorstellen. Aber damals waren wir noch halbe Kinder, unsere Stimmen klangen vielleicht nicht so vollkommen wie bei Erwachsenen, doch war das unser Gesang. 1947 aber waren kaum noch Minderjährige auf dem Feld, das Getreide wurde schon meistens mit Mähdreschern eingebracht, was mich auch auf freudlose Gedanken brachte, ich vermisse den Lerchengesang, den das Geräusch der Maschinen jetzt verschlang.

Glücklich war ich, daß wir nicht mehr draußen auf dem Feld übernachten mußten. Bei weit entfernten Feldern kam abends ein Fuhrwerk und holte uns ab, morgens brachte es uns wieder raus. Wenn das Feld in der Nähe vom Dorf war, gingen wir zu Fuß.

Eines Abends, als wir noch vor Anbruch der Dunkelheit auf dem Kolchoshof ankamen, kehrte ich, all meinen Mut zusammennehmend, zu der Mutter von Michail und Dascha Zapko ein. Sie war allein zu Hause, vor Überraschung wurde sie ganz verlegen, dann nahm sie meine Hand in ihre beiden und führte mich zum Tisch und bot mir einen Stuhl an. Ich blieb aber stehen und schaute nur auf das an der Wand über dem Tisch befestigte eingerahmte Foto, das Foto von mir mit den Zwillingen, wo ich vielleicht zehn, elf Jahre war.

»Bitte, geben Sie mir dieses Bild wieder zurück, uns ist kein einziges mehr geblieben, wozu brauchen Sie das?« Ich glaube, meine Stimme klang etwas weinerlich. »Lida, Detka (Kind), ich kann dir das Foto nicht zurückgeben, ich habe meinem Sohn versprochen, daß ich es niemandem geben werde, daß ich es wie meinen Augapfel hüten werde. Es tut mir leid, von mir bekommst du es nicht.« Sie stellte sich direkt an die Wand neben das Bild. »Wenn der Michail kommt, dann rede mit ihm.«

Ich sah sie nicht ohne Bewunderung an, sie war sehr klein, vielleicht noch kleiner als meine Mutter, aber von kräftiger Statur, große grünblaue, länglich geschnittene Augen, ein kleiner Mund und eine etwas große gebogene Nase. »Auf Wiedersehen«, sagte ich so höflich wie möglich und ging.

Den Weg nach Hause quälten mich Gewissensbisse: warum bin ich dahin gegangen, wie dumm ich nur bin, ich hab mir doch damals noch in der 5. Klasse vorgenommen, das Foto zu vergessen, als hätte es nie eines gegeben. Andererseits wollte ich auch nicht, daß mein Foto in diesem mir fremden Haus hängt. Und mit dem Michail werde ich nie reden und will ihn auch nicht sehen. Merkwürdig fand ich, daß seine Mutter, die Maria, es duldet und so verteidigt, oder seine Schwester Dascha und sein kleiner Bruder Alexander, der auch schon herangewachsen war. Und die waren gezwungen, tagtäglich das Foto anzusehen, die machten sich vielleicht lustig über mich.

Zu Hause erzählte ich das meiner Schwester, sie lachte nur. »Vielleicht haben dich alle lieb, seine ganze Familie. Du solltest stolz darauf sein. Wann endet denn dein Militärdienst?« – »Woher soll ich das wissen, das interessiert mich auch nicht.« Nach einem kurzen Nachdenken fügte ich hinzu: »Ich hielt immer Rosa und ihn für ein Paar ... Ach, lassen wir das.«



Der Sommer ging zu Ende. Eines frühen Morgens, Ende August, traf ich auf dem Kolchoshof Galina Schkurko, die jetzt als Sekretärin im Dorfsowjet tätig war. »Deine Freundin Tatjana Sorutschenko hat gestern im Selsowjet angerufen, sie wollte dich ans Telefon rufen lassen, ich erwiderte, es sei unmöglich, dann fragte sie, ob es möglich wäre, dich auf dem Feld aufzusuchen, wenn sie heute käme, was ich auch für unmöglich hielt. Dann bat sie inständig, dir auszurichten, daß du heute abend wenigstens nach Rodino kommen sollst, es sei sehr wichtig, sie erwartet dich am Parkeingang. Mit dem Brigadier hab ich schon gesprochen, um die Mittagszeit kannst du losgehen, und morgen hast du frei.« Ich wollte ihr was erwidern, und sie merkte auch meinen Widerwillen, nach Rodino zu gehen, und sagte, sich rechtfertigend: »Ich konnte ihr die Bitte einfach nicht abschlagen.« – »Und was ist mit der Kommandantur? Wie soll ich das dort erklären?« – »Melde dich einfach nicht, und wenn du erwischt wirst – wir werden dich schon rechtfertigen und beschützen.«

In Rodino kam ich schon in der Dämmerung an, zuerst kehrte ich bei meiner Hauswirtin ein, erklärte, worum es geht, und fragte, ob ich übernachten darf. Am Parktor erblickte ich Tatjana mit einer männlichen Person in Militäruniform. Hab ich mir doch gedacht – sie heiratet. Tatjana hatte mich auch bereits bemerkt und kam mir entgegen. Sie hakte mich unter, und ihr Begleiter war auch schon da. »Lida, ich möchte, daß du meinen Bruder kennenlernst.« – »Vitali«, stellte er sich vor, indem er leicht den Kopf neigte und irgendwie die Schuhe zusammenstieß. Verblüfft, fassungslos machte ich einen kleinen Schritt zurück, meinen Arm aus ihrem ziehend. »Lida, liebste, wir werden uns vielleicht lange Zeit nicht sehen, ich komme nicht mehr zur Schule und verlasse Rodino auf immer.« Sie umfaßte mich und küßte mich hastig auf beide Wangen. »Alles Gute, lebe wohl!«, und sie rannte davon.

»Tatjana!« Ich lief ihr nach, doch sie hob die Hand und schüttelte den Kopf, ohne sich umzudrehen. Vitali kam mir nach. »Was soll das alles bedeuten?« fragte ich, ohne meinen Ärger zu verbergen. »Das bedeutet, daß wir beide, Tatjana und ich, morgen in aller Frühe zur Eisenbahnstation fahren, sie hat noch nicht alles gepackt, deshalb die Eile.« – »Und wohin fahrt ihr dann?« – »Tatjana nach Nowosibirsk zu unserer Tante, sie wird dort eine Ausbildung machen. Ich – nach Tomsk, meine Ferien gehen zu Ende.«

Jetzt war ich neugierig, fragen wollte ich nicht, aber lehnte sein Angebot, einen Spaziergang durch die beleuchtete Hauptallee des Parks bis zu der Tanzdiele zu machen, nicht ab. »Sie haben doch keine Angst vor mir?« fragte er plötzlich. »Ich habe keine Angst.«

Es kam mir geheimnisvoll vor, durch die sogenannte Allee des menschenleeren Parks zu schlendern. Wir duzten uns auch schon bald. Als wir an der Tanzdiele waren, wußte ich schon, daß mein Begleiter, der Bruder meiner Freundin Tatjana, Kursant einer militärischen Lehranstalt, einer Offiziersschule in Tomsk war. Von der Tanzdiele stieg ein Paar die Treppe herunter, ein Liebespaar dem Anschein

nach. Sie begrüßten uns, und ich erkannte ihn, den jungen Mann, der mich ein paarmal bei unseren Schultanzabenden zum Tanzen aufgefordert hatte und dann ..., dann hatte ich ihn als Mitglied des Büros der Bezirks-Komsomolorganisation wiedergesehen. Jetzt sah er mich mit einem künftigen Offizier. Augenblicklich war das angenehme Gefühl, das mich der Umgang mit diesem Jungen empfinden ließ, verlorengegangen. Die Gedanken an meine Aufnahme in den Komsomol erinnerten mich wieder daran, wer oder was ich eigentlich war – eine Nemka, eine Nichtigkeit.

Unter der großen Laterne am Eingang blieb ich stehen. »Schade, daß heute kein Tanzabend ist, ich würde gerne mit dir tanzen«, sagte Vitali. »Vielleicht kann ich gar nicht tanzen.« Er lachte auf: »Ich weiß, wie du tanzen kannst.« Er trat dicht vor mich, mit ernstem Gesichtsausdruck fuhr er fort: »Eigentlich weiß ich alles über dich. Meine Schwester hat mir ein Jahr lang über dich geschrieben. Ein Foto hat sie auch geschickt.« Er nahm aus der Innentasche seiner Uniform das Bild von Tatjana und mir heraus. »Und ich habe mir dich in meinen Träumen genauso vorgestellt, wie du mir heute begegnet bist, wie du jetzt vor mir stehst.« – »So ein Kolchosmädchen sich vorzustellen – das wird keinem große Mühe kosten«, brachte ich etwas hastig hervor.

Ich wünschte mir, so schnell wie möglich nach Hause zu gehen, ihn loszuwerden, und auf keinen Fall eine Liebeserklärung anzuhören. Aber beleidigen wollte ich ihn nicht. Ausgeschlossen. Wofür? Ein beneidenswerter junger Mann, zudem der Bruder meiner Freundin, sein Benehmen war tadellos.

»Vitali, ich glaube, wir sollten gehen, du mußt früh aufstehen.« – »Ich? Am liebsten würde ich überhaupt nicht schlafen gehen und bis nach Mitternacht hier auf dieser Tanzfläche mit dir bleiben. Um 4 Uhr geht's dann los. Und du? Gehst du morgen wieder aufs Feld?« – »Ja«, log ich und machte einen Schritt in Richtung Ausgang. »Lida, eine Bitte ... nur um einen Walzer bitte ich.«

Fragend sah ich ihn an: »Ohne Musik?« – »Ja«, mit einer kleinen Verbeugung reichte er mir die Hand. »Wir können doch ein bißchen mitsingen.« Wir nahmen Stellung, und Vitali fing an, leise mit tiefer Stimme zu singen:

»Notsch korotka  
Spjat oblaka  
I leshit u menja na ladoni  
Nesnakomaja wascha ruka  
W etom sale bolschom  
My tanzuem w dwojom  
Tak skashite chot slowo,  
Sam ne snaju o tschom.«

Dieses Lied im Walzertakt hatte damals einen riesigen Erfolg, es wurde von den besten Sängern der russischen Estrade gesungen, alle kannten dieses Lied, ich

auch. Jetzt sang es Vitali, ich sang mit, und wir glitten berauscht über die alte Bretterdiele mit Staketenzaun im verwilderten Park. Außer Atem gekommen (vom Tanzen und Singen), blieben wir stehen. »War das nicht wunderschön?« – »Sehr schön, aber wir gehen jetzt.« – »Ja. Jetzt gehen wir.«

Als wir aus dem Park heraustraten, machte Vitali besonders sorgfältig das Tor zu und blieb am Torposten stehen. »Hier habe ich heute auf dich gewartet, und du bist gekommen.« Und mit einer leichten Verbeugung: »Ich danke dir dafür.« – »Wenn Tatjana nicht so hartnäckig die Sekretärin überzeugt hätte, daß es sehr, sehr wichtig sei, wäre ich kaum gekommen ... Als ich sie mit einem jungen Mann erblickte, dachte ich: sie wird heiraten. Eure auffallende Ähnlichkeit habe ich erst etwas später bemerkt.« Wir näherten uns meiner Schule.

»Kehren wir ganz kurz in den Schulhof ein?« Ich nickte. Er sprang die große, Anbautreppe hoch, betastete irgendwie rührend die Tür, schritt nachdenklich, die Hände reibend, ein paarmal hin und her, dann blieb er stehen. Ich stand unten. »Hier habe ich mich 1944 am 1. September von der Schule verabschiedet. Eine Kundgebung fand statt. Zwei meiner Freunde und ich meldeten uns als Freiwillige an die Front. Das wurde beinahe als Heldentat angesehen. Ich zählte noch keine achtzehn, auf die 10. Klasse verzichteten wir alle drei.«

Er sprang von der Treppe herunter. »Der Hof war überfüllt von Menschen«, fügte ich hinzu. »Auf dem Treppenpodest war so etwas wie eine Tribüne aufgebaut, viele sprachen euch Geleits- und Abschiedsworte.« – »Du warst bei diesem Meeting anwesend?« unterbrach mich Vitali.

»Ja. Ich stand ganz dort hinten und mußte schon den Hals strecken, um euch »Helden« zu sehen.« – »Wir waren keine Helden, an die Front kamen wir gar nicht, sondern wurden einfach anderswo eingeschult. Und du bist seit diesem Tag in dieser Schule?« – »Ich kam in die 8. Klasse. Der Schulbeginn war für den 1. September angesagt, doch am 3. September mußten wir wieder aufs Feld und blieben noch fast zwei Monate.« – »Kolchosmädchen«, sprach er langsam mit merklicher Zärtlichkeit aus. »Nach der Schule machst du bestimmt ein Studium.« – »Das weiß ich nicht. Vielleicht auch nicht. Ich möchte nicht vorausplanen.«

Er merkte, daß mir das Thema unangenehm war und begann über sein Schulleben zu erzählen. Wir standen schon im Hof meiner Wirtin vor der kleinen Dreistufentreppe. Irgendwer öffnete die Tür zum Anbau, schöpfte Wasser aus dem Eimer, eine kleine Weile war es still, dann ging die Tür wieder zu.

Natürlich war das Sascha, innerlich lächelte ich befriedigt. Vitali hatte mir bereits gesagt, daß er erst in 12 – 15 Monaten wiederkommt, nach dem Abschluß seiner Schule. Bis dahin wollten wir uns schreiben. »Ich werde dir viel schreiben. Du wirst mir doch antworten?«

Schweigend sah ich ihm in die Augen. »Hin und wieder, wenigstens. Oder ?« – »Vitali, weißt du eigentlich, daß ich eine Nemka bin?« – »Natürlich weiß ich das. Warum fragst du? Ist das für dich von besonderer Bedeutung?« – »Für mich? Für mich bedeutet das viel«, sagte ich ganz leise. »Lida, du bildest dir was ein. Für

mich hat das überhaupt nichts zu bedeuten. Du hast für mich eine Bedeutung, so wie du bist. Willst du mir nicht schreiben? Warte mal. Vielleicht hast du doch einen Freund und Tatjana weiß nichts davon?« – »Ich habe keinen Freund.« – »Dann ... An welche Adresse darf ich dir schreiben?« – »Ich habe noch nie Briefe geschrieben und auch keine bekommen«, sagte ich schon lachend. Schreibe einfach an meine Hauswirtin Alexandra Michailowna Mironenko.«

Ich reichte ihm die Hand. »Es ist wirklich Zeit.« Mit seiner linken Hand strich er über meine Wange. »Do swidanija, Lida. Wir sehen uns ganz bestimmt wieder.« – »Do swidanija, Vitali.« Er ging.

Meiner Schwester erzählte ich alles ausführlich. Seufzend sagte Ella: »Die Russen sagen – man muß einen Kopf auf den Schultern haben, was bedeutet, ein heller Kopf sein. Ich weiß, daß du vernünftig genug bist, trotzdem warne ich dich: Geh dem Jungen aus dem Weg, vermeide eine weitere Begegnung mit ihm. Niemals wird er dich heiraten dürfen.« – »Das weiß ich doch selbst, und heiraten würde ich ihn, glaube ich, ohnehin nicht, auch wenn ich keine Nemka wäre, obwohl er vielleicht der Beste ist.« Es blieben nur wenige Tage bis zum Schulbeginn, und ich entschied mich, nicht mehr aufs Feld zu gehen. Schließlich hatte ich noch viel zu tun, um mich für die Schule vorzubereiten. Das war auch mein letztes Arbeitsjahr auf den Kolchosfeldern – 1947.

## Wohnprobleme in Rodino

Das schöne blaue Kleid hing den Sommer über an der Wand auf einem selbstgemachten Kleiderbügel – ein knorriges Stäbchen, umwickelt mit verschiedenen Lumpenfetzen. Alle Verwandten, Bekannten bewerteten es schon entsprechend. Für das Unterkleid spendete Anagout (Tante Anna) ein Kopftuch in Weiß, mit kaum sichtbaren blauen Tüpfchen, Tante Eugenia ein Fenstervorhänglein. Ella gab noch was hinzu und schneiderte mir ein leicht tailliertes Unterhemd. Das wurde von meiner Mutter in Wasser mit Waschblausatz gefärbt und gebügelt. Jetzt probierte ich das Kleid mit dem Unterkleid an und wurde als echte Deutsche betrachtet. Strümpfe bekam ich wieder von meiner Tante Anna, Schuhe für die warme Jahreszeit, ganz leichte Schuhe mit Sohlen aus feinem Leder ohne Absatz (wie moderne Turnschuhe) machte ein Schuster. Leider habe ich das schöne Kleid, das mir so gut stand, ganz wenig getragen. Ich fand es viel zu schön, um es einfach zur Schule anzuziehen, auch nicht zu den Schulabenden, die ich nicht immer besuchte.

Meine 10. Klasse: Wir waren siebzehn Schüler, von denen ich jeden einzelnen in Erinnerung habe, fünf Mädchen und zwölf Jungs im Alter von siebzehn bis einundzwanzig. Aber mit wem von ihnen ich in der 9. Klasse zusammen war, das weiß ich nicht. Ich kann nicht sagen, warum.

Eine meiner Mitschülerinnen, Darja Litwinenko, genannt Dascha, kam aus dem Sowchos Stepnoi, wo die ehemalige Mittelschule seit Anfang des Krieges mit neun Klassen begrenzt war. Also hat Dascha dort die neunte gemacht. Genauso machte Olga Tscheban die neunte in ihrem großen Dorf Kotschki, das auch zu unserem Rodino-Bezirk gehörte. Olga war die Tochter des angesehenen und namhaften Mähdrescherfahrers, des Helden der Sozialistischen Arbeit, Fjodor Tscheban, der auch Deputierter des Obersten Sowjets der UdSSR war, der den Genossen Stalin mit Händedruck begrüßen durfte. Olga war eine der Besten in der Klasse, ein gutaussehendes junges Mädchen, das sich nur ihrer Kurzsichtigkeit wegen genierte und deshalb keine Brille trug.

Albina Sawenko, genannt Alja. Ich glaube, von allen vier Mädchen war sie mir am wohlgesinntesten. Nur mit ihr unterhielt ich mich zuweilen während der Pausen oder Veranstaltungen, gelegentlich tanzten wir miteinander. In allem zeigte sich Alja als humorvoller Mensch, obwohl sie sicher ein schweres Leid zu tragen hatte: ihr Gesicht war völlig pockennarbig. Ihr Vater war Vorsitzender des Bezirksverbraucherverbandes, was selbstverständlich ein sorgenfreies Leben garantierte. Alja hatte die Möglichkeit, sich am besten zu kleiden (man munkelte: alles aus Amerika), doch hochmutig war sie trotzdem nicht.

Aber ob Alja mit mir in der 9. Klasse war, weiß ich nicht. Katja Owtscharowa wohnte in Albinas Nachbarschaft, und ihr Vater war in demselben Verbraucherverband tätig, den Aljas Vater leitete. Katja war klein, mit hübschem Gesicht und

ein schweigsames zurückhaltendes Mädchen, doch wenn sie zu Wort kam, zeigte sie Charakter. Von uns fünf Mädchen hatte nur Katja braune Augen und braunes Haar, bei zarter bleicher Gesichtshaut. Katja konnte auch mit mir in der 9. Klasse gewesen sein, doch ich hab keine einzige Erinnerung.

Das Lehrpersonal hatte sich in der 10. Klasse etwas verändert. Unserer Schule waren drei junge Lehrerinnen – Absolventinnen der Pädagogischen Hochschule – zugeteilt worden. Unsere Literaturlehrerin Valentina Andrejewna wurde durch eine von ihnen ersetzt, eine sehr hübsche Frau, Jekaterina Wassiljewna. Für Physik wurde Jewgenija Stepanowna eingestellt – gutaussehend und klug war sie.

Die Schule begann diesmal am 1. September und wurde nicht einmal unterbrochen. Siebzehn Schüler aus dem ganzen ausgedehnten Raum des Bezirks Rodinski besuchten im Schuljahr 1947/48 die 10. Klasse – die Abiturklasse. Genau siebzehn Schulbänke waren in unserem Klassenzimmer in drei Reihen aufgestellt. Wir konnten alle einzeln sitzen, doch saßen einige zu zweit. Ich saß allein, vor mir Alja und Katja, hinter mir Dascha. Olga saß vorne. Das war die Mädchenreihe.

Mit Lehrbüchern wurden wir alle irgendwie versorgt. Hefte gab es auch zum Schreiben. Auf jeder Schulbank stand in einer Vertiefung ein Tintenfaß mit echter Tinte. Ja. Alles war anders geworden, besser. Die Gesichter meiner Mitschüler strahlten vor Freude.

Ich freute mich auch, und doch nagte irgendwas an mir, an meiner Seele: Ungewissheit, Unsicherheit, Existenzangst. Werde ich die Prüfungen bestehen, werde ich durchkommen? Und was dann? Würde es mir ermöglicht, ein Studium zu machen? In Rodino gab es ja nicht mal irgendeine Fachschule, geschweige denn Hochschule. Nach Barnaul oder Nowosibirsk durfte ich ja nicht ... Also, hatte es auch keinen Sinn, die Schule weiterzumachen, um so mehr, als ich bald die Wohnung wechseln mußte.

Meine düstere Stimmung verschlimmerte sich noch wegen Vitali. Schon in der zweiten Woche des neuen Schuljahrs bekam ich einen Brief von ihm, gut geschrieben, ohne Andeutung auf künftige Beziehungen oder auf besondere Gefühle. Ein guter Junge, dachte ich. In meiner Antwort berichtete ich ihm über meine Klasse, über unsere neuen Lehrerinnen und einige Mitschülerinnen und Mitschüler, über meinen ersten Aufsatz in Literatur. Manches beschrieb ich auch sehr humorig.

Kurz darauf kam wieder ein Brief von ihm, ich glaube nicht, daß er meinen schon bekommen hatte. Ein Brief in Versen geschrieben, sehr schön gereimt. Er denke gerne an den einzigen Abend unserer Bekanntschaft zurück, immer und über-all: bei den Lehren, bei den Manövern oder im Kinosaal, immer spüre er die Nähe eines Mädchens namens Lida und es gäbe keine bessere (oder schönere) als sie, die er so lieb gewonnen hatte. Die Verse auf drei Seiten und nur seine Unterschrift.

Noch einmal und noch einmal las ich die Zeilen. Eine Weile saß ich stumm da. Ich war allein zu Hause und ließ meinen Tränen freien Lauf ...

Was sollte ich ihm antworten? Oder besser gar nicht antworten? Oder so tun, als ob ich die Ernsthaftigkeit seiner Verse nicht begriffen hätte? Natürlich träumte ich wie alle meine Altersgenossinnen von Liebe, Zärtlichkeit, Umarmungen und Küssen ... War Vitali mein Traum? Ich wußte es nicht und wollte es auch nicht wissen, genauso wie ich nicht wissen wollte, ob es Pawel wäre. Ich durfte es einfach nicht, weil ich ihnen die Zukunft, das Leben zugrunde richten könnte. Darüber zu schreiben, hatte ich nicht den Mut, es wäre zu erniedrigend für mich gewesen ... Dann habe ich ungefähr so geantwortet: Ich grüße dich, Vitali. Danke für die schönen Verse. Nur hast du nicht die Richtige gewählt. Lida.

Am nächsten Sonnabend ging ich zum Schulabend mit Tanz. Welch eine Überraschung erwartete mich im Saal! Pawel war da. Er stand mit einem Jungen gleich an der Tür, und ich mußte an ihm vorbei. »Pawel«, rief ich erfreut, »hast du schon Ferien?« – »Ferien? Ich habe keine Ferien.« – »Du bist doch an das Literaturinstitut in Moskau gegangen?« – »Ja, aber ich habe mich fürs Fernstudium eintragen lassen. Jetzt arbeite ich und studiere fern.« – »Wo arbeitest du?« – »Im Bezirkskomsomolkomitee. Valentina Andrejewna hat mich angesprochen, ob ich nicht bei einer Theateraufführung mitmachen würde, ein Lustspiel in drei Aufzügen. Du bist doch auch dabei?« – »Nein, ich weiß nichts davon.« – »Unbegreiflich.« – »Macht doch nichts, ich möchte auch gar nicht mehr Theater spielen.« – »Warum?« – »Komm, wir tanzen.«

Das war das einzige Mal in meinem Leben, wo ich einen Jungen (oder einen Mann) zum Tanzen aufgefordert habe. Nie wieder. Warum hatte er mich nicht aufgefordert, so wie vorher immer? Und ich hatte das Gefühl, daß er überhaupt nicht mit mir tanzen wollte. Irgendwas hatte sich geändert, sein Verhalten zu mir hatte sich geändert. Kein Lächeln. Nie hatte ich seinen Blick gesucht, doch immer trafen sie sich – freundschaftlich und erfreut ... Diesmal nicht.

Er erzählte mir vom Examen am Gorki-Institut für Literatur und daß er sich interessehalber an einer Schauspielschule angemeldet hätte, und er hätte sogar die Möglichkeit gehabt, sofort aufgenommen zu werden – mit Stipendium. Auf meine Frage, warum er nicht geblieben sei, zuckte er nur mit den Achseln.

Nach dem zweiten Tanz ging Pawel. An diesem Abend fragte mich Alja Sawenko, ob ich wüßte, daß Pawel mit Ljudmila R. befreundet sei, sie habe im Sommer die beiden gemeinsam im Park wie auch auf der Tanzdielen ein paarmal getroffen. »Ich freue mich für die beiden«, sagte ich. »Ich dachte nur, du wärest ...« – »Ich nicht, Alja. Wir sind gute Freunde und werden es auch bleiben, hoffe ich.« – »Ich verstehe.« Alja schaute mir in die Augen und nickte ernst.

Zum Theaterspielen bekam ich ein Angebot, aber nicht von Valentina Andrejewna, die jetzt in den 5. – 7. Klassen unterrichtete, sondern von unserer Literaturlehrerin Jekaterina Wassiljewna. Sie bat mich, zur Lesung zu kommen, nicht alle Rollen seien schon besetzt. Ich bekam die Rolle einer 32jährigen Ehefrau eines älteren Professors. Geprobt wurde in großen Abständen, und es zog sich deshalb in die Länge. Ich glaube, erst im März brachten wir das Stück zur Aufführung.

Mein Wohnungsproblem nahm eine unangenehme Wendung. Sascha, meine Hauswirtin, sagte mir, daß ich mich bei ihrer Schwester einquartieren kann, dabei kostenlos. Motja (Matrjona), ihre Schwester, und ihr Mann hatten keine Kinder, und sie würden sich freuen, so ein junges Mädels zu beherbergen. Sie wohnten zwar etwas weit entfernt von der Schule, und zur Zeit, wo die Tage am kürzesten waren, könnten Schwierigkeiten mit den Hausaufgaben entstehen, doch sie hätten eine Kerosinlampe, und die beiden könnten ruhig mal ein bißchen weniger schlafen. Ich kannte Motja schon, ab und zu hatte sie ihre Schwester Sascha besucht, und ich wunderte mich, wie zwei Schwestern so verschieden sein können.

Am nächsten Samstag ging ich nach Hause, nach Kutschuk. Es hatte schon mal Anfang Oktober kräftig geschneit, doch beim ersten Tauwetter war der Schnee geschmolzen, jetzt, Ende Oktober, war alles trocken, aber etwas frostig.

Unser kleines Häuschen, weiß getüncht, wirkte festlich, aber auch einsam vor dem dunkelgrauen Hintergrund der herbstlichen Steppenöde. Die Fensterchen waren nur von unten ein bißchen vom Frost bemalt. Es war noch nicht dunkel, doch das Vorzimmer war hell beleuchtet, die Gardinchen zugezogen. Eine Petroleumlampe brennt, folgerte ich erfreut. Die Stalltür war noch nicht abgeriegelt, und ich trat ein, ein gewohnter Stallgeruch mit Wärme umgab mich. Die Kuh schnaufte hörbar beim Kauen, ich ging auf sie zu, sie stand noch, vielleicht ist sie noch nicht gemolken worden? Liebevoll tätschelte ich sie auf den Rücken, streichelte sie am Hals, über die Stirn. »Lena, meine gute Lena, hast du jetzt Futter genug?« Sie drehte mir den Kopf zu, und ein leichtes »Mmm« war zu hören.

Dann ging ich zur Haustür (wir kamen ja nur durch den Stall zur Haustür). Merkwürdige Laute ertönten hinter der Tür, ich blieb stehen und vernahm die Stimmen meiner Mama und Lisbeth, ein fröhliches Gelächter, begeisterte Ausrufe ... O Gott! Wie hatte ich vergessen können, daß meine Schwester hochschwanger war, vielleicht war das Baby schon da? Tatsächlich! Die beiden Frauen waren beim Baden der kleinen Eugenia (russische Kurzform Shenja). Ich trat an die Schüssel, und meine Mama sagte: »Deine Tante Lida ist gekommen, siehst du? Sie freut sich auch über so eine prachtvolle kleine Nichte.« Shenja lag in der Schüssel auf dem Unterarm ihrer Großmutter, runzelte die Stirn und strampelte vor Vergnügen mit Beinchen und Ärmchen, während Lisbeth sie mit warmem Wasser begoß. Ella saß daneben und lächelte stolz. Nach dem Baden und Windeln bekam ich das Kind auf den Arm. Sie war schon über zwei Wochen auf der Welt und war einfach süß.

Als Ella beim Stillen war, erklärte ich meine Wohnungssituation. Ella fand diese Variante als vollkommen annehmbar. Meine Mutter schaute mich nur beunruhigt an. Selbstverständlich war der Begriff »kostenlos« ein triftiges Argument für diese Entscheidung. »Du schaffst es schon.« Ella versuchte, mir Mut zuzusprechen, und Leo versprach, bis zu meinem nächsten Besuch eine Petroleumlampe für mich zu beschaffen.

Am nächsten Tag ging ich wieder meinen gewohnten Weg nach Rodino. Drei oder vier Wochen war ich nicht zu Hause gewesen – auch nicht unbedingt erfor-



derlich – ich war ja bis zum Frühling mit Kartoffeln, Mehl, Zwiebeln, etwas Möhren und Sauerkraut versorgt. Das hatte noch im September mit einer extra Fuhr der Fuhrmann des Genossen Kondryk gebracht. Alles war bei Sascha in der Abstellstube eingelagert.

Jetzt mußte es in die neue Wohnung, aber das machte ich nach und nach mit dem kleinen Schlitten. In Sibirien gab es damals in jeder Familie, in jedem Haushalt aber einen Schlitten, der nicht nur als Rodeschlitten benutzt wurde, sondern als Transportmittel. Sie waren zweimal so groß wie ein normaler Rodeschlitten, mit starken Kufen. In einer Woche lag der frisch gefallene Schnee schon etwa zwanzig Zentimeter hoch.

Als ich am Sonnabend aus der Schule kam, stand so ein Schlitten vor unserer Haustreppe. Drinnen begrüßte mich mit strahlendem Lächeln Motja, die Schwester von Sascha. Ihre Mutter war schon eingezogen und war nun mit dem Kochen am Herd beschäftigt. Ich wurde von ihnen zum Mittagessen eingeladen. Dann verladen wir meine Habseligkeiten auf den Schlitten, vor allem die Schulsachen, dann ein Teil der Kartoffeln, im Sack in die Bettsachen eingewickelt, denn der Frost hatte zugenommen. Zuletzt wurde mit einem Strick alles verschnürt, und Motja und ich zogen den Schlitten Richtung neue Wohnung. Unterwegs kehrten wir bei der Kommandantur ein und meldeten mich ab und an.

Im Zimmer war nur ein einziges Bett, dort schliefen Motja und ihr Mann Fjodor. An der Wand gegenüber – eine breite Bank, anschließend hinten ein Geschirrschrank, gegenüber ein riesengroßer russischer Ofen. Ein Tisch stand vorne zwischen dem Bett und der Bank. An den Ofen war ein Herd angebaut, der nur zum Kochen benutzt wurde. Zwischen dem Herd und dem Bett stand ein kleiner Hocker, über den man erst auf den Herd, dann auf den Ofen klettern konnte. Auf meine Frage, wo ich denn schlafen würde, antwortete Motja: »Wenn du willst, kannst du auf der Bank schlafen.« – »Und wo hat Ihre Mutter geschlafen?« – »Auf dem Ofen, dort ist es viel wärmer als an der Wand auf der Bank. Und auf dem Ofen braucht man keine Matratze, dort ist ein Filz ausgebreitet, da kann man gut schlafen.«

Also auf dem Ofen schlafen. Ich hatte keine Matratze – bei Sascha schlief ich auf ihrer Matratze, doch ich hatte einen Strohsack, den ich bei Bedarf mit Stroh füllen könnte, aber ich benutzte ihn als Laken. Dann stieg ich über den Hocker auf den Herd, der noch ganz warm war und bedeckte den Filz, warf von unten mein Kissen und die Schlafdecke auf den Ofen, der auch noch warm war. Meine Bücher stapelte ich vorne auf der Bank, meine wenigen Kleidungsstücke blieben im Beutel, den ich an einen Haken an der Wand hängte, darüber noch meine Jacke und die Kopftücher in die Ärmel gestopft. Fertig. Motja fragte, ob ich noch schreiben oder lesen mußte. Nein, morgen ist Sonntag, da mache ich meine Hausaufgaben bei Tageslicht. Die Lampe wurde ausgepustet und die Funzel angezündet. Geröstete Sonnenblumenkerne in einem Schüsselchen erschienen plötzlich auf dem Tisch, da saßen wir, knackten die Kerne und unterhielten uns über dies

und das. Die ersten zwei, drei Wochen vergingen erträglich. Nach dem Unterricht lief ich eilig nach Hause, warf ein paar Miststücke in die Glut vom Herd und kochte mein Mittagessen. Wenn es nach dem Essen nicht ganz dunkel war, setzte ich mich auf die Bank vor das Fenster und machte die Hausaufgaben, solange es ging. Ab und zu wurde die Lampe angezündet, wenn nicht, zündete ich meine Funzel an und setzte mich an den Tisch. Um sieben, halb acht gingen die beiden schon zu Bett. In der Schule gab es auch Zusatzstunden (ich glaube, zweimal pro Woche), auf die mußte ich verzichten, denn das Feuer im Herd wäre ausgegangen und ich hätte nicht mehr kochen können. Neues anzünden, durfte ich auch nicht.

Eines Tages sagte Valentina Andrejewna, daß heute um 17 Uhr eine Probe abgehalten wird, wo ich dabei sein muß. Ich erklärte ihr, daß ich eine Stunde benötige, um nach Hause zu kommen, dann das Mittagessen und wieder zurück. Das schaffte ich nicht. Und nach den Proben würde es auch zu spät sein, um allein in der Nacht nach Hause zu gehen. Vielleicht könnte irgend jemand anderer diese Rolle spielen. »Kommt nicht in Frage«, sprach erbot die Lehrerin. »Gut, dann repetieren wir gleich nach der 6. Stunde.« Die Proben dehnten sich bis nach fünf Uhr aus.

Der Herd war schon kalt und meine Wirtsleute waren schon beim Schlafengehen, auf dem Tisch brannte nur die Funzel. »Der Tee in der Kanne ist noch warm, habe ich heute frisch aufgebrüht«, meldete Motja. In meinem Beutel fand ich ein Stück trockenes Fladenbrot, bestrich es mit Butterschmalz, das ich vorrätig hatte, goß mir einen Becher Kräutertee ein und ging dann auch schlafen.

Mit einem unangenehmen Gefühl im Bauch überlegte ich mir meine jetzigen Lebensverhältnisse. Unter den Bedingungen würde ich die Prüfungen nicht bestehen. Meine Vorbereitungen für den Unterricht machte ich in aller Eile, oberflächlich, nur um zu zeigen, daß ich irgendwas getan hatte. Und das im Abschlußjahr, wo wir stets daran erinnert wurden, daß wir so viele Zeit versäumt haben, daher verpflichtet sind, unsere Kenntnisse in allen Fächern zu verbessern, zu vervollständigen. Ich nahm das ernst, nur wußte ich nicht, was ich tun könnte. Sollte ich vielleicht nach Hause gehen und Ella um Hilfe bitten? Sie hatte sich so verändert, es schien, als hätte sie kein Verhältnis mehr zu meinem Schulleben, vielleicht auch zu mir? Bei meinem letzten Besuch hatten wir nur kurz über meine Wohnan gelegenheit gesprochen, und Ella hatte sich darüber gefreut. Ich wollte ihr noch sagen, daß das Butterschmalz, das für Sascha als Miete vorgesehen war, eingespart geblieben ist. Dazu kam es nicht, und ich wurde auch nicht mal gefragt, ob ich noch Butter für mich habe.

Als ich zu Beginn des Schuljahrs die Butter mitbrachte, hatte mich Sascha gefragt, ob ich nicht für sie einen Schal stricken könnte, dafür dürfte ich die zwei Monate kostenlos wohnen und die Butter für mich behalten.

Im vergangenen Jahr, als ich noch in der neunten war, bat mich Ella, für eine Kundin ein schönes großes Umschlagtuch zu stricken. Meine Mutter hatte mir das

Stricken noch in Mariental beigebracht, doch keine Schals, sondern Socken. Diese große Umschlagtücher aus fein gesponnener Angora mit breitem Rand in Ajourarbeit und mit langen Fransen ringsum waren damals in Sibirien große Mode. Nur wenige besaßen diese schönen Tücher. Es gab auch keine Angoraschafe oder Ziegen dort, und ich hatte keine Ahnung, wie man so ein Tuch strickt. Ella ging mit mir damals zu einer Frau, die mir das Ajour-Stricken problemlos beibrachte. Sie gab mir auch einen Merktzettel mit, damit ich nicht vergesse, wieviel Maschen man anschlagen, wie breit der Ajour-Rand gestrickt werden muß und so weiter. Nach Rodino nahm ich einen großen Beutel mit Garnknäuel und zwei langen Stricknadeln mit. Ich glaube, einen Monat habe ich an dem Tuch gestrickt, und erst als die dreißig Zentimeter langen Fransen ringsum angeknüpft waren, schlug Sascha das Tuch, als Dreieck zusammengelegt, um den Kopf und die Schultern. Sie konnte sich am Spiegel nicht satt sehen.

Sascha sagte, daß sie ein ähnliches Tuch bei einer Lehrerin ihrer Grundschule gesehen hatte und sich nicht vorstellen konnte, daß ihre Mieterin, bloß eine Schülerin, so was herstellen kann. Sie fragte mich, ob ich weiß, wo man solches Strickgarn bekommen kann. Das wußte ich nicht.

Dann, als ich zum Schulbeginn wiederkam, hatte Sascha schon die Angorawolle in der nötigen Menge. Im Laufe der zwei Monate, die ich bei ihr noch wohnen durfte, strickte ich ihr genauso ein großes Umschlagtuch. Ella wußte nichts davon. Ella schien glücklich zu sein mit der neugeborenen Shenja, mit ihrem Leo, der sich auch als guter Vater für die Zwillinge zeigte.

Als ich eines Tages im Gespräch mit meiner Hauswirtin eine Andeutung machte, daß ich zu wenig Zeit für die Hausaufgaben habe, lächelte sie mich freundlich an und legte ihren Arm um meine Schultern: »Tut doch nichts. In ein paar Wochen werden die Tage wieder länger, dann holst du alles nach.«

In ein paar Wochen? Erst im Februar wurden die Tage merkbar länger, jetzt aber schrieben wir Dezember, und die Tage wurden noch ein paarmal kürzer. Trotz allem konnte ich mich nicht entscheiden, entsprechende Schritte zu tun. Eine Begebenheit gab mir den Anstoß.

Unsere Russischlehrerin Jekaterina Wassiljewna hatte uns einen Aufsatz aufgegeben, der mußte in zwei, drei Tagen geschrieben sein. Wenn ich mich recht erinnere, war es über »Meine Kindheit« und »Meine Universitäten« von Maxim Gorki. Die Frist war zu kurz, um sich gründlich damit zu befassen.

Nach der Schule kehrte ich bei Sascha ein, sie besaß diese Bücher. Ihre neugeborene Tochter Valentina (kurz Valja) lag nackt auf dem Bett im gut geheizten Raum und strampelte kräftig mit Beinchen und Ärmchen. Die Oma saß daneben und lächelte ihr zu. Sascha brachte mir sofort die Bücher aus dem Vorzimmer und fragte, wie es mir geht. Stotternd erwiderte ich etwas. »Hast du schon versucht, dir eine günstigere Wohnung zu suchen? Frag doch mal in der Nähe der Schule nach.« Ich versprach es ihr und ging. Nach dem Essen durfte ich noch beim Lampenlicht in meinem Lehrbuch »Sowjetische Literatur für die 10. Klasse«, zu der

auch M. Gorki zählte, lesen, dann war es schon acht Uhr und Schlafen angesagt. Heimlich brachte ich meine eigene Funzel auf den Ofen, auch eine Schachtel Streichhölzer, das Buch sowieso. Ergeben ging ich um acht Uhr schlafen. Nach einer Weile tat ich, als ob ich schlafe. Als dann das Ehepaar nach ihrem Liebesgeplänkel anfang zu schnarchen, zog ich den Ofenvorhang leise zu und zündete die Funzel an. Auf dem Bauch liegend, las ich. Es ging doch, und ich freute mich über diese Möglichkeit.

Am Morgen weckte mich Motja: »Gut hast du heute geschlafen, aber jetzt beeile dich, sonst verspätest du dich.« Zur Schule nahm ich das zweite Buch mit und schaffte es auch, es nebenbei durchzusehen – während der Pausen, während der Militärstunde und der Deutschstunde. Auch mehrere meiner Mitschüler saßen vertieft über ihre Bücher.

Am Abend brachte ich es geschickt fertig, die Funzel mit Petroleum aufzufüllen und sie unbemerkt auf den Ofen zu bringen. Noch beim Lampenlicht nahm ich zwei Doppelbögen aus dem Schulheft und schrieb die Überschrift des Aufsatzes nieder. Schon im Dunkeln stieg ich auf den Ofen, mit dem Schreibpapier, Tintenfaß und Federhalter. Zunächst bog ich eine Ecke meiner Filzmatte um, damit öffnete sich ein kleiner Teil der glatten Oberfläche des Ofens. Das war mein Schreibtisch. Ich schrieb bald im Liegen, bald im Sitzen, denn die Decke war zu niedrig über dem Ofen. Plötzlich ertönte ein Husten. Sofort löschte ich mit den Fingern das Licht aus. Fjodor brummte irgendwas, Motja antwortete genauso brummend. Dann stand einer von ihnen auf und ging ins Vorzimmer auf den Eimer (die Toilette), der zweite ging danach. Noch ein leises Brummen, und es wurde still. Beinahe wäre auch ich eingeschlafen, mit Mühe richtete ich mich auf und zündete die Funzel wieder an. Ich mußte weiterschreiben. Und schrieb.

Zur Schule kam ich mit einer halben Stunde Verspätung. Als ich meinen Aufsatz der Lehrerin reichte, überblickte sie ihn kurz und sah mich irgendwie mißtrauisch an. Nach der Stunde trat sie an meine Bank. »Was ist los mit dir? Was ist das für eine Handschrift? Und warum bist du zu spät gekommen?« Kurz erklärte ich ihr die Situation, ohne Absicht, meine Vermieter anzuschwärzen. »Du mußt dir eine andere Wohnung suchen.« – »Das werde ich auch, heute noch.« Nach der letzten Stunde ging ich mit Alja Sawenko aus der Schule. Wir kamen zu der Grundschule. Hier blieben wir stehen, denn Alja mußte nach rechts abbiegen.

Links von der Grundschule, kaum hundert Meter entfernt, war das erste Wohnhaus in der Nähe von der Schule zu sehen, es war ein größeres Wohnhaus mit Zelt Dach. Hier sollte ich nachfragen, wo man eine Wohncke mieten könnte. Alja fragte, ob sie mitkommen soll. Nein, ich gehe allein. Als ich mich dem Haus näherte, öffnete sich die Tür des kleinen Vorbaus und eine junge Frau kam heraus. Der Hof war mit einem Staketenzaun umgeben. Die junge Frau wollte wahrscheinlich in den Stall gehen, sah mich aber und blieb an der Treppe stehen. Nach der Begrüßung fragte ich sie, ob sie mir vielleicht sagen könnte, wer mir hier in

der Nähe eine Wohncke vermieten könnte. Kurz dachte sie nach, dann wollte sie wissen, wer ich bin und warum ich eine Wohnung suche. Ausführlich erklärte ich ihr alles. dabei schaute ich ihr ununterbrochen ins Gesicht, ich konnte einfach nicht die Augen von ihrem Gesicht lassen. So jung war sie, vielleicht in meinem Alter oder jünger – ein Schulmädchen eben, nur ihre blasse Gesichtsfarbe und der etwas traurige Ausdruck ihrer blauen Augen ließen darauf schließen, daß dieses Mädchen offenbar schon traurige Erfahrungen gemacht hatte. Vielleicht war sie auch eine Nemka?

»Eigentlich könntest du bei mir einziehen. Würdest du mir ein bißchen im Haushalt helfen?« – »Ja«, antwortete ich fest, ohne nachzudenken. »Warte mal, ich gehe nur kurz in den Stall.« Geschwind verschwand sie im Stall, kam aber schnell wieder. »Komm rein, wir besprechen gleich alles.« Durch den kleinen Vorbau mit einem Fensterchen, durch die Vorstube, die wie bei allen als Abstellraum benutzt wurde, wo auch ein schmales Eisenbett zusammengeklappt an der Wand stand, kamen wir ins Wohnzimmer. In der Mitte des Zimmers – ein Kinderbett mit Kind. Alles klar. Das Schulmädchen war verheiratet (das verriet mir ein Paar Männerstiefel neben dem Bettchen) und hat ein Kind. »Mein Mann kommt jetzt gleich, es hat sich gut getroffen, er ist heute zu Hause, sonst meistens unterwegs – geschäftlich. Er arbeitet als Versicherungsagent. Ich bin ständig allein zu Hause mit der Tochter, mit dir wäre es mir nicht so langweilig.« – »Und die Miete?« fragte ich ungeduldig. »Keine Miete. Du könntest manchmal auf die Kleine aufpassen, wenn ich in den Stall muß, oder Wasser aus dem Brunnen holen – könntest du das?« – »Selbstverständlich, überhaupt kein Problem, aber nur nach der Schule, Wasser kann ich auch vor der Schule holen.« Die Kleine erwachte und schaute mich groß an.

Die Mutter nahm sie auf den Schoß, und ich wollte wissen, wie das Kind heißt. »Natascha«, war die Antwort. Ich mußte mich auch vorstellen. Die junge Frau hieß Ljuba (Ljubow), sie war zwanzig Jahre alt, bald wurde sie einundzwanzig. Ich wurde bald neunzehn. Sie war schon seit drei Jahren verheiratet, und Natascha war bald zwei Jahre. Ich lockte die Kleine mit den Händen, und sie streckte mir ihre Ärmchen entgegen, so landete sie auf meinem Schoß. Der Mann kam, und Ljuba lebte plötzlich auf, munter berichtete sie ihrem Mann von meiner Lage und daß sie sich sehr freuen würde, wenn ich bei ihnen wohnen dürfte – bis zum Schulende, es blieben ja nur noch 6 Monate. Pjotr, so hieß er, war damit einverstanden. Ljuba bestand darauf, daß ich noch heute einziehe, und sie wollte mir dabei helfen. Pjotr blieb bei der Kleinen.

Bei der Kommandantur erklärte ich schriftlich, warum ich wieder umzog. So bekam Ljuba zu wissen, daß ich bei der Kommandantur meldepflichtig war. Damals wußte ich nicht, daß alle meine Hauswirte bei der Kommandantur als verantwortlich für mich eingetragen waren. Ich glaube, auch der Schuldirektor und die Klassenleiter waren meine Aufpasser. Gott sei Dank wußte ich nichts davon. Wie dem auch war, ich fühlte mich wohl bei Ljuba und mit Ljuba.

Bis zu den Winterferien blieb nur noch eine Woche. Ich genoß meine neuen Wohn- und Lebensverhältnisse in unmittelbarer Nähe von der Schule, die Möglichkeit, bei elektrischem Licht lesen oder schreiben zu dürfen. Zu jeder Zeit durfte ich den Herd anzünden, wenn das Feuer schon erloschen war. Und Ljuba selbst füllte die Lücke in meiner Einsamkeit aus, sie ersetzte die mir fehlende Schulkameradin. Ihre Freundlichkeit, ihre Gutherzigkeit wirkten wohltuend, und manchmal ließ ich meine Hausarbeiten links liegen, um mit Ljuba vertraulich zu schwatzen.

Ljuba war in einem kleinen, weit von Rodino entfernten Dorf, das auch zu einem anderem Bezirk gehörte, aufgewachsen. Ihr Vater war im Krieg gefallen, die Mutter mußte sich im Kolchos durchschlagen. Ljuba absolvierte die 7-Klassen-Schule mit Unterbrechungen. Dann wurde sie als Kontrolleurin angestellt, wo sie Anwesenheitslisten zu führen hatte. Bei irgendeiner Gelegenheit sah Pjotr das Mädchen – das war kurz nach seiner Rückkehr aus dem Krieg. Zunächst folgte eine Liebeserklärung, dann der Heiratsantrag. Über ihre Liebe zu Pjotr, dem Aller-Allerbesten, dem Allerschönsten, konnte Ljuba nicht ohne Tränen reden. Nach der Heirat kamen sie nach Rodino, wo er als Kriegsteilnehmer bei dem Exekutivkomitee des Rayonsowjets als Versicherungsagent angestellt wurde und dazu diese schöne Wohnung zugewiesen bekam. Ljuba war überglücklich. Das erste Jahr verging wie im Traum, er kam jeden Abend nach Hause, egal in welchem Ort er den Tag verbracht hatte, gelegentlich kam er per Anhalter, meistens aber auf Schusters Rappen. »Jetzt kommt er nur am Wochenende (am Samstagabend)«, sagte Ljuba nun so traurig, daß selbst mir beinahe die Tränen in die Augen traten. Das erzählte mir Ljuba aber erst nach einigen Wochen. Bis dahin wollte sie immer wissen, warum ich keinen Freund habe. »So ein Mädels wie du ... du bist neunzehn, in deinem Alter war ich schon verheiratet und hatte ein Kind. Habt ihr keine Jungs in der Schule, in der Klasse?« – »Doch wir haben zwölf Jungs in der Klasse und fünf Mädchen, und keine von uns hat einen Freund.« Ljuba schüttelte nur den Kopf, sie konnte das nicht begreifen.

Als im Januar, nach meinen Winterferien, bei 40 Grad Kälte, ihre Kuh gekalbt hatte, wurde das Kalb in die Stube gebracht und neben der Tür vor dem Ofen auf Stroh gebettet. Schon am nächsten Tag stand das Kälbchen, obwohl noch wackelig, auf den Beinen. Ich streichelte und tätschelte es, führte die kleine Natascha heran und ließ sie auch das Tierchen streicheln. Die Kleine freute sich und lachte hell dabei. Ljuba lächelte nur skeptisch, ich sei auch naiv wie ein Kind. Eine Woche lang, glaube ich, blieb das Kalb in der Wohnung. Einmal streichelte ich es kurz über den Rücken, umarmte es und küßte es auf die Stirn, dann ging ich zum Tisch, um meine Hausaufgaben zu machen. »Schämst du dich nicht?« – »Wofür?« fragte ich erschrocken. »Ein Kalb zu küssen. Einen Mann solltest du umarmen, an dich drücken und küssen und nicht das Kalb.« – »Ljuba ...« Ich war ganz verlegen, aber Ljuba meinte es ernst. »Das ist doch nicht normal, daß du kein Interesse für Jungs hast, ich bin mir sicher, daß viele in deiner Schule in dich verliebt sind.«

Was sollte ich ihr antworten? Daß ich doch eine Nemka bin und den Jungen nicht lieben darf, der mir gefällt? Sie weiß doch, wer ich bin, warum versteht sie nicht? Aber darüber mochte ich nicht reden, als wollte ich mich beklagen über meine Lage als Deutsche in Rußland, wo alle nur glücklich sein können. Ich wandte mich zur Wand um. Über meinem sechzig Zentimeter breiten Bett war statt eines Teppichs ein Plakat befestigt. Darauf war vor dem Hintergrund einer gewaltigen Baustelle mit Kränen usw. ein junger Mann mit Brille und einer Schirmmütze, den Blick nachdenklich in die Ferne gerichtet, abgebildet. »Schau mal, Ljuba, das ist mein Verlobter, den würde ich heiraten.« Ich strich mit der Hand über das Bild. »Einst wird er kommen, und ich gehe mit.«

Natürlich war das ein Scherz, aber es war auch ein Versprechen. Zum ersten Mal sah ich mir den Jungen aufmerksam an. Suchte ich oder fand ich eine Ähnlichkeit mit Pawel? Ach, solche Gedanken waren bloß dumm, unnütz, sich darüber den Kopf zu zerbrechen, und morgen bekäme ich bestimmt eine Fünf in Mathe. Dummheit und Stolz wachsen auf einem Holz.

## »Normale Lebensmittel«

Auf den Silvestermaskenball verzichtete ich wieder. Eigentlich gab es nur einen Maskenball in meinem Leben, das war der Silvesterabend 1945, an dem ich als Schachfigur erschienen war.

Jetzt aber ging ich in bester Stimmung nach Hause. Über meine neue Wohnung wird sich meine Familie bestimmt freuen, und ich werde im Klub bei einer großen Aufführung wieder mitmachen. Mama und Lisbeth freuten sich, doch Ella schien gar nicht zugehört zu haben. Dafür gab es zum Abendessen Schweinebraten nach Marientaler Art, als Überraschung zu meiner Ankunft. Vor zwei Wochen war das Schwein geschlachtet worden, jetzt hatten wir Fleisch, Speck und Schmalz, und ich konnte etwas mitnehmen. Das war eine Freude! Seit 1941 hatten wir kein Fleisch mehr gehabt, außer der kurzen Zeit, als Marias Kuh geschlachtet werden mußte, nun kamen wir ins Jahr 1948. Wieder Erinnerungen, wieder Gedenken an alle, die umgekommen waren ... Am nächsten Abend war ich schon bei den Proben, mit dabei waren Vera Schewtschenko und Manja Zapko.

Vera arbeitete zu der Zeit als Leiterin der Lesestube der Bibliothek in Kutschuk. Ich freundete mich mit ihr immer mehr an, besonders nachdem 1949 Rosa im Fernen Osten geheiratet hatte. Unsere Aufführung hatte wieder großen Erfolg, und ich wurde nach den Ferien mit einem Fuhrwerk nach Rodino gebracht.

Mein Schulleben verlief im normalen Rhythmus, es gab keine besonderen Vorkommnisse. Ich gehörte nicht zu den besten Schülern, darum bemühte ich mich auch nicht, war aber keinesfalls eine schwache Schülerin. Es kam vor, daß unser Mathematiklehrer bei Kontrollarbeiten uns alle auseinandersetzte und die Kontrollvarianten einzeln verteilte. Wenn ich z. B. Variante eins bekam, so wurde dem vor mir Sitzenden die zweite gegeben, und dem hinter mir Sitzenden auch die zweite oder auch eine dritte. Vor und hinter mir nahmen gewöhnlich zwei Jungs Platz, die schwächer in Mathematik waren. Ich schaffte es, zuerst die zweite Variante zu lösen und sie dem einen nach vorne, dem anderen nach hinten zu reichen. Danach ging ich an meine, aber oft blieb mir zu wenig Zeit, und ich bekam eine Drei. Mir machte das nichts aus. Alle wußten das. Ein Junge sagte mal: »Du brauchst doch sowieso keine guten Zensuren. Wozu?« Tatsächlich, wozu? Mir machte das Spaß, komplizierte Aufgaben zu lösen, nicht alle fanden sich in den Logarithmentafeln zurecht. Ich half gerne.

In Deutsch war ich selbstverständlich die Beste und zeigte mich auch immer mehr interessiert für dieses Fach. Ich wollte die deutsche Grammatik möglichst gut erlernen. Solange ich bei Motja wohnte, wollte ich auf die Schauspielerei verzichten, als ich dann aber bei Ljuba untergekommen war, konnte davon nicht mehr die Rede sein. Die Vorbereitung einer Aufführung ist mir fest in Erinnerung geblieben.



Während eines Schulabends sah ich unerwartet Pawel, der auf unseren Mädchenkreis zukam. »Darf ich bitten?« hörte ich, als die Musik erklang. Nach dem Tanz nahm er aus der Innentasche seiner Jacke ein kleines Buch und sagte, er möchte mit mir darüber sprechen. Wir nahmen auf einer freien Bank an der Wand Platz. »Ich habe den Auftrag bekommen, mit dir ein Theaterstück vorzubereiten, einen Einakter.« Er reichte mir das Büchlein. »Von wem kommt der Auftrag? Von Valentina Andrejewna?« – »Nein, sie hat damit nichts zu tun.« Ich sah mir das Buch an. »Nachodka« war der Titel, was bedeutet »Ein Fund« oder »Gefunden«. »Und nur zwei Personen?« wunderte ich mich. »Und wer führt die Regie?« – »Niemand«, war die Antwort. Und er fügte hinzu, daß Valentina Andrejewna das Stück gelesen hat und meint, wir kämen schon ohne Regie zurecht. Komisch kam mir das alles vor, und zum ersten Mal schaute ich Pawel mißtrauisch an. Wie konnte er sich auf so etwas einlassen? In Kutschuk – mag sein, dort wäre auch mir die Regie anvertraut worden, aber nicht hier, wo Valentina Andrejewna alles überprüfte und unser Spiel korrigierte, Hinweise zu der Rolle gab usw. Mir erteilte sie selten Hinweise oder Empfehlungen – das erklärte ich mir damals mit ihrem Haß mir gegenüber, sie ignorierte mich einfach, und doch sollte ich mitspielen. Eine Bemerkung ist mir aber im Gedächtnis geblieben. Als ich bei der Generalprobe in der Rolle der Professorenfrau auf die Bühne trat, sagte Valentina Andrejewna: »Mit 32 ist eine Frau nicht mehr so schlank, wie du da bist, zieh noch was darunter.« Das habe ich mir damals eingepägt.

Jetzt saß ich neben Pawel auf der Bank im Saal und überlegte mir die Situation, wobei ich in dem Buch herumblätterte. Ein Lustspiel war das oder eine lyrische Komödie, den Namen des Autors aber weiß ich nicht mehr. »Ich habe es ein paar mal durchgelesen und glaube, die Aufführung wird eine Stunde in Anspruch nehmen. Nimm es mit, ich hab mir meine Rolle beschrieben. Wenn du einverstanden bist, treffen wir uns vielleicht am Dienstag um halb sechs.« Meine Rolle habe ich dann auch beschrieben und das Buch am Dienstag an Pawel zurückgegeben. Seine Frage, ob es mir gefällt, beantwortete ich mit Ja. Es war tatsächlich gut geschrieben, mit viel Humor und Scharfsinn. Inhaltlich vielleicht etwas banal.

Ein junger Mann, ein Kriegsteilnehmer (ich glaube, ein Offizier) ist auf der Suche nach der Tochter seines im Krieg gefallenen Frontkameraden. Dieser hatte ihn vor seinem Tod angefleht, sich um sein Töchterchen zu kümmern. Der junge Mann muß aber weiter mit seinem Bataillon nach Westen. Das war kurz vor dem Kriegsende. Er hatte die Adresse seines Freundes und wußte, daß dessen Frau während der Okkupation in der Ukraine erschossen worden und sein Töchterchen Valjuscha (Valentina) allein geblieben war. Wie alt das Kind sein könnte, wußte er nicht. Nach dem Krieg versorgte er sich auf jeden Fall mit einem Koffer voller Kindersachen für ein Alter von sechs Monaten bis fünf Jahren. So kam er eines Sonntags schon in das dritte Waisenhaus, wo er endlich die kleine Valjuscha zu finden hoffte. Im Wartezimmer des Waisenhauses trafen sie sich, der künftige Adoptivvater und die diensthabende junge Krankenschwester. Sie hatten ein

äußerst spannendes Gespräch, das durch telefonische Anrufe ihres Vaters ein paarmal unterbrochen wurde. Im Haus waren zwei oder drei Waisenmädchen mit dem Nachnamen Stepanow, im Alter von ein bis vier Jahren, doch über keine von ihnen wurden sie sich einig. Zum Schluß aber stellte sich heraus, daß sein Freund Iwan damals am Leben geblieben und jetzt gesund und munter erst mit seiner Tochter Valentina – der Krankenschwester –, dann mit ihm selbst telefoniert. Vor Überraschung fand der junge Mann nichts anderes zu tun, als die Krankenschwester Valentina in seine Arme zu nehmen, sich mit ihr im Zimmer herumzudrehen und dabei auszurufen: »Gefunden! Und ich nehme sie doch mit!« – »Das werden wir noch sehen«, antwortet sie. Bei diesen Worten geht der Vorhang zu.

Nach zwei, drei Leseproben führten wir die Probe auf der Bühne weiter. Die Inszenierung kam von selbst. Wenn die Handlung in einem Raum spielt und das Bühnenbild aus vier, fünf Stühlen und einem Tisch mit einem Telefonapparat darauf besteht, sollte man nicht darauf angewiesen sein, Empfehlungen zu kriegen, wann man sich hinsetzen, aufstehen oder aufgeregt herumlaufen soll.

Wir spielten ohne Souffleur. Bei den Proben ließen wir die Aufführung enden, ohne daß er sie umfaßt. Mit den Worten: »Gefunden! Und ich nehme sie doch mit« kam er auf mich zu, und ich trat mit den Worten »Das werden wir noch sehen« zurück. Der Vorhang fiel (bei der Generalprobe).

Wenige Tage vor unserer Aufführung probierte ich mein schönes »deutsches« Kleid an. Ljuba war, wie alle vorher schon, entzückt. »Die Jungs werden begeistert sein«, meinte sie. Ich aber war nicht begeistert und wollte auch nicht in diesem Kleid auf der Bühne erscheinen. In einem Waisenheim, in einem vom Krieg zerstörten Land in diesem Kleid Dienst zu machen – nein, das würde die Valentina nicht tun. Dann kam der Tag der Premiere. Es war Sonnabend, in der großen Pause fragte ich Alja Sawenko, ob sie mir nicht eines ihrer Kleider zur Aufführung leihen würde. »Wann ist die Aufführung?« fragte sie. »Heute.« Alja wußte nicht, daß heute die Aufführung sein sollte. Mir kam das auch komisch vor, denn keine von unseren Mädels wußte es. »Gut, dann komme ich und bringe dir auch das Kleid mit. Dieses Kleid.« Alja wies mit den Augen auf das Kleid, das sie anhatte. Es war ein schönes Kleid, aber nicht so auffallend wie meins.

Das Publikum sammelte sich schon, als Alja mir das Kleid brachte. Unter den Zuschauern waren ganz wenig Schüler, also war die Vorstellung nur für Erwachsene bestimmt. Die Vorstellung war natürlich gelungen, nur das Finale verlief anders als bei den Proben. Bei dem Wort »Gefunden« umfaßte Pawel mich plötzlich, drückte mich an seine Brust, drehte sich mit mir herum und flüsterte an meinem Ohr »Ich nehme sie doch mit«. Ich trommelte mit den Fäusten aus aller Kraft auf seinen Rücken: »Das werden wir noch sehen.« Er ließ mich nicht los und drehte sich weiter mit mir, bis der Vorhang endlich zuing. Ich blieb vor ihm stehen – empört und zugleich aufgeregt und erstaunt. Groß schaute ich ihn an und er mich. »Du-u!« sprach ich kaum hörbar. In diesem Moment wurde die Nebentür aufgerissen, und unser Schuldirektor Iwan Iwanowitsch sprang mit den Worten

»Na, ihr beide« auf die Bühne, legte eine Hand auf meinen Kopf, die andere auf Pawels. »Groß-ar-tig«, sagte er. »Ihr seid die besten Schauspieler, die es gibt.« Das Publikum klatschte immer noch Beifall.

Eine Woche später spielten wir das Stück wieder, jetzt für die Schüler, darunter waren auch viele Erwachsene. Das sollte meine letzte Darstellung auf der Schulbühne sein, denn die Zeit für die Abschlußklasse war abgelaufen, wir sollten uns nur noch auf die Prüfungen konzentrieren. Die neunte Klasse übernahm nun das Zepter. Und doch mußte ich noch einmal auf die Bühne. Es war Anfang März 1948. Valentina Andrejewna kam in die Klasse und erklärte, daß am 28. März der 80. Geburtstag unseres großen Schriftstellers Alexej Maximowitsch Gorki gefeiert wird, selbstverständlich in der breiten Öffentlichkeit. Unsere Schule ist für ein umfassendes Programm verantwortlich. Das Stück »Nachtasy!« wird hauptsächlich von der 9. Klasse dargestellt, nur zwei Darstellerinnen wären aus unserer Klasse erwünscht. Sie meinte damit Olga und Katja. Sie besprach es kurz mit ihnen, dann kam sie auf mich zu. »Und du, German, wirst das Märchen in Versen ›Das Mädchen und der Tod‹ vortragen. Du mußt es auswendig lernen.«

Ich holte mir den Text aus der Bibliothek und las es zwei-, dreimal durch. Am nächsten Tag, als Valentina Andrejewna wieder in unsere Klasse kam, um den zwei Mädchen was zu erklären, trat ich an sie heran: »Valentina Andrejewna, ich werde das Stück nicht vortragen.« – »Warum?« fragte sie böse. – »Weil es so ... (das Wort »erotisch« war damals noch nicht in den allgemeinen Sprachgebrauch eingegangen), weil ich mich schäme.« – »Was?« Valentina Andrejewna trat einen Schritt zurück, einen Arm in die Hüfte gestemmt: »Weißt du eigentlich, wie sich der Genosse Stalin über ›Das Mädchen und der Tod‹ geäußert hat?« – »Nein.« Er sagte: »Eta schtuka possilneje Fausta.« (Dieses Stück ist stärker als der Faust.) Dabei schaute sie mich so triumphierend an, als wäre ich daran schuld, daß dem großen deutschen Dichter Goethe der Faust nicht so »stark« gelungen war.

Goethe war mir natürlich noch seit meinen Schuljahren in Mariental bekannt. Wir rezitierten und sangen »Sah ein Knab ein Röslein stehn«, »Das Mailied« (drei Strophen), »Ich ging im Walde so für mich hin« u. a. Und den »Erlkönig« kannte ich damals auswendig. Er war auch noch im Deutschlehrplan. Der Inhalt von »Hermann und Dorothea« war mir, wenn auch oberflächlich, bekannt – von Mariental her. Was den Faust betraf, war ich ziemlich ahnungslos.

Valentina Andrejewna fragte nur: »Alles klar?« und ging davon. Das Stück »Das Mädchen und der Tod« schien mir zum Vortrag etwas lang und auch etwas langweilig zu sein. All meinen Mut zusammennehmend, entschloß ich mich, es zu kürzen, den Traum des Todes schloß ich völlig aus, den Gesang auch und noch einige Strophen, die meiner Meinung nach den allgemeinen Inhalt nicht beeinträchtigen würden. Und selbstverständlich strich ich für mich die allererotischsten Zeilen.

Ich wurde zu keiner Probe eingeladen, und so hatte ich den Eindruck, ich wäre vielleicht gar nicht ins Programm aufgenommen und gab mir umsonst so große Mühe, das Stück auswendig zu lernen. Das war eine anstrengende Zeit für mich,

ich hatte Angst, von dem Publikum nicht angenommen zu werden und wollte es doch trotzdem vortragen dürfen. Einen Tag vor der Feier sagte man mir, daß die Aufführung im Klub stattfindet.

Alles lief gut, ich fragte mich, ob Valentina Andrejewna überhaupt zugehört hatte oder nicht? Keine Vorwürfe, keine Bemerkungen, nichts.

Im Laufe der nächsten Zeit trug ich dieses Stück noch ein paarmal vor. Merkwürdigerweise kann ich es auch heute noch auswendig und lese auch gerne das von mir damals ausgeschlossene Todeslied und auch den Traum (freilich in der deutschen Übersetzung).

Das Schuljahr ging langsam seinem Ende zu, die Prüfungen nahten. Und es kam der Tag, an dem uns mitgeteilt wurde, daß wir, das heißt unsere Abschlußklasse, nicht in unserer Schule und auch nicht in Rodino das Examen machen müssen, sondern in einem anderen Bezirk und zwar im Bezirkszentrum Kljutschki. Tiefe Stille trat ein, wie versteinert saßen wir da. Dann fragte jemand kaum hörbar: »Warum denn?« Roman Wassiljewitsch, der pädagogische Direktor unserer Schule und zugleich unser Mathematiklehrer (der allerbeste), der uns diese Nachricht zu übermitteln hatte, schien selbst äußerst betroffen zu sein, mit bleichem Gesicht und irgendwie mutlos stand er vor uns und beantwortete unsere Fragen mit leiser Stimme. Der Ort Kljutschki ist etwa achtzig Kilometer von Rodino entfernt. Wir würden mit einem Lastauto hingebacht. Die Einzelheiten erführen wir später. »Warum? Erstens, weil ihr seit Anfang des Krieges zu wenig Zeit in der Schule verbracht habt, zweitens ... haben leider nicht alle eure Lehrer akademische Bildung genossen. Aber ihr habt doch trotz allem gute Kenntnisse erworben, oder?« sprach Roman Wassiljewitsch nun in etwas gehobener Stimmung. »Ihr werdet die Prüfungen bestehen, vielleicht nicht alle, aber fast alle, da bin ich mir sicher, glaubt mir. Nur die Köpfe nicht hängenlassen. Die jetzt noch verbliebene Zeit werden wir nutzen und täglich Hilfsunterricht geben, dort werden vor jeder Prüfung außerdem Konsultationen durchgeführt.«

Ich gab mir Mühe zuzuhören, doch in meinem Kopf drehte es sich: Ich darf nicht hin, ich darf nicht hin. Nach der Stunde ging ich zu Roman Wassiljewitsch. Ich wußte, daß seine Frau eine Deutsche aus Sibirien ist, er hatte sie noch vor dem Krieg geheiratet. »Roman Wassiljewitsch, ich darf doch nicht nach Kljutschki gehen.« – »Das muß noch mit der Kommandantur geregelt werden, aber keine vorzeitige Aufregung. Ganz ruhig bleiben. Du wirst mitkommen, bestimmt. Wir werden von der Schule aus alles tun. Klar?« Ich nickte und ging.

Noch eine Überraschung erwartete uns. Unserem Schuldirektor Iwan Iwanowitsch, der uns auch in Geschichte unterrichtete, war gekündigt worden – als Schulleiter und als Lehrer; aus der Partei wurde er auch ausgeschlossen. Wir waren schockiert. Iwan Iwanowitsch war ein strenger Lehrer, wir hatten alle ein wenig Angst vor ihm (ich vielleicht am meisten), er hatte eine gebieterische Stimme, die an die Stimme des berühmten Nachrichtensprechers der Kriegszeit, G. Lewitan, erinnerte. Wenn man irgendwo im Radio sein »Ot sowjetskogo Informbjuro«

zu hören bekam, blieb man gewöhnlich stehen und hörte angestrengt hin und nicht selten mit Gänsehaut. Der Schulleiter war ein schöner, großgewachsener Mann mit angenehmen Gesichtszügen, die jedoch etwas zerstört waren. Eine Gesichtshälfte war infolge einer Kontusion an der Front unbeweglich, das Auge auch. Iwan Iwanowitsch war verheiratet und hatte zwei Kinder, seine Frau, eine Lehrerin der Grundschule, sollte zwölf Jahre älter sein als er. Jetzt hatte er sich in unsere junge Literaturlehrerin verliebt und seine Familie verlassen. Dafür mußte er büßen. Verwirrt und fragend schauten wir einander an – was wird jetzt mit uns? Kein Schuldirektor, keine Klarheit hinsichtlich unserer Prüfungen, gibt es überhaupt einen Ausweg aus dieser Lage? Nur keine Panik!

Aber die örtlichen Machtorgane fanden einen Ausweg. Unsere Physiklehrerin Jewgenija Stepanowna wurde umgehend als Schulleiterin eingesetzt: jung, tatkräftig, mit Hochschulabschluß.

Die erste Nachricht, die uns Jewgenija Stepanowna als Direktorin zukommen ließ, war höchst erfreulich. Vor kurzem war unserem Bezirk sozusagen als humanitäre Hilfe eine große Ladung verschiedener Lebensmittel zugeteilt worden. Unsere Bezirksverwaltung hatte den Beschluß gefaßt, an erster Stelle die Absolventen, das hieß uns, mit Lebensmittel zu versorgen. Es wurde ein Termin festgelegt, vom 14. bis 16. Mai, wo wir gruppenweise zum großen Laden, den ich noch nie geöffnet gesehen hatte, mit Taschen und Säcken kommen sollten, denn es gab Mehl bester Qualität, Kartoffeln, Zucker usw. Die auswärtigen Schüler sollten mit Fuhrwerken kommen. Sie sollten nach Hause gehen und ihre Eltern informieren. Jewgenija Stepanowna wich, wie mir schien, meinen Blicken aus. Weiß sie, daß ich nicht mitkommen darf? ging mir durch den Kopf. Nach Hause ging ich nicht, damit meine Familie sich nicht vielleicht vergebens freute. Das Gefühl, nicht das Examen machen zu dürfen, war unerträglich. Ich konnte kaum noch schlafen. Ljuba wollte wissen, ob ich solche Angst vor dem Examen habe.

Zwei Tage vor dem Termin kam Jewgenija Stepanowna während der Pause ins Klassenzimmer und sagte zu mir, die Hand auf meine Schulter gelegt: »Alles geregelt, du brauchst nicht zur Kommandantur, alles gut.«

Ich war erleichtert, am liebsten wäre ich ihr um den Hals gefallen. »Jewgenija Stepanowna, ich gehe heute nach Hause, es kann sein, daß ich morgen etwas später komme.« – »Natürlich, aber du kommst doch, wenigstens zu den letzten Stunden?« – »Unbedingt.« Meine Familie freute sich riesig. »Ella, du gehst morgen zum Kondryk und erklärst ihm alles, wir brauchen ein Fuhrwerk für übermorgen.« – »Das kann auch Leo tun. Und wieviel Geld muß er mitbringen?« – »Das weiß ich nicht, soviel wie möglich. Ich habe mal gehört, daß für die Allerbedürftigsten von der Schule etwas Geld gegeben wird, aber ich wußte da noch nicht, daß ich mitdarf.« Ich wußte, daß Leo das Rind geschlachtet und ein Teil des Fleisches verkauft hatte. Also hatten sie auch Geld. Erschrocken war ich bei dem Besuch über das kränkliche Aussehen einer meiner Zwillingsnichten, der Isolda. Sie hatte eine schwere Krankheit hinter sich. Jetzt saß sie teilnahmslos da, als ginge

sie das alles überhaupt nichts an, während Tonja mir nicht von der Seite wich, sie wollte wissen, wieviel Zucker wir bekommen, was es noch außer dem Zucker gibt, vielleicht auch Konfekt. Ihre Augen strahlten, sie würde gerne auch nach Rodino mitkommen. Isolda war von Geburt an etwas kleiner, zarter und gesundheitlich schwächer.

Die beiden waren jetzt zehn Jahre alt, Tonja war in die 5. Klasse versetzt worden, Isa mußte die vierte wiederholen. Mit Leo verabredeten wir uns für übermorgen nachmittag auf dem Zentral-Platz vor dem großen Laden.

Am nächsten Morgen ging ich in aller Frühe wieder nach Rodino, kam gerade zur zweiten Stunde an. Es war die letzte Deutschstunde. Elena Kasimirowna wünschte uns allen ein erfolgreiches Examen ... »und der besten Schülerin in meinem Fach möchte ich dieses Wörterbuch schenken. German, ich denke, daß du es nötig haben wirst.« – »Danke, Elena Kasimirowna« und nahm das Buch. Ihr standen Tränen in den Augen – sie war ja auch eine Nemka. Das »Deutsch-Russische Wörterbuch« von G. F. Polak und E. B. Lindner, etwa 22 000 Wörter mit grammatischen Tabellen. Moskau 1937, steht auch jetzt in meinem Bücherregal, und ich benutze noch heute ab und zu die grammatischen Tabellen.

Da ich heute morgen von Kutschuk gleich in die Schule gegangen war, entschied ich mich, jetzt nach Hause zu gehen, um mich bei Ljuba zu melden, dabei auch eine Kleinigkeit zu essen. Zu Hause waren zu meiner Überraschung nur Ljubas Ehemann Pjotr und die kleine Natascha. Mir war schon früher aufgefallen, daß Pjotr immer häufiger nach Hause kam und mehr Zeit mit der Familie verbrachte. Darüber freute ich mich für Ljuba, hatte aber zugleich ein ungutes Gefühl, denn ich sah seine Blicke viel zu oft auf mich gerichtet. Ich haßte ihn innerlich. Deshalb war ich schon mal zu einem Schul-Tanzabend gegangen, der eigentlich für die 8. bis 9. Klassen vorgesehen war, obwohl ich keine Lust zum Tanzen hatte, und blieb dort bis zum Schluß.

Heute war aber kein Sonnabend. Die Lust, etwas zu essen, war mir vergangen. Ich fragte, wo Ljuba ist, er antwortete, sie ist bei einer Nachbarin, um sich zu beraten, denn sie sind heute zu einem Geburtstag eingeladen. Er nahm das Kind auf den Arm und trat zu mir. Die Kleine streckte ihre Arme nach mir aus. »Siehst du«, sagte er, »sie liebt dich auch ... weil du die Allerbeste bist.« Rasch brach ich mir ein Stück Brot ab, drängte mich zwischen ihm und dem Kinderbett durch, drehte mich um und rief erbost: »Sie sollten Ihrer Frau Komplimente machen, nicht mir«, und lief davon. So ein Trottel!

Nach dem Unterricht (Konsultation) kam ich nun höchst ungerne nach Hause. Einmal, alle waren zu Hause, Ljuba war beim Bügeln, sollte ich sagen, welche Bluse zu dem Rock besser passen würde. Mir gefiel keine, und ich fragte, ob sie kein Kleid hat. »Nein, nur das eine, das ich auch beim Ausmisten an habe.« Wir lachten beide. »Ljuba, vielleicht willst du mein Kleid anziehen, niemand hat mich in ihm gesehen.« – »Das schöne blaue?« Ich nickte. »Und du hättest nichts dagegen, daß ich es anziehe?« – »Gerne, warum denn nicht?« Ljuba nahm aus ihrem

Schrank mein Kleid heraus. »Laß die Dummheit. Das Kleid wird dir nicht passen!« sprach in strengem Ton ihr Mann. »Meinst du? Ich probiere es mal an.« Sie zog das Kleid an. Ljuba sah in diesem Kleid großartig aus. »Es steht dir nicht, zieh das Kleid aus.« Ihr Mann ließ nicht nach. Aber für mich hatte ich bemerkt, daß ihm seine Frau durchaus darin gefiel. Vielleicht wollte er nicht, daß sie sich in einem fremden Kleid zeigte? Vielleicht hatte er sich schon vorgenommen, für sie ein schönes Kleid zu kaufen? Wer weiß? Ljuba legte das Kleid ab, zog ihre Sachen an, und sie gingen.

Als sie kamen, stellte ich mich schlafend, und am nächsten Morgen ging ich früh zur Schule. Es war der letzte Schultag. Am Abend fand eine Versammlung statt, gemeinsam mit den Eltern, wo uns alles ausführlich erklärt wurde, wie und wann wir uns zur Abreise treffen sollen. Mir war erlaubt worden, ohne Eltern zur Versammlung zu kommen. Dascha Litwinenko und ich bekamen je 140 Rubel. Nach der Schule lief ich schnell zu meiner ehemaligen Hauswirtin Sascha und fragte, ob ich nicht bei ihnen eine Nacht bleiben könnte, denn »mein Schwager kommt jetzt, um die Lebensmittel zu holen, und er nimmt auch alle meine Bett-sachen mit nach Hause, und meine Wirtin hat keine für mich.« Ljuba hätte bestimmt was gefunden, doch ich wollte ihren Mann nicht sehen. Sascha schien erfreut zu sein, und ihre Mutter war ja auch schon lange nicht bei der anderen Tochter, bei Motja, gewesen.

Mein Schwager Leo wartete bereits eine gute Stunde auf mich. Ein Mädels aus dem Sowchos »Stepnoi« mit seiner Mutter sei schon im Laden, meldete Leo, und ich sei gleich nach ihr an der Reihe. Das war bestimmt Dascha. Ihr Gespann stand vor der Tür als erstes. Nur eins von den vier großen Fenstern, die ich in all diesen vier Jahren meines Aufenthalts in Rodino nur verschlossen gesehen hatte, zeigte sich jetzt mit blinden Scheiben und geöffneten Fensterläden, während die anderen drei, wie zuvor mit einem gewaltigen Eisenband diagonallaufend verbarrikadiert und unten mit einem großen Vorhängeschloß verschlossen, trübe Gedanken auslösten.

Als dann mein Name aufgerufen wurde, brachte Leo den Wagen vor die Tür, und wir traten ein. Der Laden war voll mit gefüllten Säcken, Kästen, Kartons und einem Faß neben der Verkäuferin. Leo blieb an der Tür stehen. »Wieviel Mehl möchtest du haben?« Erschrocken starrte ich sie an. »Ich weiß nicht.« – »Du kannst auch einen Sack voll mitnehmen.« Wieder erschrak ich. »Was kostet das?« Sie nannte den Preis. Ich schaute Leo an, er nickte erfreut. »Aber den Sack bringst du entleert und ausgeklopft wieder her – vor eurer Abreise.« Der Sack war vielleicht zweimal so groß wie unsere eigenen Säcke. Dann fragte sie, wieviel Zucker ich haben möchte. »Wieviel darf ich bekommen?« Ich glaube, wir bekamen 10 kg Streuzucker. Dann gab es Grieß. Jetzt zeigte sie mir einen orangefarbenen Fisch, der vielleicht 50 – 60 cm lang war, und dick war er auch. Nie hatte ich so einen gesehen und schaute fragend Leo an. Er nickte wieder. »Von diesen Fischen bekommt jeder Schüler nur einen. Du kannst auch die Hälfte nehmen, wenn du

willst.« – »Nein, ganz«, sagte Leo. Das war geräucherter sibirischer Lachs – Kitlachs. Dann bekamen wir eine große Dauerwurst, Heringe aus dem Faß, Konfekt und Kekse zur Auswahl (ich nahm die allerbilligsten) und Konserven, da stockte ich, es gab bei uns keine Konserven, auch in Mariental hatte es sie nicht gegeben. Und doch nahmen wir ein paar Dosen mit Marmelade und noch anderes. Leo bezahlte, und es ging ans Aufladen. Ein Mann, der dort immer anwesend war, half Leo.

Als wir schon ein Stück weg waren, fragte ich Leo, woher er soviel Geld hatte, er antwortete, es sei gar nicht viel gewesen, die Preise seien sehr niedrig gewesen. Dann fuhren wir zu meiner Wohnung, luden alle meine Sachen auf den Wagen, anschließend nahm ich aus dem Küchenschrank eine kleine Schüssel und füllte aus dem Zuckerbeutel das Schüsselchen voll und brachte es Ljuba. Ich bedankte mich bei ihr (ihr Mann war Gott sei Dank nicht da), verabschiedete mich, dabei hatte ich das Gefühl, daß sie nicht mehr so herzlich zu mir war wie früher. Ich umarmte sie trotzdem, strich mit der Hand über den Plakat-Teppich an der Wand und ging. Aus einem meiner Schulhefte riß ich ein Blatt Papier heraus, faltete eine kleine Dreieck-Tüte, nahm etwas Zucker und ließ Leo den Beutel zubinden. »Heute werde ich mit Sascha Tee mit Zucker trinken und ihr zu Hause auch!« – »Du kommst doch morgen nach Hause?« – »Ja, morgen früh.« Leo fuhr los, und ich ging mit einem eingewickelten Stück Brot in einer Hand und dem Zucker in der anderen zu Sascha.

Die Versammlung am Abend verlief ohne Bemerkenswertes. Hauptsache, ich wußte jetzt, wann die erste Prüfung sein würde, am 20. Mai oder am 1. Juni. Am Tag der Abfahrt sollten wir uns um 10.00 Uhr morgens mit Lebensmittel für einen Monat, mit unseren Lehrbüchern, Bettwäsche, Kleidung, einem Kochtopf und sonstigem Geschirr auf dem Schulhof versammeln. Ein Lastauto würde uns und alle unsere Sachen nach Kljutschki bringen.

Zu Hause wurde ich wie ein Wunder empfangen. Die erste Partie Brot war schon im Ofen. Ich fragte die Zwillinge, ob der Tee gestern schön gesüßt war. Ja, sie nickten. »Habt ihr schon gefrühstückt?« – »Nein, wir haben ja auf dich gewartet.« – »Grießbrei vielleicht?« – »Ja-a!« riefen sie einstimmig. Ich war mir nicht sicher, ob sie wußten, was Grießbrei sein konnte, ich aber kannte ihn von Mariental. Die kleine Shenja bekam auch Brei, doch mit ganz wenig Zucker. »Sonst nimmt sie die Brust nicht«, warnte Ella. Zum Mittagessen gab es Salzkartoffeln und Hering, dazu ein Salat mit frischem Schnittlauch und Dill. Zum Abendessen – frisch gebackenes Weißbrot. So feierten wir das Erlebnis »normale Lebensmittel«. Es wurde viel Brot gebacken, am nächsten Tag geschnitten und im Ofen getrocknet. Natürlich brachte meine Mutter etwas Mehl und Zucker meiner Schwester Maria für die Kinder. Am letzten Tag wurde eingepackt.

Wegen des Fisches und der Wurst kam es zum Streit, alle meinten, ich sollte sie ganz mitnehmen, was ich entschieden ablehnte und schnitt mir selbst etwa ein Drittel von beiden ab. Dafür nahm ich ein gutes Stückchen Speck mit. Ein Sack



voll Zwieback: »Der muß ganz oben liegen, sonst wird er zerdrückt«, kommandierte Ella. In den zweiten Sack kamen Kartoffeln, Zwiebeln, etwas Grieß, Wurst und Speck sowie auch die Bücher. Ella schaute auf die zwei Gläser, eines mit Marmelade, ein größeres Glas mit Gewürzgurken von Tante Anna, zehn Eier, die einzeln eingewickelt in den Kochtopf gelegt wurden. »Schade, daß wir keinen einzigen Kasten oder Karton haben«, meinte ich. »Doch.«

Ella nahm Leo am Arm und führte ihn hinaus. Dann kamen sie mit einem Koffer wieder. Wir hatten mal einen Koffer in Mariental und ihn auch hierher mitgebracht, aber der war längst umgetauscht worden. Dieser, Leos Koffer, hatte nicht die geringste Ähnlichkeit mit unserem aus Mariental. Er war aus Furnierholz irgendwie zusammengenagelt, der Deckel mit dem unteren Koffer durch ein Anhängeschloß zusammengehalten. Einen Griff hatte er auch. Der Koffer war mit einer merkwürdigen Wasserfarbe bepinselt: irgendwie rot-braun-grau. Damals wußte ich einfach nicht, was das für ein Koffer war. Aber groß genug war er, um den Rest meiner Sachen zu verpacken.

Am nächsten Morgen kam der Fuhrmann mit dem Einspanner vom Genossen Kondryk. Ella wollte wissen, wie denn Kondryk ohne seinen Einspanner heute auskommen wird. »Der muß auch nach Rodino zum Parteikomitee, er kommt geritten; ich hole ihn ab«, erwiderte der Fuhrmann. Nach der Verladung versammelte sich unsere Familie im Hof, Tante Anna und Maria waren auch dabei. Alle winkten mir nach, und die Tränen wurden mit den Schürzen abgewischt. In Rodino gab ich als erstes im Laden den Sack ab. Auf dem Schulhof waren schon alle versammelt, der Laster war halb beladen, aber meine Sachen wurden noch gut untergebracht. Ich bewunderte vor allem die Koffer von Olga, Alja und auch Katja. Meiner sah komisch aus, na und? Hauptsache, ich durfte mit und die Prüfungen machen, obwohl ich eine Nemka war ... Dann kletterten wir alle auf den Laster.

Unsere zwei jungen Lehrerinnen, Jewgenija Stepanowna und Jekaterina Wasiljewna, nahmen im Fahrerhaus Platz. Beide waren als Mitglieder der vereinten Prüfungskommission offiziell bestätigt und wohl auch als Aufsicht über uns verpflichtet. Um das Auto versammelten sich die Eltern und Verwandten meiner Mitschüler. In der Menschenmenge suchte ich nach allen anderen Lehrern, die nicht mitkamen. Roman Wassiljewitsch war nicht dabei, Valentina Andrejewna auch nicht. Ich sah nur Sofja Stepanowna, unsere Chemielehrerin (die auch die Mutter eines meiner Mitschüler war), und ganz hinten, ganz einsam, stand Elena Kasimirowna. Erfreut hob ich die Hand, um ihr zuzuwinken, doch sie reagierte nicht und schien tief in ihre Gedanken versunken zu sein.

Dann erblickte ich zwei Männer vom NKWD, bei denen ich schon mehrmals beim An- oder Abmelden gewesen war. Also hatte ich doch Begleitpersonen. Der Motor wurde gestartet, und Elena Kasimirowna erschien plötzlich ganz nahe am Auto und reckte die Arme über ihren Kopf, ein freundliches Lächeln strahlte auf ihrem Gesicht. Ich winkte nur ihr zu. Als wir schon um die Ecke gebogen waren,

bemerkte Alja: »Elena Kasimirowna hat uns so freundlich zugelächelt.« – »Hast du das auch gemerkt?« Einer von den Jungs sagte: »Ich hab noch nie vorher ein solches Lächeln auf ihrem Gesicht gesehen.«

Nun begannen alle, lebhaft durcheinander zu schwatzen. Es stellte sich heraus, daß wir auf einmal unsere Lehrer nur positiv bewerteten, obwohl dabei auch leicht gespöttelt wurde. »Und doch«, Nesterenko hob seinen Zeigefinger, »der Allerbeste ...« – »Roman Wassiljewisch«, unterbrach ich ihn. »Genau«, stimmte Dascha zu. »Natürlich, Roman Wassiljewitsch«, sagten jetzt alle im Chor. Irgendwer erinnerte an Valentina Andrejewna, die uns die russische Literatur nahegebracht hatte, nur sei sie ein unfreundlicher Mensch, ein böartiger Mensch. »Sie hat auch böse Erfahrungen gemacht«, sagte Alja da. »In den ersten Kriegstagen ist ihr Sohn, ihr einziges Kind, gefallen.« Alja sah mich an: »Verstehst du? Sie haßt alle und alles, was deutsch ist.« Ich nickte ihr schweigend zu.

## Examen in Kljutschki. Lehrerin in Stepnoi Kutschuk

Die Schule in Kljutschki war groß, modern und drei Stock hoch. Die Größe der Fenster und deren Anzahl versetzten mich einfach in Erstaunen. Sie bot einfach einen grandiosen Anblick.

Wir wurden im Erdgeschoß untergebracht: die Jungs im Sportsaal und wir fünf Mädchen in einem kleineren Raum, wahrscheinlich mal ein Lehrerzimmer. Meine Mitschülerin Dascha Litwinenko, mit der ich am 8. März 2010 telefonierte – wir hatten uns seit 1948 weder gesprochen noch gesehen – kann sich leider an keine Einzelheiten mehr erinnern. Also bleiben mir nur meine eigenen kärglichen Erinnerungen ... Unsere beiden Lehrerinnen sollten zunächst in der Schule wohnen, doch sie wurden, glaube ich, bei den hiesigen Lehrerinnen untergebracht.

Neu für uns waren die Toiletten – Inntoiletten! Man erklärte uns, wie man sie benutzen soll. Auf einem der zwei Tische in unserem Zimmer war eine elektrische Kochplatte aufgestellt worden, auch dazu bekamen wir eine ausführliche Belehrung. Aber was und wann wir in der Regel kochten – keine Ahnung mehr. Ich weiß nur, daß ich eines Tages, kurz vor dem Ende der Prüfungen, keine Kartoffeln, Zwiebeln, Speck, Butter oder sonstiges mehr hatte. Es war nur noch Zwieback und Zucker geblieben. Ich tunkte die Zwiebäcke in Wasser, dann in den Zucker, und das schmeckte am besten. Morgens, wenn keine Prüfung anstand, gingen wir alle mit Schulsachen unterm Arm auseinander, jeder suchte sich ein freies Klassenzimmer (nicht immer fanden wir fünf in einer Etage fünf freie Zimmer), und wir bemühten uns, zumindest anfangs, allen Ernstes, uns den ganzen Tag auf die Prüfung vorzubereiten. Doch später brauchte nur irgendwo ein Lachen erschallen, und wir sprangen auf und ließen Vorbereitung Vorbereitung sein, suchten den entsprechenden Raum, und dann ertönte schon mehrstimmiges Gelächter.

Es wurde gelacht und gescherzt, doch manchmal ging es dabei auch um die bevorstehende Prüfung. Schon am zweiten Abend nach unserer Ankunft fand ein Tanzabend statt, wo wir mit den hiesigen Schüler Bekanntschaft machen sollten, damit wir uns nicht so einsam und verlassen fühlten. Ich wurde von einem Mädchen Namens Anja ausgewählt, die ein wenig meiner ehemaligen Freundin Nona ähnelte. Wir versprachen uns nach der ersten Prüfung, Freundinnen zu werden. Alle meine Mitschülerinnen befreundeten sich mit irgendwem. Was die Jungs betrifft, bin ich mir nicht so sicher. Bei einer der nächsten »Versammlungen« in einem Klassenzimmer waren alle mit einem Spiel beschäftigt – Flirt genannt.

Auf einem Postkartenkarton waren unter Blumensymbolen verschiedene Aussprüche, Aphorismen oder Zitate aus Werken der bekanntesten Schriftsteller geschrieben, man übergab dem Ausgewählten (Schüler oder Schülerin) die Karte und nannte die Blume mit dem entsprechenden Zitat. Nie hatte ich von so einem Spiel gehört. Bei uns in Rodino wurde bei den Schulabenden Post gespielt. Jeder

bekam eine Nummer an den Ärmel oder auf die Brust, und ein oder zwei Postboten trugen die kleinen Zettelchen mit allerlei Aufzeichnungen aus. Ich kann mich nicht erinnern, daß ich jemals mitgespielt hätte. Jetzt erklärte mir Alja kurz, worum es ging und schob mir ein paar Flirt-Karten zu. Auf meine Frage, woher sie diese Dinger haben, antworteten mehrere: »Von den Hiesigen.« Ich blätterte die Karten durch, wollte was Lustiges herausfinden, um es einem Mädchen – Alja oder Katja – zuzuschieben, da wurde mir von links eine Karte zugeschoben mit dem Bild »Reseda«. Ich fing an, laut zu lesen, doch verstummte gleich und las den Rest für mich durch. Rasch drehte ich mich nach links um, wo drei unserer Jungs saßen und einer von ihnen mit gesenktem Blick krebsrot im Gesicht war. Es war eine Liebeserklärung aus einem Werk von Turgenjew. Ich schämte mich und verließ den Raum. Wie konnte ich das nur laut vorlesen? Diesen Jungen konnte ich nicht so blamieren. Nie wieder beteiligte ich mich beim Flirt-Spiel.

Ich ging zu Anja, mit der ich mich nun täglich traf, und erzählte ihr, was ich angerichtet hatte. Sie nannte mich Glückspilz, denn ihr hätte noch niemand eine solche Erklärung gemacht. Schon bei unserem ersten Zusammentreffen hatte Anja mich gefragt, ob ich einen Freund habe, ob ich mit einem unserer Jungs zusammen bin, denn zwei meiner Mitschüler hatten großen Eindruck auf sie gemacht. Sie wollte wissen, ob die beiden »frei« sind und wenn ja, ob ich sie vielleicht mit einem von ihnen zusammenbringen könnte. Eigentlich fand ich Anja ja auch ganz gut: nett, klug, gutaussehend, und ich konnte sie mir durchaus als beste Freundin vorstellen, so wie Rosa oder Nona. Aber diese Bitte ließ sie in meiner Achtung sinken, ich war etwas enttäuscht. Sie hatte mir ihr Geheimnis, ihren Wunsch anvertraut und erwartete von mir Hilfe. Ich würde allerdings niemanden bitten, mich mit einem Jungen zusammenzubringen – vielleicht aber auch nur, weil ich eine Nemka war und Angst hatte, ausgelacht zu werden? Mir war beizeiten klargemacht worden, daß ich mir keinen Jungen auswählen darf.

Vielleicht beneidete ich Anja nur, daß sie die Wahl hatte und ich nicht? Anja erzählte mir, sie wäre noch in der neunten in einen Jungen aus ihrer Klasse verliebt gewesen, doch er war jetzt mit der Literaturlehrerin, die zehn Jahre älter ist, zusammen, und das sei kein Geheimnis mehr. Ich erklärte ihr nun, daß einer der Jungs, der ihr zusagte, auch in eine unserer Lehrerinnen verliebt ist, und die ist nur fünf Jahre älter. Anja fragte nach dem zweiten, und das war Wanja Wlassenko. »Soviel ich weiß, ist er auch, wie wir alle in unserer Klasse, frei. Ob er verliebt ist, weiß ich nicht.« – »Und wer gefällt dir am besten?« wollte sie wissen. »Der mir gefällt, hat die Schule im vergangenen Jahr absolviert. Aber das hat nichts zu bedeuten, er weiß gar nicht, daß er für mich der Beste ist.« – »Du bist mir eine.« Ich glaube, Anja verstand jetzt aber, in welcher Lage sie mich gebracht hatte und lenkte das Gespräch auf ein anderes Thema.

Dann wurde ich von Anja nach Hause eingeladen. Ein großes schönes Haus, ich verglich es mit dem Haus meines Großvaters Franze Hannes, aber was ich dann sah, übertraf alle meine Erwartungen. So schöne Möbel, Teppiche, Gardinen

hatte ich noch nie gesehen. Der Begriff Komfort war mir durchaus bekannt, aber bisher für mich völlig abstrakt gewesen, jetzt erschien er mir in schönster Realität. Von Anjas Mutter wurde ich herzlich aufgenommen. Bis zum Mittagessen war noch ein wenig Zeit. Und während Anja im Schrank ein bestimmtes Album herausuchte, quälte ich mich mit dem Gedanken, daß ich aus Versehen hierhergeraten bin; Anja hat mich falsch ausgewählt, sie hält mich für eine andere. Und schuld daran ist mein schönes Kleid, das Kleid aus Deutschland. Sie hatte mich auch schon gefragt, woher ich es habe. Ich hatte kurz geantwortet: »Auf dem Bazar gekauft.« Außer diesem Kleid hatte ich nur noch eins, das mir Ella vor einem Jahr aus einem Marientaler karierten Strohsack genäht hat, und eine Jacke aus dem alten Anzug meines Vaters. Das Kleid war schon ziemlich abgetragen und ausgebleicht, vor der Abreise nach Kljutschki frisch gewaschen, gebügelt und geflickt. Genauso war es mit der Jacke. Bei den Treffen mit Anja hatte ich immer das schöne Kleid an, mit oder ohne Jacke. Beim Mittagessen wurde ich nach meiner Familie befragt, so bekamen sie zu wissen, daß ich eine Nemka war – eine Wolgadeutsche. Aber in ihrem Verhalten änderte sich nichts, freundlich und höflich begleitete mich Anja nach Hause.

Am nächsten Morgen fragte mich Albina, wo ich gestern mit Anja war, sie hätte uns gesehen. »Bei ihr zu Hause«, antwortete ich. »Weißt du, wer ihr Vater ist?« – »Nein, das interessiert mich auch nicht.« – »Glückspilz«, sagte sie.

An einem dieser Tage – ich saß über meinen Lehrbüchern – war mir, als ob jemand irgendwo singt. Ich lauschte, öffnete die Tür – nichts war zu hören, als ich dann ein Fenster aufriß, ertönte eine der bekannten russischen Romanzen, wunderschön von einer Tenorstimme gesungen, obwohl ohne musikalische Begleitung. Das war so unerwartet und so schön, aber ich konnte nicht feststellen, woher dieser schöne Gesang kam. Das Lied endete. Nach einer kleinen Pause erklang: »Einsam tret ich auf den Weg ...« (Wychoshu odin ja na dorogu). Diese Romanze kannte ich gut. Den beliebten, damals noch jungen Tenor Sergej Lemeschew konnte man fast täglich im Radio hören. Seine Lenski-Arien waren berühmt wie auch seine Romanzen und Volkslieder. Das Gedicht von Michail Lermontow »Einsam tret ich auf den Weg ...« liebte ich als Romanze besonders. Wer könnte jetzt der Sänger sein? Das wußten Katja und Alja, die auf der Suche nach ihm zu mir hereinkamen.

Es stellte sich heraus, daß Katja schon einige Jahre in unmittelbarer Nachbarschaft mit der Familie Wlassenko lebte und wußte, daß Wanja Wlassenko gut singen konnte. Und das war seine Stimme. Nein, er hatte nie eine Musikschule besucht. Er war einfach ein begabter Junge. »Warum hat er nicht einmal auf der Bühne gesungen?« fragte ich. »Weil er so schüchtern ist.« – »Und du hast das niemandem gesagt?« Katja zuckte nur mit den Schultern. Wir trafen Wanja im Treppenhaus, er lachte uns verlegen an und lief davon. Vor der letzten Prüfung, ich glaube, es war Deutsch, fand noch ein Tanzabend statt. Und ausgerechnet ich wurde von Wanja Wlassenko immer wieder zum Tanzen aufgefordert, während

Anja sich mit anderen Jungs langweilte und mir fragende Blicke zuwarf. Und ich bat ihn, mit Anja zu tanzen. »Bitte, Wanja, sie träumt seit dem ersten Abend davon, mit dir zu tanzen. Sie ist meine beste Freundin hier, sie ist die Beste von allen, die ich kenne.« – »Das bedeutet aber nicht, daß ich sie auch am besten finde.« Wanja drückte mir fest die Hand. Schnell verließ ich den Saal, als müßte ich dringend hinaus ...

Die Prüfungen waren vorbei, und wir wurden wieder abgeholt. Jetzt waren wir nur noch fünfzehn. Zwei unserer Jungs hatten schon die ersten zwei Prüfungen nicht bestanden und waren nach Hause geschickt worden. Jekaterina Wassiljewna war auch nach den ersten Prüfungen gegangen. Jewgenija Stepanowna, unsere Physiklehrerin und Schulleiterin, blieb als Betreuerin, Erzieherin, Beraterin bei uns, und das ohne jegliche Schulmeisterei.

In Rodino angekommen, wurde uns mitgeteilt, daß die Entlassungsfeier in fünf Tagen stattfinden würde, bis dahin hatten wir noch einmal die Möglichkeit, in dem großen Laden einzukaufen. Diesmal waren es verschiedene Stoffe aus Amerika (so hieß es): Baumwollstoffe und auch Wollstoffe. Meinen Koffer brachte ich zu Sascha, wo ich auch weiterhin zu jeder Zeit bleiben durfte. Zu Hause konnte man sich nicht genug über die Einkaufsmöglichkeit freuen, Geld dafür gab es auch. Mein schönes Kleid wurde gewaschen, gebügelt, es sah aus wie neu. Doch Schuhe hatte ich keine für den Abschiedsabend, meine dünnen Schuhchen waren total durchgelaufen. Ella wollte nicht glauben, daß es im Laden in Rodino keine Schuhe zu kaufen gab, ich sollte mir unbedingt neue Schuhe kaufen, Leo würde das Geld zum angesagten Tag mitbringen. Auf jeden Fall nahm ich mir schwarzen Zwirn mit.

In der Schule, wo wir uns in den verbliebenen Tagen trafen, war nur ein einziges Verzeichnis aller Hochschulen in der Russischen Föderation. Man stand Schlange, um das Buch zu bekommen und Adressen rauszuschreiben. Mutig stellte ich mich auch an, obwohl ich wußte, daß ich an keiner Hochschule würde studieren können. Ich schrieb mir die Adresse des Pädagogischen Instituts in Barnaul auf, dann blätterte ich spaßeshalber weiter und schrieb die Adresse einer der Moskauer Schauspielschulen auf, denn in keiner anderen Stadt der Russischen Föderation gab es damals eine solche. Es war die Schtschukin-Schule am Wachtangow-Theater. Jetzt wurde mir doch etwas mulmig. Wie würde die Kommandantur reagieren, wenn ich eine Einladung von dieser Schule bekäme? Ich zögerte nicht lange und schrieb. Die Antwort kam unerwartet schnell. Das strenge Aufnahmeverfahren brachte mich in Aufruhr. In höflicher Form wurde mir empfohlen, ich sollte so schnell wie möglich mit den notwendigen Unterlagen hinkommen, da die Zeit beschränkt war.

Als ich an die Schule nach Moskau schrieb, hatten wir unsere Zeugnisse noch nicht bekommen. Die wurden uns bei der Abschlußfeier dann feierlich überreicht. Der Abschiedsabend verging, ohne daß mir etwas Besonderes im Gedächtnis geblieben ist. Doch. Im Laden, wo wir Stoff hatten kaufen können, gab es keine

Schuhe. Die großen Löcher in den Sohlen meiner »Tapotschki« habe ich mit dickem Zwirn irgendwie zusammengezogen. Erst in der Morgendämmerung bemerkte ich, daß das Zwirngitter total durchgetanzt war.

Und jetzt hatte ich das Zeugnis und eine Einladung zur Aufnahmeprüfung in Moskau, dafür aber keine Schuhe, um nach Rodino zur Kommandantur zu gehen. Natürlich war ich mir nicht sicher, daß ich die Prüfungen für die Schauspielschule bestehen würde, eher war ich mir sicher, dem Studium an dieser Schule nicht gewachsen zu sein. Und doch wäre mir das lieber, annehmbarer gewesen als die Tatsache, nicht genommen zu werden, weil ich eine Deutsche war.

Ella versuchte, mir den Besuch beim NKWD auszureden, doch vergebens. Dann gab sie mir Geld, um am Sonntag auf dem Markt in Rodino für mich Schuhe zu kaufen. In Ellas oder Lisbeths alten, breitgetretenen Schuhen und in meinem schönen Kleid ging ich zur Kommandantur. Es gab dort ein Extrafenster für uns Sonderansiedler (für die Deutschen), wo man von draußen anklopfen mußte, das Fenster wurde geöffnet, und man konnte sich an- oder abmelden. Im Winter bei großem Frost wurde das Fenster nicht aufgemacht, man nickte mir zu, ich war an- oder abgemeldet, dann winkte man mit der Hand, ich konnte gehen. Wenn eine Unterschrift nötig war, durfte man hineinkommen. Diesmal war das Fenster weit geöffnet – es war ja Hochsommer. Ich begrüßte die zwei jungen Männer, die am Tisch saßen.

»Kommst du zum RayONO (Abteilung Volksbildung beim Rayonsowjet)?« fragte der eine. »Nein, ich wollte nur fragen, wie man einen Antrag schreiben soll, ich habe eine Einladung zu einer Aufnahmeprüfung bekommen.« – »Wohin?« – »Nach Moskau.« Sie schauten einander an. »Nach Moskau darfst du nicht«, sagte der andere deutlich und fest. Genau diese Antwort hatte ich erwartet. Und doch durchdrang mich ein Schmerz, den ich nicht zeigen durfte. »Überhaupt nicht?« fragte ich fast dreist. »Überhaupt nicht!« kam es kurz und entschieden. »Dann ... dann gehe ich ohne Erlaubnis«, log ich unverschämt. Sie starrten mich an. »So wie viele Leute im Land herumreisen, schwarzfahren, auf den Dächer der Güterzüge ...« Der eine stand auf. »Genug! Wenn du für zwanzig Jahre hinter Gitter mit strengem Regime möchtest, bitte sehr. Kein Problem!« – als hätte der Richter das Urteil gesprochen. Da wußte ich nun, auf welchen Punkt ich mein Leben zu orientieren hatte.

Gastfreundlich wie immer empfing mich Sascha, sie fragte auch, ob ich schon beim RayONO war, wenn nicht, soll ich gleich hingehen, sie weiß, daß ich als Deutschlehrerin angestellt werde, zunächst aber soll ich schriftlich einen Antrag einreichen. Nach Saschas Diktat schrieb ich den Antrag und brachte ihn dem RayONO-Leiter, Genossen Prjanitschnikow. Er war der Ehemann unserer Chemielehrerin und der Vater eines Mitschülers. Er lächelte mich freundlich an und bot mir Platz an. Es sei beschlossene Sache, daß ich als Deutschlehrerin arbeiten soll, nur ist noch nicht klar, welche der Sieben-Klasse-Schulen im Bezirk mir die meisten Lehrstunden anbieten kann.

Als ich ganz schüchtern die Kommandantur erwähnte, sagte er: »Mit der Kommandantur ist alles schon geregelt.« Ich soll in einer Woche wiederkommen, und er fragte, welches der Dörfer ich auswählen würde. »Ich kenne ja nur Stepnoi Kutschuk, alle anderen sind mir fremd.« Darauf nickte er verständnisvoll.

Am Sonntagmorgen war ich auf dem Markt und suchte mir Schuhe aus, das Geld sollte wieder von der Einlösung der Obligation meines Vaters stammen – so Ella. Diesmal brauchte ich keine Kartoffeln, kein Brot – ich brauchte Schuhe für die warme Jahreszeit im Schuljahr, das sind die Monate September, manchmal noch Oktober, dann von Ende April bis Anfang Juni. Zuerst schaute ich mir alle Schuhe an, die auf dem großen Marktplatz an allen Ecken zu finden waren, und überlegte: Eine junge Lehrerin sollte keine Nonnenhalbschuhe schon am ersten Schultag anhaben. Also ... die schönsten sollten es sein, auch wenn ich nur eine Nemka war. Ich kaufte elegante Schuhe (Tufli) aus der Tschechoslowakei in Schwarz mit hohen, doch nicht so dünnen Absätzen, dazu noch bei derselben alten Frau schöne Strümpfe.

Zu Hause bewunderten alle meine neuen Schuhe samt den Strümpfen. »Ja«, meinte Ella traurig, »aber wie willst du denn auf diesen Absätzen über den Fluß kommen? Und über den Graben?« – »Vielleicht werde ich in ein anderes Dorf gehen müssen, wo es weder Fluß noch Graben gibt.« Nein, das konnten sie sich nicht vorstellen, sie wollten, daß ich hier bliebe. Und nun schaute ich mir die Schuhe schon ganz enttäuscht an. Wirklich, ich hätte mir andere aussuchen sollen, mit niedrigen Absätzen. Lisbeth sprach mir zum Trost: »Sie sollte sich noch ein Paar Schuhe kaufen, und diese braucht sie auch als Lehrerin.« Die Tatsache, daß ich nun Lehrerin werde, ließ meine Familie alles tolerieren, sie hätten mir jetzt alles verziehen.

Die ganze Woche hindurch waren Ella und ich beim Nähen neuer Kleider aus dem Stoff, den ich mir als Absolventin der Rodinski-Mittelschule hatte kaufen können. Die Zwillinge bekamen auch neue Kleider.

Die Rayon-Lehrerkonferenz fand am 26./27. August 1948 im Klub statt, und ich nahm auch teil. Viel wurde über die Hauptaufgaben der Lehrer gesprochen, über die politisch-ideologische Erziehung der heranwachsenden Generation und ausführlich über den Fachunterricht und die Unterrichtsmethoden. Es hatte sich ergeben, daß ich mich vor dem Beginn der Konferenz in dem fast vollen Saal neben einer jungen Lehrerin niederließ. Ein Gespräch entspann sich, eine Bekanntschaft begann, und daraus wurde eine Freundschaft auf Jahre. Olga Wassiljewna Krawtschenko war ein paar Jahre älter als ich, eine ausgebildete Geschichtslehrerin. Ich beobachtete sie, während sie aufmerksam den Sprechenden zuhörte, wie sie auf die Diskussionsbeiträge reagierte. Ich aber geriet in Verzweiflung, denn von allem, was die Themen Fachunterricht und Unterrichtsmethode betraf, hatte ich sehr wenig verstanden. Eigentlich war mir der Begriff Unterrichtsmethode nur von Sascha her ein wenig bekannt. Jedenfalls fand ich, daß ich meiner künftigen Tätigkeit als Lehrerin offenbar nicht gewachsen war. »Nicht die Götter brennen



die Töpfe«, wie ein russisches Sprichwort sagt, oder »alles in meinen Händen«, redete ich mir ein.

Während einer der Pausen stieß ich plötzlich mit Pawel zusammen. »Pawel – Lida«, riefen wir gleichzeitig aus. Offensichtlich war er genauso überrascht wie ich. Als hätten wir beide schon längst die Möglichkeit, uns mal wiederzusehen, ausgeschlossen und tauchten plötzlich voreinander auf – etwas erschrocken und doch erfreut. Eine Zeitlang lachten wir einander nur an, ohne ein Wort zu sagen. Und schon erklang die Glocke. Pawel fragte, ob ich mir heute noch den Film anschauen würde, ich glaube, es war »Die Dorflehrerin« mit Marezkaja. Als ich am Abend wiederkam, wartete Pawel vor der Terrasse auf mich. Ich fragte, ob er zufällig meine neue Bekannte, Olga Wassiljewna, kennt. »Doch, ich kenne sie, dort auf der Terrasse steht sie mit ihrem Freund.« Ich lief die Treppe hoch, Pawel auch. Und erschrak fürchterlich, als ich Olgas Freund erblickte – es war einer vom NKWD, einer der Kommandanten. Fassungslos begrüßte ich ihn, Olga mußte meine Verlegenheit bemerkt haben, nahm mich am Arm und führte mich in den Saal. Jetzt saßen wir in einer Reihe: der Kommandant, Olga, ich und Pawel. Eine peinliche Situation für mich und wahrscheinlich auch für die anderen. Alle taten, als ob ..., Nach dem Film gingen wir ein Stück gemeinsam, dann überquerten Olga und ihr Freund die Hauptstraße, Pawel und ich blieben allein. Seit unserer letzten Theateraufführung hatten wir uns nicht mehr gesehen. Die Gerüchte, Pawel wäre den Sommer hindurch mit Ljuda P. zusammen gewesen, betrachtete ich als Gewißheit. Und das war gut so. Ich befand sie seiner vollkommen würdig und wünschte den beiden von Herzen alles Gute.

Warum läuft er mir bloß nach? Soll ich ihm meine Meinung sagen? Nein. Das wäre taktlos. Ich werde ja nicht zu irgend etwas gezwungen, und seine Nähe tut meiner Seele gut. Er war und bleibt für mich der Allerbeste. Aber ich darf nicht mit ihm zusammen sein, auch wenn er sich das wünschte.

Als wir am Parteibüro vorbeikamen, reichte ich ihm die Hand zum Abschied, er aber zeigte auf die Treppe, er fragte, ob wir uns vielleicht noch ein wenig hinsetzen können, die Nacht sei so schön und er hätte überhaupt keine Lust, sich von diesem schönen Sternenhimmel zu trennen. Etwas verwundert, aber keine Sekunde nachdenkend, sprang ich die paar Stufen hoch und setzte mich – genau gegenüber dem Fenster von Saschas Wohnung. Pawel nahm neben mir Platz. Ich sah zum Himmel hinauf, die Erinnerung kam ... »Weißt du«, begann ich, »ich hatte mal die Gelegenheit, eine ganze Nacht hindurch unter genauso einem prachtvollen Himmel ganz allein auf einem mit Weizen gefüllten Lastauto zu verbringen.« – »Wo war das und wann?« Er schaute mich groß an. »Ich war damals vierzehn und als Getreidebegleiterin unterwegs nach Kulunda.« Und ich erzählte ihm kurz die kleine Geschichte, selbstverständlich auf scherzhafte Weise. »Und ich war mir sicher, daß alle Sterne am Himmel in dieser Nacht nur mir zuzwinkerten.« Pawel saß, den Kopf gesenkt und schwieg. Dann wollte er wissen, ob ich mir damals einen Stern ausgesucht hätte. »Nein, hab ich nicht. Der ganze Himmel gehörte ja

mir.« Er richtete sich auf und fragte, welche Sternbilder ich noch herausfinden könnte. »Ich konnte außer Großen und Kleinen Bären nie ein Sternbild herausfinden.« – »Auch Andromeda nicht? Cassiopeja?« – »Nein«, rief ich lachend aus. »Den allerschönsten Stern finden wir jetzt für dich heraus.« – »Warum für mich? Wenn schon, dann einen für dich und einen für mich.« – »Nein«, sagte er entschlossen. Er erklärte mir, wie ich von dem Großen Bären aus dieses oder jenes Sternbild finden konnte. Dann kamen wir auf einen Stern, der sich zwischen zwei Sternbilder befand, doch zu keinem von ihnen gehörte. »Siehst du, er funkelt ganz besonders.« Mit gespannter Aufmerksamkeit sahen wir zu dem Stern hoch. »Pawel!« rief ich, »der bewegt sich ja, siehst du das? Links – rechts, links – rechts.« – »Das sehe ich auch.« Verzaubert saßen wir da, unsere Köpfe berührten sich dabei fast und bewunderten den Stern solange, bis wir darauf kamen, daß nicht der Stern sich bewegte, sondern unsere Augen. »Aber das ist er, der Stern.« Er wollte noch was sagen, doch ich stand hastig auf. »Der Tag bricht ja schon an.« – »Nein, sonst wären die Sterne nicht mehr zu sehen.« – »Trotzdem, es ist Zeit.« – »Ja. Dann wünsche ich dir alles Gute zum ersten Schuljahr als Lehrerin.« – »Danke«, und winkte ihm zu.

Der erste Schultag 1948. Laut Stundenplan kam ich in eine 5. Klasse, wo ich auch Klassenlehrerin war. Über dreißig Kinder standen erwartungsvoll neben ihren Schulbänken und antworteten auf meine Begrüßung einträchtig im Chor »Sdrawstwuitje.« – »Setzt euch.« Über dreißig Paar Kinderaugen schauten mich forschend, neugierig, vielleicht auch mißtrauisch oder auch begeistert an. Unter ihnen meine Nichte Tonja, die mich mit verschränkten Armen besonders groß anstarrte. Allem Anschein nach sollte man merken, in welcher besonderen Stellung sie steht – sie ist schließlich die Nichte der Lehrerin und Klassenleiterin ihrer Klasse.

Als ich mich der Klasse vorgestellt hatte, streckte sich aus der letzten Reihe eine Hand hoch. O Gott, es war Vera Pessenko, die mir während meiner hungrigen Schuljahre unterwegs nach Rodino ein paarmal die so wertvollen Lebensmittel zugesteckt hatte. »Wie soll ich denn jetzt ... sagen? Du oder Sie?« fragte Vera leise und unsicher, nicht in ihrer üblichen Forschheit. »Ich bin jetzt eure Lehrerin, und wie sich Schüler normalerweise an ihre Lehrer wenden, weißt du doch bestimmt, Vera?« – »Ja. Also, Sie, Lida Alexandrowna?« – »Genau!« – »Aber Sie kennen mich doch ... noch, Lida Alexandrowna?« – »Ich kenne dich sehr gut, Vera.« Sie setzte sich, indem sie alle Schüler, deren Blicke auf sie gerichtet waren, erhaben anschaute.

So begann die Bekanntschaft mit meiner fünften Klasse. Dann auch mit der sechsten und siebten Klasse. In der 7. Klasse saß meine Nichte Mariechen (Marussja), sie war drei Jahre jünger, eine Schülerin war zwei Jahre älter als ich. Die meisten waren zwei bis drei Jahre jünger, und selbstverständlich war ich bisher von ihnen mit »Du« angeredet worden. Nicht ohne Aufregung ging ich zum ersten Unterricht in die 7. Klasse, doch es gab keine Probleme.

Wegen der nicht ausreichenden Deutschstunden in unserer Schule mußte ich noch Kunst (in den 5. – 6. Klassen) und Zeichnen (technisches Zeichnen in der 7. Klasse) unterrichten. Mit Müh und Not schaffte ich es, den Schülern etwas in diesen Fächern beizubringen. Obwohl ich mich anstrengte, das Interesse der Schüler für die deutsche Sprache zu wecken, gelang es mir nur bedingt.

Zwei, drei Wochen nach Schulbeginn erklärte mir unser Schuldirektor, ich sei als Komsomolzin verpflichtet, in unserer Schule ehrenamtlich die Arbeit der Pionierleiterin zu leisten. Aus diesem Grund sollte ich morgen nach Rodino zu einem Seminar beim Komsomolkomitee kommen – für zwei Tage! Er zeigte mir ein Telegramm, das ich unterschreiben mußte. Er empfahl mir, beim Kolchosvorsitzenden nachzufragen, ob vielleicht ein Fuhrwerk morgen nach Rodino fährt, das mich mitnehmen könnte. Darauf verzichtete ich und machte mich am nächsten Morgen zu Fuß auf den Weg.

Von dem Seminar an sich hat mein Gedächtnis kaum was behalten, aber eine andere Sache erschütterte mich sehr. Sascha, meine liebste Hauswirtin, war von ihrem Mann verlassen worden. Ich erkannte sie kaum wieder, abgemagert, die Augen eingefallen, mit blassem Gesicht. Doch zeigte sie eine feste Haltung, kein Wort über ihren Schmerz. Kurz beantwortete sie meine Fragen; daraus folgte nur, daß er ihr in einem Brief aus Barnaul, wo er eine Parteiausbildung machte, mitteilte, er hätte seine Traumfrau getroffen und sie würden wunderbar zusammenpassen. »Sascha, liebe Sascha«, ich versuchte sie zu trösten, »er ist einfach ein Nichts, eine Null! Er ist Ihrer nicht wert, Sascha!« – »Ich werde schon damit fertig werden.« Sie wußte sich zu beherrschen ... und um Haltung zu kämpfen.

An meinem nächsten Schultag wußten alle Schüler, daß ich nicht nur Lehrerin, sondern auch die Pionierleiterin der Schule war. Alle wollten Pioniere sein. Ich bin mir nicht sicher, ob in dieser Schule jemals irgendwer als Pionierleiter(in) tätig war. Jetzt war ich verpflichtet, eine Pionierorganisation zu gründen, dafür alle Schüler der 4. bis 6. Klassen entsprechender Altersstufe, die wollten, in die leninistisch-stalinistische Kinderorganisation aufzunehmen und weiterhin auf erzieherische Art zu wirken. Das waren große tönende Worte, aber ich fühlte mich dem nicht gewachsen. Und überhaupt, wie konnten die mir, einer Nemka, diese Pflicht anvertrauen? Aber ich war verpflichtet, und ich verstand es – ehrenamtlich –, eine eifrige Tätigkeit zu entfalten.

Bei einer feierlichen Versammlung wurden die Kinder im Karree aufgestellt, und nachdem sie das Pionier-Gelöbnis abgelegt hatten, waren sie Pioniere.

»Pioniere! Zum Kampf für Sache der Kommunistischen Partei, seid bereit!« – »Immer bereit!« erklang es einstimmig. Das war die formelle Seite der Angelegenheit. In meinem Merkbuch (ein halbiertes Schulheft) war eine Notiz eingetragen: »Immer und in allem nicht vergessen: Ehrlichkeit, Gerechtigkeit, Pünktlichkeit, Gutherzigkeit, fleißig sein, nicht feige sein, sein Wort halten!«

Im Laufe meiner Arbeit merkte ich, daß meine ehrenamtliche Tätigkeit mir mehr Freude bereitete und ich in ihr mehr Befriedigung fand als in der hauptamtlichen.

An allen Veranstaltungen, die unter meiner Leitung vorbereitet und durchgeführt wurden, waren die Schüler zu jeder Zeit ohne Widerrede bereit, teilzunehmen. Dabei sollten sie aber auch in den schulischen Fächern nicht schlecht sein. Einen Chor zu gründen kostete überhaupt keine Mühe. Merkwürdigerweise fanden alle meine Stimme sehr schön und hielten mich für die beste Chorleiterin. Und auch zu allen kleinen Theateraufführungen fanden sich problemlos Darsteller. Tanzen war ebenfalls nicht ausgeschlossen. Einfache und doch ausdrucksvolle Bühnendekorationen wurden mit Hilfe meiner Pioniere angefertigt.

Der kleine Raum zwischen dem Direktoren- und Lehrerzimmern war mit der Zeit als Pionierzimmer eingerichtet worden. Zuerst hatten wir zwei Tische, ein Domino- und ein Damespiel; in einem Regal lagen verschiedene Pionier-Zeitungen und Hefte. Später, in meinem dritten Arbeitsjahr, kaufte ich in unserem Kaufladen, der schon seit zwei Jahren geöffnet war, ein Schachspiel mit einem Lehrbuch für Anfänger. Niemand in unserer Schule konnte Schach spielen.

Während der großen Pause kamen die Schüler in das Pionierzimmer, um Dame zu spielen, sahen das Schachspiel und blieben erstaunt stehen. Einige wußten, daß es ein Schachspiel ist, hatten aber noch nie eines gesehen. Jetzt sollte ich ihnen das Schachspielen beibringen. Ich versprach ihnen, nach dem Unterricht gemeinsam mit ihnen die Spielregeln zu erlernen. Nach einer Woche brauchten die Jungs meine Hilfe nicht mehr. Besonders zwei Jungs waren bald so gut, daß sie die Leitung des kleinen Schachklubs übernehmen konnten. Damals war ich überzeugt, daß die Halbwüchsigen nur oberflächliche Kenntnisse erworben hatten und für das richtige Schachspielen einen Lehrer mit Erfahrung bräuchten. Und doch beobachtete ich die Jungs mit Stolz, die sich um das Schachbrett versammelten und den Spielenden angespannt zuschauten.

Viele Jahre später, während eines Besuches bei meinen Verwandten in Stepnoi Kutschuk, traf ich mit einer Gruppe meiner ehemaligen Schüler zusammen. Begeistert äußerten sie sich über ihre damaligen Schuljahre, wo sie mich als Lehrerin und als Erzieherin hatten. Im Vergleich zu ihren Kindern, die jetzt in dem gleichen Alter waren, hätten sie eine glückliche Kindheit gehabt, die sie auch mir zu verdanken hätten. Als ich dann mit der Familie meines Neffen Alexander Zwinger einen Ausflug zu einem der Salzseen bei Kulunda machte, kamen plötzlich zwei junge Leute, ein Paar, auf mich zugelaufen.

»Lida Alexandrowna!« riefen sie überrascht aus, die Frau umarmte mich, der Mann aber fragte, ob ich sie denn nicht erkenne. »Nein. Tut mir leid.« – »Alexander Loginow, Swetlana Kuzenko«, stellten sie sich vor. »O Gott, meine Schüler!« Die beiden waren alle drei Jahre, die ich in Stepnoi Kutschuk arbeitete, von der 5. bis 7. Klasse in einer Klasse.

Jetzt waren sie ein Ehepaar, er Offizier, sie Lehrerin. Mein Ehemann freute sich, so nette Eheleute, die mal meine Schüler waren, kennengelernt zu haben. Als meine Verwandten angingen, das Essen herauszuholen, fragte Sascha Loginow, aus seiner Tasche ein Schachspiel ziehend, ob jemand mit ihm eine Partie Schach

spielen möchte. Mein Mann, ein leidenschaftlicher Schachspieler, meldete sich sofort. Ich beobachtete Georg (meinen Mann) beim Spiel und bemerkte, daß er sich immer mehr anstrengen mußte. Leise fragte ich Swetlana, ob Sascha in der Offiziersschule das Schachspielen erlernt hat. Aber Alexander hörte das, drehte sich hastig zu mir um, und in einem Ton, als hätte meine Frage ihn beleidigt, sagte er: »Aber, Lida Alexandrowna, Sie haben mir das Schachspielen doch beigebracht!« Georg sah mich verständnislos an. Dann erzählte ich ihm, wie ich meine Schüler zum Schachspielen gebracht hatte.

## Studienbewerbung in Barnaul. Puschkins »Zigeuner« und wieder Pawel

Das Lehrerkollegium unserer Schule bestand aus zehn bis zwölf Personen. Zur Winterkonferenz der Lehrer unseres Bezirkes, die stets Anfang Januar während der Winterferien stattfand, sollten von unserer Schule unbedingt fünf bis sechs Lehrer kommen. Ich, als Neuling, sollte auch dabei sein. Ein großer Bauernschlitten (Roswalni), ein Zweispänner, wurde von einem Kolchos bereitgestellt. Es war Anfang Januar 1949 – meine erste Winterkonferenz. Nach der Konferenz sollten wir uns alle in der Speisehalle Leninski Prospekt/Ecke Sowjetskaja Straße treffen, dort würde auch das Fuhrwerk sein. Während der Konferenz saß ich mit Olga Krawtschenko zusammen. Pawel nahm nicht teil, er hatte jetzt Prüfungen an der Hochschule, wo er ja ein Fernstudium absolvierte. Olga fragte mich, ob ich zu dem Abschlußabend heute komme, sie würde sich freuen. »Nein, Olga, ich fahre gleich nach der Konferenz nach Hause. Aber du bist doch nicht allein, dein Freund Iwan kommt bestimmt auch.« – »Hör mal, hast du Angst vor ihm? Du brauchst keine Angst vor ihm haben, er ist ein guter Junge.« – »Ich glaube dir, Olga, aber ich gehe nach Hause.« Sascha fragte mich dann das gleiche. »Weil unsere Lehrer schon auf mich warten, um nach Hause zu fahren.« – »Die können doch ohne dich fahren.«

Der Grund, warum ich nicht bleiben wollte, war Pawel – er war nicht da. Er fehlte mir. Nein, nicht daß es Liebeskummer war, die Liebe war für mich verboten, das hatte ich verinnerlicht. Pawel war für mich wie Wärme, er stand irgendwie über allen anderen jungen Männern, die ich kannte ... Schon allein seine Blicke taten mir wohl, brachten mir innerliche Ruhe. Und beim Tanzen konnten wir harmlos miteinander plaudern. Aber Sascha bat jetzt: »Ich möchte so gerne hingehen. Bitte komm mit, mir zuliebe, als meine Begleiterin. Komm schon!«

Da konnte ich nicht nein sagen. Wir kamen mit Verspätung zu dem Tanzabend und fanden kaum noch Platz in der Garderobe für unsere Jacken. Die Musik verstummte gerade, als wir den Saal betraten, und ich erblickte Olga und ihren Freund. Wir drängten uns durch das Menschengetümmel zu Olga heran. Sie lachte laut auf: »Bist du also doch gekommen!« Und schon erklang ein Walzer, zu dem ihr Freund sie sofort auf die Tanzfläche führte. Ich wollte Sascha bitten, doch erstarb ich plötzlich. In der Türöffnung zum Lehrerzimmer erschien eine Gestalt in Militäruniform, es war Vitali.

Schnell wandte ich mich ab, tat, als hätte ich ihn nicht gesehen und ergriff Saschas Hand. Aber schon stand er vor mir. Elegant, mit einer leichten Verbeugung forderte er mich zum Tanzen auf. Sascha entzog mir ihre Hand und trat zurück. Keine Begrüßung, kein einziges Wort. Das leichte Zittern seiner Hände spürte ich wohl, auch ich war aufgeregt vor dieser Überraschung. Keiner von uns sagte ein Wort bei diesem Walzer. Sascha war nicht mehr da, Olga winkte mir von der anderen Seite des Saales zu. Vitali hielt meine Hand in seiner, als hätte er

Angst, ich laufe ihm weg. Erst beim nächsten Tanz begann er zu reden, er freute sich sehr, mich getroffen zu haben und wollte wissen, ob er mich nach Hause begleiten darf. Ich hätte nein sagen sollen, dann wäre alles auf immer geklärt.

»Ja, warum denn nicht?!« war meine Antwort. Unterwegs fragte ich ihn, ob er meine Hauswirtin Alexandra Michailowna kennt. »Nein, warum fragst du?« – »Weil sie so hartnäckig darauf bestanden hat, daß ich zu diesem Tanzabend mitkomme. Vielleicht wußte sie, daß du dort sein wirst?« – »Das weiß ich nicht«, lachte er laut auf, »aber richte ihr meinen herzlichen Dank dafür aus.«

Es war eine grausam frostige Nacht und im Hof stehenzubleiben, daran war nicht zu denken. Vitali fragte ob wir uns vielleicht morgen früh bei ihm zu Hause treffen könnten. »Nein, das nicht, auf keinen Fall. Du kannst zu mir kommen, Alexandra wird bestimmt nichts dagegen haben, um so mehr, als ihre Mutter mit der kleinen Valja zur Zeit bei Saschas Schwester sind.«

Sascha fand diese Verabredung gut, sie wollte ohnehin gerne diesen gefragten jungen Mann kennenlernen, für den alle jungen Lehrerinnen schwärmten. Vitali kam kurz nach neun, es war Sonntag, und er wußte ja, daß ich um zwölf, spätestens halb eins aufbrechen mußte, damit ich bei Tageslicht nach Hause komme und noch Zeit habe, mich auf den Unterricht vorzubereiten. Sascha und ich hatten schon gefrühstückt, aber eine Tasse Tee lehnte er nicht ab. Und wir saßen daneben und beobachteten, wie er so ungezwungen ein Stück Brot mit Butter und die Tasse Tee genoß. Es war das erste Mal, daß mich ein Junge in meinem Domizil besuchte. Er bedankte sich bei Sascha, und ich wollte das Geschirr ins Vorzimmer bringen, doch Sascha nahm es mir ab. Ich sollte sitzen bleiben. Vitali schaute mir tief in die Augen. Jetzt bedauerte ich nachträglich, daß ich ihm erlaubt hatte, mich gestern zu begleiten.

»Wir haben so wenig Zeit, Lida«, sagte er traurig. Sascha kam aus der Küche und erklärte, sie gehe jetzt zu ihrer Tochter und komme erst am Abend zurück. »Wenn du gehst, du weißt schon wohin mit dem Schlüssel, wenn du aber länger bleibst – das Mittagessen findest du auf dem Herd.« Jetzt blieben wir allein. Leichte Angst überkam mich, aber nicht vor ihm hatte ich Angst, sondern vor mir selbst. Ich ahnte schon, worüber er mit mir sprechen wollte und fürchtete, nicht die richtige Antwort zu finden. Ich war auch mit meinen eigenen Gefühlen nicht im reinen. Wie würde ich mich benehmen, wenn ich nicht eine Nemka wäre? Ständig plagte mich diese Frage, und nie wußte ich, sie zu beantworten.

Nach kurzer ergreifender Erklärung machte er mir einen Heiratsantrag. Ich schwieg. »Du sagst nichts. Willst du mich nicht als Mann haben?« – »Du darfst mich nicht heiraten, Vitali. Ich dachte, du wüßtest das inzwischen.« – »Wer kann mir verbieten, dich zu heiraten? Nur weil du eine Deutsche bist? Ich studiere die Grundlagen des Marxismus-Leninismus, in denen gleiche Rechte für alle Völker festgeschrieben sind. Und bei uns wird die völlige Gleichberechtigung aller Bürger der UdSSR eingehalten. Und du bist in Rußland geboren, aufgewachsen, du bist Lehrerin und Pionierleiterin in einer sowjetischen Schule – das wäre doch ab-

surd, dich nicht heiraten zu dürfen.« Ich schüttelte nur den Kopf: » Das alles hat überhaupt nichts mit uns Wolgadeutschen zu tun.« – »Irrtum. Ich verspreche dir, in drei Monaten nach dem Einsatz komme ich als Offizier wieder, mit einer Einweisung und wir ... Lida, willst du meine Frau werden?« – »Ja, ich würde deine Frau werden, wenn du eine Erlaubnis von deinen Kommandeuren mitbringst, oder vom NKWD ...« Er ließ mich nicht weiterreden: »Also ja. Von nun an bist du meine Verlobte. Ich möchte dich meiner Mutter vorstellen, haben wir noch Zeit?«

Nein, wir hatten keine Zeit mehr, und ich wollte auch nicht seiner Mutter vorgestellt werden, denn ich wußte, daß wir nie heiraten werden. Noch eine halbe Stunde hörte ich seinen phantasievollen Äußerungen über unser zukünftiges Leben zu, dann gingen wir. Bevor wir gingen, fragte er nach meiner Adresse, wohin er seine Briefe adressieren soll. Ich nahm vom Tisch ein Blatt Papier und schrieb: Altai-Region, Bezirk Rodinski, Stepnoi Kutschuk, Schule, German L. A. Dann fragte er, ob er seine Braut küssen darf. Ich hielt ihm die Wange hin. Er würde mich gerne nach Kutschuk begleiten, das wollte ich nicht, denn er mußte am nächsten Morgen wegfahren. Und ich bin es gewohnt, alleine zu laufen, außerdem hatte ich Filzstiefel an, er nur Lederstiefel. Kurz vor der Kommandantur blieb ich stehen und bat ihn, zurückzukehren. »In zwei Wochen bekommst du schon einen Brief von mir«, versprach er. Er zog die Handschuhe aus, umfaßte mein Gesicht mit beiden Händen und küßte mich. »Do skorogo swidanija.« Ich blieb stehen und schaute ihm nach – festen Schrittes ging er davon.

Bei der Kommandantur abgemeldet, irgendwie innerlich erleichtert, machte ich mich auf nach Kutschuk. Die frostige Luft ließ meine Schritte in der Weite, mit glitzerndem Schnee bedeckter Steppe laut hallen. Und ich freute mich auf mein Dorf, meine Arbeit, meine Schüler, meine Familie.

Zwei Wochen vergingen. Nicht daß ich seinen Brief kaum erwarten konnte, nein. Und doch wollte ich nicht glauben, daß er mich ohne Nachricht, wenn sie auch noch so bitter wäre, liebe. Das wäre nicht seine Art, nicht nach seinem Wesen. Anfang März kam der Brief. Unterwegs zur Schule ging ich am Dorfsowjet vorbei, die Sekretärin Galina muß mich gesehen haben. Sie kam heraus und überreichte mir den Brief. Sofort öffnete ich ihn, lehnte mich an die Wand des Gebäudes, wo keine Fenster waren, und las ihn durch, dann noch einmal, zerriß ihn in kleine Fetzen und ließ sie vom Wind über den Graben wehen. Langsam ging ich zur Schule, in wenigen Minuten begann mein Unterricht. Ich wußte es doch vorher, und warum ist es trotzdem so bitter und tut so weh ... Nein, nein. Nur noch weich werden. Ich hab mich schon daran gewöhnt, bittere Tränen zu schlucken.

Die Schüler merkten wohl doch, daß mich irgendwas bedrückte. Und mir gingen immer wieder einzelne Worte und Sätze durch den Kopf: Pflicht, du hattest recht, wir gehören nicht zusammen, du triffst einmal den Richtigen, treu meinem Vaterland dienen ... Die letzte Stunde, Kunst, Zeichnen, hatte ich in der fünften



Klasse. Ich ließ meine Nichte Tonja sich an die Tafel stellen, mit Kreide in der Hand, und die anderen sollten sie malen, genauso, wie ich mal in der fünften an der Tafel stand und gemalt wurde. Ich selbst ging ans Fenster und ließ meinen Gedanken freien Lauf. Vorwürfe konnte ich ihm keine machen. Weswegen denn? Unter anderen Umständen hätte ich ihm vielleicht vorwerfen können, daß er mich nicht genug lieb hatte? Doch die Liebe war kein Thema in meinen Gedanken, darüber hatte ich nie nachgegrübelt. Es lag alles an mir. Und wenn schon die Hand aufs Herz – Pawel schwebte irgendwo in der Ferne als Vorbild über allen jungen Männern. Warum? Vielleicht, weil er nie mit mir über Liebe geredet hat ...

Vitalis Brief endete mit einem Postskriptum: er würde sich bemühen, mich nie wiederzusehen, sonst wäre es ... Ich war ihm dankbar für diesen Brief, der zumindest ehrlich war.

Für mich war damit ein Kapitel meiner Jugend abgeschlossen. Mir blieb meine Arbeit, die mir neben einigen Mißerfolgen doch viele freudige Momente bereitere. Nicht nur mein eigenes Leben, sondern auch das meiner nahen Verwandten hatte sich verbessert. Der Mann meiner Schwester Maria, Alexander Zwinger, war von der Trudarmee Ende 1948 entlassen worden. Als erfahrener Traktorist war er in der Landwirtschaft gefragt. Alle ihre vier Kinder hatten nun die Möglichkeit, die Schule zu besuchen. Mariechen, die Älteste, war jetzt schon in der 7. Klasse.

Auch der Mann meiner Tante Bertha war zurückgekommen. Und Tante Anna besaß das wunderbare Talent, sich mit allen anderen zu freuen. Ihr Optimismus wirkte ansteckend und besserte die Stimmung ihrer ganzen Umgebung auf. Meine Mutter wartete immer noch sehnsüchtig auf die Rückkehr ihres Mannes. Das ließ sie verbittert erscheinen und machte sie irgendwie einsam.

Erst als wir in die mir zugeteilte Wohnung zogen, war sie wie verwandelt, ihre Augen strahlten vor Freude. Unsere Zweizimmerwohnung war das ehemalige Klassenzimmer, in dem ich Ende 1941 meinen Schulbesuch in Kutschuk begonnen hatte. Jetzt wohnten wir keine hundert Meter von der Schule entfernt – ich und meine Mama. In dem Raum war eine Zwischenwand mit Tür eingezogen worden und ein Ofen mit Herd im Vorzimmer eingebaut. Alles war frisch gestrichen, der Boden aus breiten Brettern in Ocker. Ich selbst konnte unser Glück auch kaum glauben.

Mir war auch ein Platz für unsere Kuh in der großen Scheune angeboten worden, doch das lehnte ich ab, die Kuh sollte bei Ella bleiben. Meine Mutter ging sowieso fast jeden Tag zu ihr und brachte etwas Milch mit. Ella war wieder schwanger, und ohne die Hilfe unserer Mutter ging es einfach nicht, denn Lisbeth war sehr gealtert und konnte kaum noch behilflich sein.

Der Frühling kam. Beim nächsten Termin für die Anmeldung in der Kommandantur, die Anfang des Monats in unserem Dorfsowjet stattfand, fragte ich, ob mir erlaubt wird, Ende Juni nach Barnaul zu gehen und die Aufnahmeprüfungen fürs Fernstudium an der Pädagogischen Hochschule abzulegen. Ich sollte einen Antrag stellen, war die Antwort. Bei der Sekretärin im Vorzimmer schrieb ich den Antrag,

und Galina übernahm es, ihn dem Kommandanten zu übergeben. Als sie herauskam, nickte sie mir zu, alles in Ordnung, ich solle gehen.

Beim nächsten Termin bekam ich die mündliche Zusage. Jetzt stand die Frage, wie hinkommen. Darum sorgten sich auch die Kommandanten. In unserem Bezirk gab es mehrere Lehrer, die dieselben Prüfungen ablegen wollten, die Kommandantur würde mich informieren, wie und mit wem ich nach Barnaul fahren könnte. Es geht ja alles nach Wunsch, ermutigte ich mich, jetzt muß ich mich gut auf die Prüfungen vorbereiten.

Zu dieser Zeit eröffnete uns unser Schuldirektor, daß am 6. Juni 1949 in unserem sowjetischen Heimatland der 150. Geburtstag des großen russischen Poeten Alexander Sergejewitsch Puschkin gefeiert wird und unserem Lehrerkollektiv der Auftrag erteilt worden ist, in Kutschuk die Jubiläumsfeier durchzuführen. Als verantwortlicher Leiter dieser Veranstaltung war unser Stellvertretender Direktor für Unterricht, Georgi Sydorowitsch Martynjuk, ernannt worden. Der Biologielehrer Martynjuk war schon im Vorrentenalter, und es wurde gemunkelt, er wäre mal Opersänger gewesen. Nach zwei, drei Tagen erklärte Georgi Sydorowitsch, daß wir das dramatische Poem von Puschkin »Die Zigeuner« inszenieren werden. Und sofort wurden auch die Rollen besetzt. Ich sollte die Semfira spielen. Die junge Zigeunerin, die bildschöne Semfira. Empört sagte ich zu Georgi Sydorowitsch: »Sie meinen das doch nicht im Ernst? Ich – und Semfira, das ist ja lächerlich. Eine stumpfnasige Blondine – und Zigeunerin. Ich mache da nicht mit.« Er versuchte, mich zu überzeugen, es gäbe doch Möglichkeiten, sich auf der Bühne in eine andere Figur zu verwandeln.

Um ehrlich zu sein, ich wollte ja auch Zeit gewinnen, um mich auf die Prüfungen vorzubereiten. Ich lehnte jedenfalls entschieden ab. Am nächsten Tag wurde ich zum Schuldirektor bestellt. Das Gespräch endete damit, daß er mich fragte, ob er vielleicht den NKWD anrufen solle. Also sagte ich zu. Geprobt wurde fast täglich. Zur Generalprobe besorgte mir Galina – nun die Souffleurin – einen bunten, zigeunerartigen Rock, mehrere Halsketten und zwei, drei farbenprächtige Kopftücher. Das eine, schwarz mit roten Rosen, band ich um den Kopf, damit das Haar nicht zu sehen war. Und doch war ich keine Zigeunerin.

Am 6. Juni sollten wir eine Stunde vor Beginn der Feier im Klub sein. Unser Schuldirektor wollte einen Vortrag über das Leben des großen Dichters halten. Der Leiter unserer Theatergruppe kam mit einem schönen Koffer, stellte ihn auf den Tisch, öffnete ihn in irgendwie bedeutungsvoller Weise und trat einen Schritt zurück – wir sollen uns das anschauen. Es waren Zigeunerperücken, ein paar Kleidungsstücke und ein großer Schminkkasten. Wir setzten also die Perücken auf und schminkten uns. Unser Leiter, Sydorowitsch selbst, spielte den alten Zigeuner und setzte eine graumelierte Perücke auf. Nur der Darsteller des jungen Aleko bekam keine Perücke. Als ich fertig war, ging ich vor den größeren Spiegel, der hinter den Kulissen an der Wand befestigt war – und erkannte mich nicht. Das war eine andere junge Frau, eine sehr hübsche Zigeunerin. Ich schämte mich,

denn ich hatte, weil ich diese Rolle nicht spielen wollte, den Text schlecht gelernt. Doch Galina verstand es, mir die Stichwörter rechtzeitig zuzuflüstern. Es wurde ein großer Erfolg. Doch von etlichen meiner Kollegen wurden mir Vorwürfe gemacht, wie: »Und du wolltest nicht ...« oder: »Und Sie hätten beinahe diese Vorstellung zum Scheitern gebracht.« Am nächsten Tag traf ich einige meiner Schüler, die jetzt schon Ferien hatten. Einer von ihnen sagte zu mir: »Eine echte Zigeunerin kann gar nicht so schön sein, wie Sie es gestern waren.« – »Hast du schon viele Zigeunerinnen gesehen?« fragte ich. »Nein ... aber ...« Er wurde ganz verlegen, als die anderen auflachten.

Mir blieben noch drei Wochen bis zur Abfahrt nach Barnaul. Es stellte sich im übrigen heraus, daß auch unser Schuldirektor ein Fernstudium an der Pädagogischen Hochschule hatte, nur war er schon im dritten Jahr, jetzt mußte er zu den Sommerprüfungen. Zu dieser Zeit kam seine Tochter Antonina, die hochschwanger war, nach Hause, um hier zu entbinden. Sie war mit einem Offizier verheiratet, der seinen Dienst in nicht so freundlicher Umgebung zu leisten hatte. Nach der Geburt blieb sie noch zwei Jahre bei ihren Eltern und wurde an unserer Schule als Russischlehrerin eingestellt. Ich freundete mich mit ihr an – sie war fünf Jahre älter als ich. Jetzt fuhr ihr Vater mit demselben Lastauto nach Barnaul, das mir die Kommandantur zugewiesen hatte. Aus unserer Schule waren wir nur zwei, in Rodino kamen noch fünf oder sechs Passagiere dazu. Unser Direktor nahm im Fahrerhaus Platz, alle anderen saßen auf der Ladefläche, die mit Kornsäcken vollgestellt war. Während der Fahrt sprach mich ein junger Mann an, der sich als Wladimir Paschtschenko vorstellte. Ich brauchte mich nicht vorzustellen, er wußte, wer ich war, hatte mich auch schon gesehen und viel von mir gehört ..., besonders von seinem Freund Pawel Bratschun. Das wunderte mich sehr. Nie hätte ich gedacht, daß Pawel über mich mit irgendwem reden würde.

Wladimir (kurz Wolodja oder auch Wowka genannt) hatte gerade die Schule in Rodino absolviert, wohnte aber in Kajauschka. Seine Mutter, Maria Viktorowna, war nicht nur in unserem Bezirk Rodinski bekannt als beste Russisch- und Literaturlehrerin. Schon als Schülerin hatte ich von ihr gehört und wäre gern ihre Schülerin gewesen. Sie war inzwischen mit dem Ehrentitel einer Verdienten Lehrerin ausgezeichnet worden. Ihre Unterrichtsmethoden waren schon Legenden. Ihr Sohn machte auf mich von Anfang an den Eindruck eines intelligenten, humorvollen und geistreichen Menschen. Diese Meinung änderte sich auch nicht. In Barnaul hielt der Laster am Haus 117 der International Straße. Unser Direktor stieg mit mir aus. Es war eine Zweizimmerwohnung im Kellergeschoß. Die Hauswirtin Maria Sergejewna, eine sehr sympathische fünfzigjährige Frau, empfing uns gastfreundlich und wies F. J. das kleine Nebenzimmer zu. Ich würde mit ihr im größeren Raum wohnen. Die Prüfungen bestand ich gut. Gleich nach den Prüfungen wurde die Aufnahmeliste ausgehängt, auf der auch mein Name stand. Schon am nächsten Tag begannen die Überblicksvorlesungen.

Ich fühlte mich wohl, das Leben schien gar nicht so düster zu sein. Einmal besuchte mich Wladimir in der Wohnung. Wir unterhielten uns eine Weile auf angenehme Weise, dann wollte er plötzlich wissen, warum ich die Gefühle seines besten Freundes (Pawel) nicht erwiderte. »Er liebt dich doch«, fügte er hinzu. Das war so überraschend für mich, daß ich die Fassung verlor. Nach einer Pause fragte ich: »Und warum höre ich das von dir?« – »Weil er das Risiko nicht eingehen möchte, dich auch als gute Freundin zu verlieren.« Schnell schnitt ich ein anderes Thema an. »Er hat ja recht, mit dir darf man nicht über Liebe reden«, meinte Wladimir.

Während einer Pause in der Schule fragte mich eine junge Lehrerin aus einem anderen Dorf, die auch mit nach Barnaul gekommen war, warum sie meinen Namen in der Aufnahmeliste nicht gefunden hat. »Vielleicht kennen Sie meinen Namen nicht, ich heiße Lidia German. Mein Name ist drin«, antwortete ich nicht ohne Stolz. Sie sah mich irgendwie mißtrauisch an und ging davon. Das war zwei, drei Tage vor der Abreise nach Rodino.

Vergebens wartete ich auf Kontrollarbeiten, auf Lehrmittel, auf Empfehlungslisten für Literatur, die uns von der Hochschule versprochen waren. Nichts bekam ich. Auf mein Schreiben, warum ich kein Lehrmaterial bekomme, war die Antwort, ich sei nicht auf der Liste. Im Gespräch mit meiner neuen Freundin Antonina, der Tochter unseres Schulleiters, erfuhr ich den Grund: Ihr Vater hatte beim NKWD seine Unterschrift gegeben, daß er die Verantwortung für mich übernimmt. Er wußte auch, daß ich in der Aufnahmeliste eingetragen war, dann wurde eine neue Liste ausgehängt, ohne meinen Namen. Selbstverständlich habe ich damals meiner Freundin das Ehrenwort gegeben, niemandem davon zu erzählen.

Nach dem Gespräch mit Antonina hatte ich das Gefühl, ein Versuchskaninchen zu sein. Warum hatten sie mich nach Barnaul gehen und einen Monat lang die Vorlesungen besuchen lassen? Sie wußten doch, daß ich nicht studieren durfte, oder? Und was sollte noch alles kommen? Würden wir Deutsche irgendwann frei sein? Wenn ich nicht studieren durfte, wie könnte ich weiterhin als Lehrerin arbeiten?

Aber das Leben ging weiter, und ich durfte arbeiten, und meine Mutter war stolz auf mich ...

Außer meiner Arbeit als Lehrerin hatte ich ja noch viel mit der Pionierleitung zu tun, und das half mir, mich von meinen trüben Gedanken abzulenken. Ziemlich oft traf ich mich mit Vera Schewtschenko, sie war jetzt in Rodino als Pionierleiterin tätig, und wenn sie auf Besuch zu ihrer Mutter kam, fanden wir stets Zeit, uns zu treffen.

Aber das, worüber ich außerdem berichten möchte, geschah noch Mitte August, kurz nach der Rückkehr aus Barnaul, während der Sommerferien. Ich war unterwegs zu Vera. Es dunkelte schon, als ich auf die breite Straße des Kolchos »Swerdlow« kam. Langsam ging ich so dahin und ließ meine Blicke von einem

bekanntes Haus zum anderen gleiten. Es war ein sehr warmer Tag gewesen, daher standen die meisten Haustüren und auch die Fenster noch offen. Den unterschiedlichen Lauten nach, die aus den Höfen klangen, konnte man sagen, in welchem Hof die Kuh noch nicht gemolken war, wo die Milch schon entrahmt wurde, wo das Kind in den Schlaf gesungen wurde, wo man beim Abendessen war usw. Als ich mich dem Haus meiner Schwester Maria näherte, blieb ich stehen. Vielleicht sollte ich ganz kurz vorbeischaun, ihren Mann hatte ich nur einmal nach seiner Rückkehr gesehen. Nein, es war schon spät, Vera wartete auf mich. In diesem Moment hörte ich von hinten, ziemlich weit entfernt, ein »No-oo«, was ein Antriebsgeräusch (gewöhnlich für Pferde) bedeutete. Jetzt ging ich schneller, ich wollte nicht gesehen werden. Und plötzlich kamen meine Gedanken auf Pawel, eigentlich auf das Gespräch mit Wladimir. Was für ein Unsinn! Er sollte verliebt sein in mich? Ich konnte mir nicht vorstellen, daß ich ihn noch mal unbefangenen sehen könnte. Vertieft in diesen Gedanken, schritt ich immer schneller aus. Die Fuhre hatte mich aber schon bald eingeholt, ich hörte das Reden zweier Männer und das Schnaufen der Pferde. Dann waren Schritte hinter mir, und ein »Sdrawstwui, Lida« erschreckte mich furchtbar. Neben mir ging Pawel.

Ich brauchte ein bißchen, bis ich Mut gefaßt hatte, ihn zu fragen, wie er hierhergeraten ist. Er wollte mit seinem Vater Heu holen. »Die Heumahd ist schon längst vorbei«, konnte ich in Verwirrung nur hervorpresen, als hätte ich vor, ihm Vorwürfe zu machen. Er merkte, daß seine Anwesenheit hier mir keine Freude machte. »Stimmt. Wir nehmen das Heu vom Schober«, erwiderte er trocken und fragte, wohin ich gehe. »Zu Vera, meiner Freundin«, und zeigte auf das Haus, wo wir gerade stehengeblieben waren, »du kennst sie doch?« – »Ja, ich kenne sie. Mußt du unbedingt zu ihr? Ich dachte, wir laufen ein bißchen herum. Ich hab mich so gefreut, als mein Vater mich fragte, ob ich nicht nach Kutschuk mitkommen möchte. Doch als wir ins Dorf kamen, war es schon fast dunkel. Beim Runtergehen zum Fluß bemerkte ich einen Punkt, der sich auf dieser Straße vor uns her bewegte, und ich wußte, daß du es bist.«

Ich hörte zu und sprach zu mir selbst: Bitte, nicht weiter, hör bitte auf. »Pawel, ich hab Vera versprochen, daß ich sie heute besuche.« Er stand wie versteinert vor mir. Da kam mir eine rettende Idee. »Komm, wir gehen beide zu ihr.«

Er kam tatsächlich mit. Erstaunt sahen uns Vera und ihre Mutter an. Ich erklärte, daß Pawel mit seinem Vater nach Heu gekommen ist und wir uns zufällig getroffen haben. Sie baten uns herein, und ich wollte mich schon setzen, doch Pawel blieb fest an der Tür stehen. Er bedankte sich und erklärte, daß wir ja gleich wieder gehen. Veras Mutter wollte wissen, wo denn sein Vater sei, denn sie könnten beide auch bei ihnen übernachten, Platz sei genug da. Er schüttelte den Kopf und bedankte sich höflich. »Dann, Vera, komme ich morgen«, sagte ich entschuldigend. Ich hatte gedacht, wir bleiben bei ihnen eine Weile.

Auf meine Frage, ob er unser Dorf besser kennenlernen möchte, antwortete er: »Sehr gerne.« Und wir gingen Richtung Schule. Unterwegs zeigte ich ihm das

Bikbulatow-Haus, wo wir mal gewohnt hatten, dann die Molkerei und den Graben, wo wir im Winter während des Militär-Nachtdienstes Ski gefahren oder gerodelt waren. Über den Graben gingen wir aber den langen Weg, wo die drei wunderschönen Birken stehen. Dann weiter zur Schule und zu unserer Wohnung, wo meine Mama schon längst schlief, in der Überzeugung, daß ich bei Vera geblieben bin zum Übernachten. Selbstverständlich sprachen wir jetzt nur im Flüsterton.

Ich versuchte mir vorzustellen, was geschehen würde, wenn mich ein Schüler oder Eltern in tiefer Nacht mit einem Jungen gesehen hätten. Verlegen mahnte ich, daß es Zeit zum Schlafengehen ist, er aber wollte noch zum Fluß.

Nun kamen wir auf die große Holzbrücke, wo der Fluß breit und tief war und nur im Mondschein so ruhig und bezaubernd dahinflöß. Über die Brücke kamen wir vom Damm hinunter in den Birkenhain. Die Birken hatten ein majestätisches Aussehen. Besonders aber bezauberten uns die ganz nah am Fluß wachsenden Bäume, einer von ihnen neigte sich über den Fluß wie ein Fächer. Die Widerspiegelung der Birken im leicht schimmernden Wasser war wie ein Märchen.

Stumm und bewegungslos standen wir am kleinen Fluß Kutschuk und bewunderten das Wirken der Natur. Pawel war begeistert. Ich auch. Ein paarmal war ich in dem Birkenwäldchen gewesen, aber nicht im Sommer, wo ich auf dem Feld arbeiten mußte, und nicht in der Nacht bei Mondschein. Still spazierten wir noch ein Weilchen hin und her und genossen die Pracht des kleinen Waldes in der sibirischen Steppe. Dann gingen wir.

In der Nähe meiner Wohnung wollte Pawel sich verabschieden, doch das konnte ich nicht zulassen, wir waren ziemlich weit weg von dem Kolchoshof, wo sein Vater im Leiterwagen schlief. Außerdem könnte Pawel sich verlaufen. Also ging ich mit.

Bisher war ich die »Führerin« gewesen, und bis in den Birkenhain hinein hatte ich unaufhörlich gesprochen, was mich jetzt noch wundert. Immer war ich schweigsam gewesen und hatte ihm gerne zugehört. Jetzt auf dem Rückweg war ich wieder die ZuhörerIn. So ins Gespräch vertieft, kamen wir zu dem Klub, wo gegenüber der Kolchoshof war.

Keiner von uns beiden hatte eine Uhr, und wir wußten nicht, wie spät es war. Pawel wollte sich noch das Klubhaus ansehen, wo ich öfters auf der Bühne gestanden hatte. (Das wußte er.) Die Außentür öffnete sich, doch die zweite, die Tür vom Saal war verschlossen. Der Vorbau, wo wir uns gerade befanden, hatte eine Fensteröffnung, höher als normale Fensteröffnungen und ohne Fenster. Müde stützten wir uns mit den Armen auf das Unterbrett. Über uns sahen wir nur den Sternenhimmel. Nach kurzem Schweigen flüsterte Pawel: »Das ist die schönste Nacht meines Lebens. Ich werde sie ausführlich in meinem Tagebuch beschreiben.«

Ich schwieg und versuchte, die Sternbilder aufzusuchen, die mir Pawel einst erklärt hatte. Doch er schaute nicht in den Himmel, er sah mich an, das spürte ich. »Lida«, fing er an. »Pawel, die Sterne verlöschen schon, der Tag bricht an.« Jetzt

bestand er darauf, mich zu begleiten, wenigstens bis zu dem Platz, wo er mich als Pünktchen erkannt hatte.

Noch auf dem Weg dahin hörten wir den ersten Hahn krähen. Wir verabschiedeten uns beim Morgengrauen und beim Hahnenkrähen. Am nächsten Tag fragte mich Vera: »Habt ihr euch wenigstens geküßt?« – »Das hätte uns vielleicht alles verdorben.«

## Ein unerwünschter Heiratsantrag

Ich darf nicht an ihn denken! Ich darf einfach nicht. Und will auch nicht, sagte ich mir jedes Mal, wenn ich an die mit ihm verbrachte Nacht dachte. Ich muß mich auf meine Arbeit konzentrieren und nicht vergessen, daß ich jetzt Fernstudentin bin und viel zu lernen haben werde. Ich wußte noch nicht, daß ich zum Studium nicht zugelassen war. Der Monat September verging, ohne daß ich irgendeine Nachricht von der Hochschule erhalten hätte. Und immer häufiger dachte ich an die junge Lehrerin aus Kajauschka, die meinen Namen in der Liste nicht gefunden hatte. Aber glauben wollte ich nicht, daß so was möglich sein konnte. Ich hatte doch meinen Namen gesehen ... Abwarten.

Meine Arbeit, eher meine Schüler, die fröhlichen Gesichter unserer Halbwüchsigen, lenkten mich von finsternen Gedanken ab. Mein Deutschunterricht, glaube ich, ließ doch wohl zu wünschen übrig. Jedenfalls, Befriedigung bereitete mir meine Hauptarbeit nicht, obwohl ich mir alle Mühe gab. Nur beim Korrigieren von Arbeiten konnte ich mich öfters freuen – das Lesen, Schreiben und etwas aus der Grammatik hatte ich ihnen doch beigebracht. Auch kleine Übersetzungen machten die meisten mit Hilfe des Wörterbuchs nicht schlecht. Und die Ausflüge, die ich mit meinen Sechskläßlern unternahm, zum Beispiel in das herbstliche Birkenwäldchen, waren für beide Teile ein großes Erlebnis. Die Kinder freuten sich, zusammen im Freien gewesen zu sein, und wir alle waren einander nähergekommen, wurden vertrauter miteinander.

Dann kam Michail. Ich hatte Vera besucht, um mir das versprochene Kätzchen abzuholen. Aus den vier kleinen Tiger-Kätzchen durfte ich auswählen. Es war Anfang Oktober, das noch im September eingesetzte herrliche milde Wetter hielt an. Trotzdem hatte ich meinen neuen Übergangsmantel angezogen, den ich neulich in unserer »Bude« gekauft hatte, denn ich wollte ihn von Vera begutachten lassen. Das Kätzchen verbarg ich am Busen unter dem Mantel. Durch den Hof mit den Gedenkpappeln, wo wir so oft in der Kindheit hinauf bis in die Kronen geklettert waren, ging ich bis zum Klub unaufhörlich mit dem Tierchen murmelnd. Und plötzlich kam auf mich ein Lastauto zu. Erschrocken sprang ich zur Seite auf die kleine Haustreppe vom Klub. Der Laster bremste abrupt und hielt an. Vom Wagen sprang eine Militärfrau herunter. Irgendwas Blaues war an der Uniform, ich glaube, an der Schirmmütze. Die Miliz oder der NKWD, schoß es mir durch den Kopf. Vor mir aber stand Michail Zapko. Er war seit 1946 im Militärdienst bei der Luftwaffe in der Nähe von Moskau. Das war sein erster kurzer Urlaub, er konnte nur eine Woche bleiben.

»Dann beeile dich, deine Mutter guckt sich gewiß schon die Augen aus.« – »Die Mutter bleibt immer die Mutter, und sie versteht ihren Sohn.« Er wollte wissen, was ich jetzt vorhabe, wohin ich gehe und was ich da unterm Mantel trage. Ich zeigte das Kätzchen, und er lachte auf. Ich wollte gehen, doch er nahm meine



freie Hand. Er griff seinen Koffer, den der Chauffeur neben ihm abgestellt hatte, bevor er weiterfuhr. »Ich kann dich einfach nicht gehen lassen. Bitte, komm mit mir zu meiner Mutter, ganz kurz, ich begrüße sie nur und stelle den Koffer ab. Bitte.« – »Ich gehe nicht mit dir zu deiner Mutter, sie hat dich vier Jahre nicht gesehen. Und laß bitte meine Hand los.« Er hielt sie noch fester. »Nein!« Das klang fest und in herrischem Ton. »Nein. Ich hab so viel mit dir zu besprechen.« – »Du kannst mich morgen besuchen, ich wohne neben der Schule.« – »Bis morgen warten? Viel zu lange hab ich schon gewartet« Er zog mich am Arm über die Straße. Ich sträubte mich, er bat wieder, nur ganz kurz mit nach Hause zu kommen. Das Kätzchen fing an zu miauen, dann riß ich mit aller Kraft meine Hand aus seiner. Er ließ den Koffer fallen und packte mich an beiden Armen und schaute mir flehend in die Augen.

Ein schöner junger Mann, konnte man wohl sagen, großgewachsen und schlank, und die Uniform stand ihm ausgezeichnet. Ein Mann zum Verlieben eigentlich. Wir standen schon vor seinem Haus. »Gut«, sagte er, »dann gehen wir erst zu dir.« Er nahm den Koffer wieder auf und mich am Arm, »danach gehen wir zu meiner Mutter.« – »Michail, mach dich und mich nicht lächerlich. Geh zu deiner Mutter.« Ich trat energisch zur Seite. Er fragte, welchen Weg ich nach Hause gehe, also immer noch denselben. Schnell ging ich davon. An der Molokanka holte er mich, außer Atem gekommen, ein.

Zu Hause stellte ich ihn meiner Mutter vor. Dann gab es Bratkartoffeln, und wir blieben am Tisch sitzen und redeten bis tief in die Nacht. Erinnerungen an die Kriegsjahre, an alle unsere gemeinsamen Bekannten. Natürlich auch an Rosa, meine beste Freundin, die ich für seine künftige Frau hielt (dabei lächelte er nur kurz). Doch Rosa war inzwischen verheiratet, das wußte er auch schon. Über mich war er über seine Schwester Darja ausführlich informiert. Nun würde er gerne wissen, ob ich einen Freund habe. Ja, ich habe einen Freund, jedoch nicht so, wie er – Michail – es vielleicht denkt. Pawel Bratschun ist mein guter Freund, und er ist der beste Junge von allen. Das sagte ich offen und entschlossen. Dabei sah ich ihm gerade in die Augen. Denn er sollte wissen, daß ich mit ihm nichts zu tun haben will. Und mit gesenktem Blick dachte ich: Ich weiß ja selbst nicht, mit wem ich was zu tun haben will. Alles ist so ... miserabel, so scheußlich! ... Bloß nicht schwach werden und meine wahre Verfassung erkennen lassen ... Wir könnten ja auch gute Freunde werden.

Nun wollte ich aber über sein Leben etwas erfahren. Die allgemeine Mittelschule hatte er schon abgeschlossen, jetzt hatte er vor, sich bei der Frunse-Luftwaffenakademie in Moskau anzumelden, und er hoffte, in einem Jahr als Kursant dieser berühmten Akademie sein Heimatdorf besuchen zu können ...

Plötzlich schaute ich auf unsere kleine Pendeluhr. »Michail, entschuldige bitte, es ist schon halb eins, die Schule beginnt um acht ...« Er fragte, wann ich morgen nach Hause komme, wieviel Stunden ich habe. »Dann bis morgen. Und denk nicht, daß du mich so einfach los wirst. Bis morgen.« Dabei lächelte er, als wäre das ein Scherz. Eine Frechheit ist das, dachte ich.

Am nächsten Tag, es war Montag, hatte ich nur drei Stunden Unterricht, zwei davon mit schriftlichen Arbeiten. Gewöhnlich sah ich die Hefte gleich nach dem Unterricht noch im Lehrerzimmer durch, nur selten nahm ich einen Teil mit nach Hause. Heute nahm ich alle Arbeiten mit, denn ich sollte meiner Mutter beim Waschen helfen. Ich dachte, ich würde es auch noch schaffen, mich für den nächsten Tag zum Unterricht vorzubereiten, bevor er kommt. Beinahe wären mir alle Hefte aus den Armen geglitten, als ich die Wohnungstür geöffnet hatte – Michail saß mit meiner Mutter am Tisch! Sie unterhielten sich offenbar recht angeregt! Mein Gott! Meine Mama versteht kaum etwas russisch, ihr Wortschatz war vielleicht auf zehn, zwanzig Wörter begrenzt. Mit glänzenden Augen und geröteten Wangen saß sie da, merklich jünger aussehend. Glückstrahlend sah sie mich an. Michail erhob sich und nahm mir die Hefte ab. »Willst du die heute alle noch durchsehen?« – »Allerdings, und die Lehrpläne entwerfen. Morgen habe ich fünf Stunden.«

Meine Mutter schwindelte mir nun vor, sie würde morgen früh mit der Linda die Wäsche waschen und jetzt ginge sie zu Ella, um Milch zu holen. Sie wollte mich einfach mit Michail allein lassen. Da bestand ich darauf, die Milch selbst zu holen – ich brauchte einen Spaziergang nach der Arbeit. »Und der Junge?« fragte meine Mama sorgenvoll. Ich sprach mit ihr russisch, sie mit mir deutsch.

Michail kam gerne mit. Als wir uns dem Dorfsowjet näherten, fragte ich, ob er schon Galina Schkurko, die hier als Sekretärin arbeitet, gesehen hat. Nein, er war noch nicht im Selsowjet gewesen. »Komm«, sagte er plötzlich und blieb stehen. »Komm, wir gehen rein und lassen uns einschreiben.« Sich einschreiben lassen bedeutet in Rußland, eine Ehe standesamtlich zu schließen. Da platzte ich nur so mit dem Lachen heraus. »Ich meine es ernst. Ja, wir haben noch ein paar Tage Zeit, aber von mir aus können wir das auch jetzt erledigen.« – »Hör auf damit, sonst lach ich mich noch tot! ... Oder ... willst du dich einfach lustig über mich machen?« erwiderte ich, als hätte ich das als Scherz empfunden und wäre darauf eingegangen. Ich ging weiter, er kam nach. Durch den Graben rannte ich, als wäre ich eine Zwölfjährige, er jagte mir hinterher. Scherzend, lachend, spielerisch ging es weiter.

Als wir zurückkamen, war meine Mutter nicht mehr da. Bevor ich mich an das Durchsehen der Arbeiten machte, stapelte ich vor Michail auf den Tisch ein paar Zeitungen: Juny Pioner, Komsomolskaja Prawda, die Zeitschriften: Pioner, Kostjor (Lagerfeuer) und Satejnik, was ich übersetzen würde mit Organisator von Unterhaltungen für Kinder. Er las, rätselte Bilderrätsel, löste Kreuzwörter und allerlei Denkaufgaben für Kinder und Jugendliche. Er sprach kein Wort, um mich bei der Arbeit nicht zu stören. Ein paarmal gelang es mir, seine Blicke aufzufangen – er beobachtete mich. Na, und? Danach hatten wir ein ernstes Gespräch. Er wollte oder konnte nicht verstehen, daß meine rechtliche Lage in der Tat so verzeifelt aussah. Damals wagte ich nicht, über Recht oder Unrecht zu diskutieren. Ich wiederholte bloß »ich darf nicht« oder »das darfst du nicht«. Er stand auf, machte ein paar Schritte hin und her und blieb vor mir stehen. »Wo bist du eigent-

lich geboren?« – »Geboren? ... In Mariental bin ich geboren«, antwortete ich erschrocken und schaute ihn an, als hätte ich ihm mein größtes Geheimnis anvertraut. Er erwartete scheinbar auch eine andere Antwort, was ihn zu einem kurzen Schweigen zwang. »Und wo liegt dieses Mariental?« – »Es liegt im Gebiet von Saratow an der Wolga, und es heißt jetzt Sowjetskoje.« – »Siehst du – das ist in Rußland. Du bist in Rußland geboren und aufgewachsen. Ich hab dich ja auch noch als Kind kennengelernt. Dein Russisch ist besser als meins. Du bist keine Nemka, eine Russin bist du.« Er rückte seinen Stuhl ganz dicht neben meinen und setzte sich. »Nein, Michail. Das gilt zwar für alle Nationen der UdSSR, nur nicht für uns, die Deutschen.« – »Du lebst aber in Rußland, hier in Kutschuk. Schließlich könnte ich auch meinen Abschied einreichen und mich irgendwo hier niederlassen. Aber ehrlich gesagt, Kutschuk hat keinen Reiz mehr für mich, aber hier in unserer Region gibt es das Altaigebirge mit einem wunderschönen See, mit kleinen Bergflüssen, dort möchte ich mich niederlassen. Ich könnte vielleicht als Mechaniker Arbeit finden und du natürlich als Lehrerin.« – »Michail, du machst deine Ausbildung an der Frunse-Akademie, das weißt du doch selbst.« – »Und wenn ich beim Examen durchfalle?« – »Ganz bestimmt wirst du nicht durchfallen.«

Meine Mutter kam, wir brachen unser Gespräch ab. Michail fragte, ob ich ihm nicht die Schule zeigen würde, damals war sie ja noch nicht ganz fertig. Natürlich tat ich das gern. Er ging auf das Klassenzimmer zu, das mit einem kleinen Schild »7. Klasse« bezeichnet war. »Das war auch meine 7. Klasse.« In der Fensterreihe setzte er sich auf die letzte Bank. »Und du unterrichtest da die Siebenkläbler in Deutsch. Ich beneide sie – deine Schüler. Damals hatten wir kein Deutsch ...«, sagte er nachdenklich. »Wo hast du in der 7. Klasse gesessen?« – »Nicht in diesem Raum. Es war ja 1943/44, in der Siebten waren wir nur zwölf, unser Raum war das Pionierzimmer. Dieser hier diente für Militärausrüstung und wurde nicht beheizt.« – »Jetzt komm in deine damalige 5. Klasse. Bist du mir immer noch böse wegen des Fotos?« – »Wann bekomme ich es wieder zurück?« – »Laß es doch ... Bei meiner Mutter ist es gut aufgehoben.«

Als wir aus dem Zimmer herauskamen, hörten wir Stimmen. Michail spitzte die Ohren. »Aus dem Lehrerzimmer. Die zweite Schicht ist noch nicht lange vorbei. Manche Lehrer sehen noch die Hefte durch«, erklärte ich. Die Tür des Lehrerzimmers öffnete sich, und Jekaterina Michailowna, Lehrerin für die Anfänger, trat heraus. »Aha«, rief sie mit ihrer schallenden Stimme. »Die Luftwaffe interessiert sich fürs Schulwesen.« – »Das ist meine alte Schule. Als ich in der 7. Klasse war, ging Lida Alexandrowna in die 5.« – »Alles klar«, sagte Jekaterina Michailowna nicht ohne bissigen Unterton. Eigentlich war sie kein böser oder schlechter Mensch. Sie war fünf bis sechs Jahre älter als ich, hatte sich mal freiwillig an die Front gemeldet und besaß auch einen Offiziersrang, wie es hieß. Kurz war sie mit einem Offizier verheiratet gewesen. Dann kam sie nach Kutschuk. Ich mochte sie für ihre manchmal schroffe Offenheit und Aufrichtigkeit. Ihre etwas kräftige Sta-

tur und die laute Stimme riefen bei ihren Schülern Respekt, aber auch ein bißchen Angst hervor. »Na dann, viel Vergnügen bei euren gemeinsamen Erinnerungen. Auf Wiedersehen.«

Am Donnerstag brachte unser Schulleiter ein Telegramm. Das Bezirks-Komso-molkomitee wird ein Drei-Tage-Seminar für alle Pionierleiter des Bezirks Rodinski abhalten. Ab Freitag 8.00 Uhr morgens bis Sonntag 17.00 Uhr Nachmittag. Die Teilnahme ist Pflicht. Freitag war morgen. Das Telegramm mußte ich unterschreiben. Rasch überflog ich es noch mal. Am Ende stand als Unterschrift der Name des Verantwortlichen für die Durchführung dieses Seminars – P. Bratschun. Pawel!

Einige der anwesenden Lehrer waren empört: Drei Tage ein Seminar abhalten! Der Schulleiter aber hielt diese Veranstaltung für notwendig, obwohl in unserer Schule die Pionierarbeit gut organisiert sei. Also mußte ich nach Rodino. Einerseits freute ich mich über die Gelegenheit, mich von Michail so schnell verabschieden zu können, andererseits fand ich drei Tage auch zu viel für ein Seminar. Zu Hause wieder eine Überraschung: Michail war allein in der Wohnung. »Wo ist meine Mutter?« – »Bei deiner Schwester.« – »Michail, ich muß heute noch nach Rodino zu einem Seminar, bis Sonntagabend.« – »Oh, so lange. Dann komme ich mit.« – »Was?« – »Ich komme mit. Mein Cousin Grigori wohnt in Rodino, den muß ich doch besuchen und seinen Vater, meinen Onkel, der jetzt im Dorf Seljony Lug lebt, den muß ich sowieso auch besuchen.« Jetzt wünschte ich mir, nicht nach Rodino gehen zu müssen ... »Aber ich brauche etwas Zeit, um mich vorzubereiten.« – »Selbstverständlich. Ich gehe jetzt und hole dich dann ab. Zwischen 18.00 und 19.00 Uhr?« – »Gut.«

Meine Mutter kam, als ich schon fertig zum Losgehen war. Sie freute sich darüber, daß Michail mit mir nach Rodino geht. »Kind«, sagte meine Mutter, »sicher wäre mir lieber, wenn du einen deutschen Jungen heiraten würdest, aber wo sind sie denn, die Deutschen? Und dieser Junge, der Michail, wenn du ihn heiraten würdest, das wäre dein großes Glück.« – »Mama, ich werde Michail nicht heiraten, nie.« – »Warum nicht? Er liebt dich doch.« – »Er ist eine Militärperson, er darf mich gar nicht heiraten ... und ... ich will ihn auch nicht haben. Laß das Mama.« – »Du bist bald einundzwanzig, ich mach mir Sorgen.« – »Mach dir keine Sorgen. Die Ella hat ja mit dreiundzwanzig erst geheiratet, da habe ich noch Zeit.« – »Ja, aber sie war mit ihrem Adolf schon drei Jahre verlobt.« Ich streichelte meine Mutter, und sie wischte sich die Tränen aus den Augen.

Per Anhalter kamen wir nach Rodino. Kurz nach 19.00 Uhr hielt der Laster vor der Speisehalle. Da war ein Anschlag, der mitteilte, daß heute im Klub ein Film vorgeführt wird, ich glaube, es war »Skasanije o semle Sibirskoi« (Sage über das sibirische Land). Beginn um 20.00 Uhr. »Hast du den Film gesehen?« fragte Michael. »Nein.« – »Dann komm, wir gehen ins Kino.« – »Und dein Cousin?« – »Nachher.« Wir gingen zuerst zu Sascha. Ich fragte, ob ich bei ihr übernachten darf und ließ mein kleines Gepäck da. Von fern erblickte ich auf der Klubveranda

Pawel. Er sah mich auch, hob die Hand zur Begrüßung und sprang die Treppe runter. Ich gab ihm die Hand und stellte die beiden einander vor. Pawel sah mich groß an, das Lächeln verschwand von seinem Gesicht. Eilig entschuldigte er sich, er hätte noch was zu erledigen und ging. Am liebsten wäre ich ihm nachgelaufen, doch ging ich mit Michail ins Kino. Danach verabschiedeten wir uns an der Haustür von Saschas Wohnung. Am anderen Tag wollte er zu seinem Onkel nach Seljony Lug, das etwa zehn Kilometer von Rodino entfernt war, bei der Rückkehr würde er mich gerne treffen. »Nein, Michail, das geht nicht. Bitte, geh gleich nach Kutschuk.« – »Und wann kommst du?« – »Am Sonntagabend, wenn es mir gelingt, ein Fahrzeug zu erwischen.« – »Und wenn nicht?« – »Dann komme ich am Montag früh ganz bestimmt – zum Unterricht.« – »Nein. Ich werde auf dich am Sonntag warten, ich werde solange warten, bis du kommst, die ganze Nacht hindurch werde ich warten.« – »Jetzt hör du mir mal zu. Wenn ich um 8 Uhr abends nicht zu Hause bin, dann komme ich nicht mehr. Du sollst überhaupt nicht auf mich warten, das hat doch keinen Sinn!« – »Ich liebe dich«, sagte er leise und nahm mich in seine Arme. Mit einem kleinen Schluchzer schmiegte ich mich an seine Brust. Ein wonniges Gefühl durchströmte mich. Meine Mutter hat recht, mit fast einundzwanzig hat man schon das Bedürfnis, geliebt zu werden und selbst zu lieben ... Aber nicht ich ... Ich riß mich los. »Jetzt geh!«

Das Seminar wurde pünktlich um 8.00 Uhr eröffnet. Pawel hielt die Überblicksvorlesung. Er blickte nicht ein Mal zu mir. War er mir böse? Am zweiten Tag fiel ein Vortrag aus, der wurde dann am Sonntag nachgeholt. Die zwei Abende verbrachte ich mit Sascha und ihrem Töchterchen Valjuscha. Zum Tanzen wollte ich nicht gehen, und Kino gab es nicht in diesen Tagen.

Die letzte Lehrveranstaltung wurde von Pawel durchgeführt, sie fing aber erst um 17.00 Uhr an. Jetzt schien mir, als würde er keinen Blick von mir lassen. Das versetzte mich schon in Erregung. Pawel, mein lieber guter Freund Pawel. Was ist los mit dir? Wir sollten doch nur gute Freunde bleiben. Als ich an ihm vorbeiging, unterbrach er sein Gespräch mit seinem Gegenüber und bat mich, auf ihn zu warten. »Wo gehst du jetzt hin?« fragte er mit düsterer Stimme. »Zur Speisehalle, auf ein Auto nach Kutschuk warten.« – »Bleib diesen Abend noch hier, bitte.« – »Noch hierbleiben?« – »Ja, ich bitte dich, Lida, bleib da. Ich muß mit dir reden.« – »Pawel, ich habe morgen Unterricht. Ich kann nicht bleiben ... Und von meiner Hauswirtin habe ich mich schon verabschiedet, dann müßte ich morgen in aller Frühe schon gehen ...« Ich begann schon, Unsinn zu reden. »Du kannst bei mir übernachten.« – »Was? Bei dir übernachten? Das meinst du doch nicht im Ernst?« Ich lächelte ihn freundlich an, doch innerlich war das ein Lachen unter Tränen. »Bitte, Pawel, geh nach Hause.« – »Und wenn kein Auto mehr kommt?« – »Du weißt doch, solange die Kolchosen das Getreide nicht abgeliefert haben, wird es rund um die Uhr nach Kulunda transportiert. Da kommt bestimmt noch ein Lastwagen in Richtung Kutschuk. Ich setze mich jetzt auf die Zaunstange dort, und du gehst nach Hause.« – »Du willst einfach nicht mit mir reden.« – »Es gibt ja nichts,

worüber wir reden sollten ... Zwischen uns ist ja alles klar.« Ich sprang über die Straße und setzte mich auf die Stange. Was mache ich bloß? Was soll ich machen? Niemand kann mir das sagen. Niemand. Ich allein muß mich entscheiden. Pawel stand auf der anderen Straßenseite, mit dem Rücken an die Wand der Speisehalle gelehnt. Ein Laster kam, ich winkte, er hielt an und ich stieg ein.

In Kutschuk, als ich mich schon meiner Wohnung näherte, tauchte Michail neben mir auf, seine Uhr zeigte halb elf. »Komm, wir gehen ein wenig spazieren, deine Mutter schläft schon, lassen wir sie in Ruhe.« – »Nein, ich melde mich wenigstens zurück, vielleicht schläft sie gar nicht.« In der Wohnung fand ich aber eine meiner Zwillingssnichten mit ihrer Schulkameradin vor. Sie erwachten und teilten mir mit, daß die Oma bei Ella geblieben ist. »Dann schläft ruhig weiter, ich gehe noch spazieren.« Als wir mit Michail an den Fenstern vorbeigingen, bemerkte ich das auseinandergezogene Gardinchen und dahinter die neugierigen Gesichter der beiden Mädchen.

Am nächsten Tag mußte Michail wieder fahren. Um 13.00 Uhr. Er würde sich freuen, wenn ich zu ihnen nach Hause kommen würde, um mich von ihm in Gegenwart all seiner Verwandten zu verabschieden. Ich hätte ja nur drei Stunden Unterricht und könnte um 12.00 Uhr schon dort sein. »Aber ich komme nicht. Ich komme nicht, Michail. Bitte, besteh nicht darauf. Ich bin weder deine Verlobte noch deine Braut. Du bist frei.« – »Sag so was nicht, Lida. Ich will mit dir zusammen sein, für immer.« Ich schüttelte nur den Kopf. »Gut, das, was für dich so unmöglich erscheint – das kann sich klären lassen. Schließlich bin ich in Moskau. Vielleicht könnte ich auch um Erlaubnis bitten, mich bei Genossen Stalin für ein Gespräch anzumelden?« – »Tu das nicht, das kann dir nur schaden.« – »Wir werden schon sehen. Ich schreibe dir.« Wir verabschiedeten uns. Mit Umarmung und Küssen.

Keine einzige Zeile kam von ihm, und ich habe ihn nie wieder gesehen. Die Frunse-Akademie hat er absolviert. Nachdem ich schon vermählt war, heiratete Michail in Kutschuk eine meiner ehemaligen Schülerinnen.

Auf mein Schreiben an die Pädagogische Hochschule kam die Antwort, ich sei in der Liste nicht eingetragen gewesen. Also, kein Studium. Die Prüfungen habe ich doch gut bestanden! Und alle, die die Prüfungen bestanden hatten, waren aufgenommen worden. Nur ich nicht. Die Nemka.

Zu Beginn des neuen Schuljahres (1949/1950) kamen neue junge Lehrer zu uns: zunächst Iwan Fedossejewitsch und Alexej Pawlowitsch und etwas später eine junge Lehrerin, Ljubow Michailowna Kusnezowa, für die Anfänger. Mit ihr befreundete ich mich besonders eng. Und noch ein neuer Lehrer kam zu meiner großen Überraschung – mein Mitschüler Iwan Wlassenko, der mit der schönen Tenor-Stimme. Warum er im Laufe des Schuljahres plötzlich aus einem anderen Dorf an unsere Schule versetzt wurde, weiß ich nicht. Zwischen uns entwickelte sich ein richtiges freundschaftliches Verhältnis. Ich hatte das Gefühl, als wären wir Bruder und Schwester. Eigentlich hielten wir, die Jungen, alle zusammen.

Aber auch mit den etwas älteren Lehrern – Jekaterina Michailowna, Maria Nikolajewna, Antonina Fjodorowna (Tochter des Schulleiters) und das Ehepaar Schwed – hatten wir ein gutes Verhältnis. Wir wurden ein wunderbares Kollektiv. Wir unterhielten uns gerne nach dem Unterricht, tauschten unsere Meinungen über einen Film oder gelesene Bücher aus, rätselten und spielten Theater.

Jetzt ist mir entfallen, in welchem Jahr wir die Komödie des großen russischen Fabeldichters Iwan Andrejewitsch Krylow »Urok Dotschkam« (Eine Lehrstunde für die Töchter) gespielt haben. Die Idee dazu kam von der jungen Tierärztin Lida Sawarsina, mit der Vera Schewtschenko befreundet war. Wir spielten das Stück mit großem Erfolg.

Ein Theaterstück war im übrigen mit einer besonderen Geschichte verbunden. Unser Schulleiter kam wieder mal ins Lehrerzimmer und erinnerte an den bevorstehenden Bezirks-Laienkunstauscheid. Er, der Direktor, sei verantwortlich für diese Veranstaltung im allgemeinen. »Und Sie, Lida Alexandrowna, für die Vorbereitung eines Theaterstücks. Wir haben noch zwei Monate Zeit.« Ein Einteiler, ein Zwei- oder Dreiteiler, das spielt keine Rolle. Nach längerer Diskussion beschlossen wir, ein Stück von Alexander Ostrowski aufzuführen: »Das Gewitter«, »Braut ohne Mitgift« oder »Die schuldlos Schuldigen«. Das Stück »Die schuldlos Schuldigen« kannte ich bisher nicht, obwohl ich viel von dem Film, in dem die berühmte Schauspielerin Alla Tarasowa die Hauptrolle spielte, gehört hatte. »Das Gewitter« war mir gut bekannt, ich sollte auch mal die Katearina darstellen, doch im allgemeinen gefiel mir dieses Drama nicht besonders gut. Die »Braut ohne Mitgift« fand ich auch nicht passend für mich. Am gleichen Tag noch machte ich mich in der Bibliothek an die Lektüre von »Die schuldlos Schuldigen«, und am nächsten Tag wurde das Stück vorgelesen und die Rollen besetzt.

Es fehlte an einem Darsteller. Die männliche Hauptfigur – Nesnamow – war nicht besetzt. Ich konnte mir nicht vorstellen, daß einer unserer Teilnehmer diese komplizierte Bühnenfigur, den vom Leben verbitterten jungen Schauspieler darstellen könnte, dieser verwilderte Mensch mit den verworrenen Gefühlen, der als Kind angeblich ausgesetzt worden war. Diese Rolle müßte man spielen können! Jetzt zergrübelten wir uns die Köpfe über das Problem, den richtigen Nesnamow-Darsteller zu finden. Antonina Fjodorowna sagte dann, sie sei überzeugt, daß der junge Lehrer eines der Nachbardörfer, Alexej Kusmitsch Semilet, ganz bestimmt der Beste für diese Rolle wäre. Wenn nicht seine Prothese ... Fast alle kannten den Lehrer als begabten Maler und wußten, daß er eine Beinprothese trug und hinkte. Aber wir einigten uns schließlich, daß Alexej Kusmitsch tatsächlich der Beste sei und die Prothese dem Darsteller nicht abträglich sei.

Am nächsten Sonntag, an einem frostigen, sonnigen Januartag, gingen Wanja Wlassenko und ich auf Skiern nach Sokolowka. Alexej Kusmitsch war ein wenig überrascht, als wir so unerwartet auftauchten. Plötzlich lehnte er sich zurück, sah uns forschend an und fragte: »Womit kann ich dienen?« Ganz wie

Nesnamow, schoß es mir durch den Kopf. Wir erklärten die Situation und unser Anliegen. »Da sieh mal einer an! ›Die schuldlos Schuldigen‹«, sagte er nachdenklich. »Mutig. Und Sie?« Er sah mich durchdringend an. »Verzeihen Sie, darf ich du sagen?« – »Ja, gerne.« – »Und du spielst die Krutschinina?« Ich nickte nur, aber Wanja betonte: »Wer denn sonst, wenn nicht sie?« – »Ich halte es für eine Ehre, in diesem Stück mitzuspielen«, sprach würdevoll Alexej Kusmitsch. Er hatte aber noch eine besondere Idee. Sie bestand darin, daß Alexej Kusmitsch hier in Sokolowka »Die schuldlos Schuldigen« ebenfalls zur Aufführung vorbereiten wollte. Es würden nicht die besten Darsteller sein und sie würden im voraus darauf aufmerksam gemacht, daß die Hauptrollen von Auswärtigen dargestellt würden. Ich sollte mindestens zweimal zu den Proben kommen und er auch nur zweimal zu uns.

Im Laufe der Probenzeit war ich zweimal in Sokolowka und er auch zweimal bei uns: einmal bei der Generalprobe, das zweite Mal bei der Aufführung in Stepnoi Kutschuk.

Von Anfang an bestand Alexej Kusmitsch darauf, daß der von Nesnamow gesprochene Monolog »Eine Schauspielerin ...« vor dem Filmplakat mit dem Bild der Krutschinina gesprochen werden sollte. Als ich zu der ersten Probe nach Sokolowka kam, reichte mir Alexej Kusmitsch ein Programmheft zu dem Spielfilm »Die schuldlos Schuldigen« mit vielen Filmausschnitten; besonders die Krutschinina war in mehreren Szenen abgebildet. Das war ein Glücksfall. Das Heftchen half uns, die Kostüme und Frisuren danach anzufertigen. Auch bei dem Bühnenbild, obwohl mit miserablen Mitteln, hielten wir uns an die Filmbilder.

Alexej Kusmitsch machte mich auf das Bild aufmerksam, wo Nesnamow der Krutschinina so aufgeregt Vorwürfe macht, und fragte mich dann, ob ich nach der Probe ihm ein wenig Modell sitzen würde, denn er möchte von mir, das heißt von meiner Krutschinina, ein Porträt machen. Bei meinem nächsten Besuch, bei der Generalprobe in Sokolowka, saß ich Modell im Kostüm der Krutschinina. Zu der Generalprobe bei uns in Kutschuk brachte Alexej Kusmitsch das fertige Bild mit. Das war kein Plakatbild. Es war ein in Öl gemaltes Porträt von mir in Gestalt der Krutschinina. Ein Kunstwerk!

Die Erstaufführung fand in Kutschuk statt, eine Woche vor dem Ausscheid. Nach der Aufführung wollten die meisten Zuschauer nicht einfach nach Hause gehen, ohne mir, der Krutschinina, mit Tränen in den Augen, ein paar Dankesworte zu sagen. Nesnamow, Alexej Kusmitsch, wurde ebenfalls große Aufmerksamkeit geschenkt.

Dann kam der Tag, an dem die Laienspielgruppe von Stepnoi Kutschuk an der Reihe war, ihr Stück in Rodino zu zeigen. Es war Sonntag, ein etwas frostiger, sonniger Vorfrühlingstag. Mit einem Lastauto waren wir noch am Vormittag nach Rodino gekommen und wurden von dem Klubdirektor Wladimir Zybinow herzlich begrüßt. Er half uns bei dem Kulissenwechsel, bei der Bühnendekoration und gab uns Beleuchtungsanweisungen.



Wir hatten uns vorgenommen, vorher noch eine Durchlaufprobe ohne Kostüme zu machen. Die Durchlaufprobe begann. Der Zuschauerraum war ein Viertel besetzt. Nach dem ersten Aufzug kam Genosse Zybinow auf die Bühne, ich fragte, warum so viele Zuschauer schon bei der Probe sind. Er erklärte, es seien mehrere Mitglieder der Gutachterkommission dabei und andere bloß so, aus Neugier. Auch mehrere Armenier seien anwesend.

Was die Armenier betraf: 1949 war ein Teil der armenischen Bevölkerung, der nicht in Armenien wohnte, sondern meistens in Georgien, nach Sibirien zwangsweise umgesiedelt worden. Es hieß, in Rodino seien viele Armenier angesiedelt worden und sie seien auch wie die Nemzy (Deutsche) bei der Kommandantur in Listen eingetragen. In Kutschuk wurden keine Armenier angesiedelt. Unter ihnen sollen Lehrer, Ärzte, erstklassige Köche, Friseure, Schneider, aber auch Musiker und andere Künstler gewesen sein.

Nach dem zweiten Aufzug kam Genosse Zybinow noch mal auf die Bühne und teilte mir mit, daß einer der Armenier ihn gebeten hatte, »der jungen, ausgezeichneten Darstellerin der Krutschinina zu sagen, daß das Wort Entrepreneur (privater Theaterunternehmer) mit Betonung auf der letzten Silbe ausgesprochen wird. Ich schämte mich furchtbar, ließ ihm aber meinen Dank ausrichten.

Am Abend, eine halbe Stunde vor der Aufführung, war der Zuschauerraum schon völlig besetzt. Es wurden noch zusätzlich Bänke und Stühle hereingebracht. Nach dem zweiten Aufzug trat eine kurze Stille ein, dann erschallte Applaus. Als ich hinter die Kulissen kam, stand plötzlich ein unbekannter Mann vor mir, verbeugte sich und stellte sich als Angestellter des Durchführungskomitees vor und sagte, er möchte nur seine und aller Zuschauer Begeisterung äußern. Er sprach und sprach, und ich wußte nicht, was ich antworten sollte. Am liebsten wäre ich davongelaufen.

Nach der Aufführung nahm ich mir Zeit, meine Kostüme einzupacken, und ich tat es absichtlich langsam, in der Hoffnung, daß das Publikum schon den Saal verläßt. Alle unsere Darsteller waren bereits draußen, nur Wanja Wlassenko, der den bösen Murow, den ehemaligen Liebhaber und den Vater von Krutschininas Sohn spielte, stand an der Tür.

»Ich werde dich beschützen«, sagte er lachend zu mir und öffnete die Tür, umarmte mich, als gingen wir zum Tanzen, und führte mich so durch die Menschenmenge ins Foyer, wo die Musik schon spielte. Alles unbekannte Gesichter um uns, nur Olga mit ihrem Freund erblickte ich in der Menge, sie winkten mir zu und riefen irgendwas, doch vernahm ich nur ein Wort – »morgen«. Wanja brachte mich bis zu meiner Haustür und ging wieder zurück in den Klub, um seine Mutter und Geschwister abzuholen, die noch dort geblieben waren.

Am nächsten Vormittag ging ich zur Speisehalle, wo wir uns zur Abfahrt versammeln sollten. Von fern schon sah ich ziemlich viele Leute, die in Grüppchen auf der Straße vor der Speisehalle standen. Wollen die alle nach Kutschuk? Dann merkte ich, daß sie alle in meine Richtung schauten. Mir war, als wäre ich in eine

Falle geraten. Was sollte ich tun? »Benimm dich doch nicht so kindisch«, hatte mir gestern irgendwer gesagt. Ich möchte die Leute nicht beleidigen, ganz im Gegenteil, doch ich fühle mich schuldig vor ihnen, denn mein Gewissen sagt: Ich bin nicht würdig ..., das ist nicht für mich, ich bin ja nur die Nemka ... aus Mariental ...

Ältere Herren zogen den Hut und verbeugten sich, Frauen neigten leicht den Kopf und begrüßten mich auf die Weise. Das waren, glaube ich, die Armenier. Ich antwortete ebenso.

Auch bekannte Gesichter waren dabei. Mit strahlenden Augen, über das ganze Gesicht lachend, winkten sie mir zu. Dann kam Olga, wir umarmten uns und gingen in die Speisehalle. Auch dort saßen viele unbekannte Leute. Meine Theatergruppe versammelte sich an zwei Tischen, dort nahmen wir auch Platz. Olga meinte, daß wir zweifellos die beste seien und uns ganz sicher der erste Platz zugesprochen wird. Darum sollten wir bereit sein, in Barnaul bei dem Regions-Laienkunstauscheid teilzunehmen. An diesem Tag erzählte mir Olga, daß Pawel Bratschun geheiratet hatte. »Und wen?« – »Die neue Physiklehrerin.« Ein Schock, der mich doch vieles überdenken ließ ...

Dann wurde uns offiziell der erste Platz zugesprochen. Man erklärte, daß eigentlich keine Preisverleihung vorgesehen war und nur ausnahmsweise die beste Darstellerin, Lidia German, ausgezeichnet wird.

Ich bekam ein wunderschönes Bild, ein in Öl gemaltes Bild mit den schönsten Blumen, die ich je gesehen hatte, in einem sehr schönen Rahmen. Auf der Rückseite war ein Etikett aufgeklebt, das dieses Bild als Kopie von einem Gemälde eines deutschen Malers auswies. Leider habe ich den Namen und die Lebensjahre des Malers aus dem 18. oder 19. Jahrhundert wie auch den Namen des russischen Malers vergessen. Olga erzählte mir die Geschichte des Bildes, wie es überhaupt nach Rodino gekommen ist, es soll von jemandem irgendwoher bestellt gewesen sein und dann für mich gespendet.

Zum Regions-Laienkunstauscheid wurde ich nicht zugelassen ... Das Stück spielten wir noch in drei, vier Dörfern. Nach der letzten Aufführung, es war im kleinen Dorf Michailowka, fragte uns der Kolchos-Vorsitzende, ob wir ihm und seinem Kolchos das Porträt der Schauspielerin schenken könnten. Alexej Kusmitsch Semilet erklärte, daß das Porträt eigentlich für die Schauspielerin selbst bestimmt sei, doch wenn sie damit einverstanden wäre, dann ... Ich war einverstanden, und der Vorsitzende nahm das Bild mit. Wir aber wurden mit Kutschen nach Hause gebracht.

Nach einem Jahr entschloß ich mich, noch einmal zu versuchen, an der Pädagogischen Hochschule aufgenommen zu werden. Diesmal aber nicht zum Fern-, sondern zum Direktstudium für vier Jahre. Als ich schon die Genehmigung bekommen hatte und mich für die Abreise vorbereitete, traf ich eine Lehrerin aus dem Dorf Michailowka, die ich gut kannte. Sie sagte zum Schluß unserer Unterhaltung: »Übrigens, dein Porträt hängt an der Wand der Kolchosverwaltung.«

Nach einem Jahr, ich war schon in Barnaul, besuchte ich meine Familie in Kutschuk und begegnete ihr wieder. »Dein Porträt hängt immer noch in der Verwaltung«, sagte sie mit breitem Lächeln. Ich weiß nicht mehr, was sie mir auf meine Frage: »Und wo sind die Porträts vom Genossen Stalin, Berija und Molotow aufgehängt?« geantwortet hat. Wir schrieben das Jahr 1952.

## **Bittere Enttäuschung und Glück in Barnaul**

Ende 1949, als ich feststellen mußte, daß mir ein Studium verweigert wird, faßte ich den Vorsatz, nie wieder einen Versuch in dieser Richtung zu machen. Doch die Zeit heilt alle Wunden. 1951 ging ich erneut nach Barnaul. Die Prüfungen zum Direktstudium begannen zum 1. August. Nachdem mir die Reise vom NKWD genehmigt worden war, gab ich sofort meine Lehrerstelle in Kutschuk auf, räumte meine Wohnung und übergab sie dem Schuldirektor. Das fiel mir am schwersten, denn meine Mutter mußte nun wieder bei Ella wohnen, die zu dieser Zeit noch zwei Kinder bekommen hatte, Elvira und Wladimir (Wolodja). Unsere Lisbeth-Mutter war schon tot, und so war unsere Mutter in der Familie sehr willkommen.

Keinesfalls war ich mir sicher gewesen, daß ich zum Studium zugelassen werden würde, auch könnte ich bei den Aufnahmeprüfungen durchfallen, doch behalm ich mich, als wäre es sicher. Meine Verwandten glaubten ebenfalls an meinen Erfolg.

Als ich in Rodino in der Volksbildungsabteilung meine Kündigung abgab, traf ich Wladimir (Wolodja) Paschtschenko, der auch ein Direktstudium machen wollte. Er fragte mich, ob wir vielleicht gemeinsam nach Barnaul fahren könnten. Die Frage war aber, wie. Ich erklärte ihm, daß mir von der Kommandantur angewiesen wird, wie ich hinkomme.

Knapp eine Woche vor dem 1. August teilte man mir mit, daß ich mit einem Lastauto der MTS von Kutschuk zur Fluß-Hafen-Stadt »Kamen na Obi« (wörtlich: Stein an der Ob) gebracht werde. Eine Studentin des Technikums würde sich freuen, mich kennenzulernen, und sie würde mir behilflich sein bei der Einschiffung im Hafen. Also ging es mit einem Schiff nach Barnaul. Mit gesunkener Laune kam ich nach Hause und begann, meinen Koffer zu packen. Ich wußte damals schon, daß mein Furnierholzkoffer ein Arrestantenkoffer war, mit dem die freigelassenen Häftlinge heimkehrten. Aber ich hatte keinen anderen Koffer. Das einzige Vorhängeschloß, das ich in Ellas Haus fand, kam mir zwar zu groß vor, doch verschloß ich damit den Koffer und steckte den Schlüssel in meine Handtasche, die ich vor kurzem in unserem Laden gekauft hatte.

Am festgesetzten Tag, früh am Morgen, war ich im MTS-Hof. Ein hageres Mädchen mit dunklen Haaren, vielleicht in meinem Alter, kam mir entgegen. »Du bist die Lida German. Ich kenne dich ja, ich habe dich ein paarmal auf der Bühne gesehen.« Ich kannte sie nicht, vielleicht war sie noch nicht lange hier. Jetzt studierte sie am Technikum (an einer Ingenieurschule). Sie hieß Tonja. »Komm, es geht auch gleich los.« Unser Laster war mit irgendwelchen Säcken beladen, die mit einer Zeltplane abgedeckt waren. Der Fahrer verstaute meinen Koffer. Und Tonja machte es sich im Fahrerhaus bequem. Ich dagegen saß hinten und blieb allein mit meinen Gedanken. Die waren recht freudlos. Warum hatte ich gekün-

dig? Warum war ich weggegangen, als wollte ich nie wieder zurückkommen? Was erwartete mich in Barnaul? Was mache ich, wenn ich nicht zum Studium zugelassen werde? Durfte ich dann in Barnaul bleiben oder nicht? Das wußte ich alles nicht. Wieso ließ der NKWD mich hingehen, wenn ich doch nicht studieren durfte? Ich grübelte und grübelte. Vor kurzem hatte ich mich mit meiner ehemaligen Schulkameradin Manja Zapko getroffen. Sie hatte schon geheiratet, einen Buchhalter der MTS, dessen Bruder nach Kutschuk gekommen war, um mir einen Heiratsantrag zu machen. Ich aber wollte nichts davon hören. Ich bekam noch andere Anträge, auch von anständigen, netten jungen Männern, die ich alle entschieden ablehnte. Manja fragte: »Auf welchen Prinzen wartest du noch, Lida? Du weißt doch, woran du bist und kannst deine Situation selbst einschätzen. Warum verhältst du dich so? Paß auf, sonst ... Es wird dir noch leid tun.« – »Manja, eine Heirat um jeden Preis kommt für mich überhaupt nicht in Frage. Ich denk gar nicht daran. Ein Studium würde ich gerne machen.« – »Aber du darfst doch nicht.« – »Das sagst du. Keiner der Verantwortlichen hat das gesagt. Nach Moskau darf ich nicht, aber nach Barnaul darf ich.« Und jetzt bin ich unterwegs nach Barnaul. Um noch einen vielleicht aussichtslosen Versuch zu machen? Nein! Vielleicht fliehe ich auch bloß vor Manjas Warnungen? Aber nein. Irgendwo in der Tiefe meines Ichs ist noch ein anderer Funken Hoffnung, den ich nicht auszusprechen wage – das Theater. Von vielen meiner Bekannten hatte ich immer wieder gehört: »Versuch doch, ans Theater zu gehen.« Doch mein Traumberuf war Lehrerin für russische Sprache und Literatur. Oder – was ich für völlig unmöglich hielt – für deutsche Sprache und Literatur.

Als wir in Kamen na Obi ankamen, war das Schiff an diesem Tag schon weg. Eine Nacht verbrachte ich bei Tonja im Studentenheim. Die Fahrkarten für das Schiff wurden erst nach dessen Ankunft verkauft, und gleichzeitig erfolgte die Einschiffung. Auf dem ziemlich großen Flußhafengelände hatten sich schon viele Passagiere angesammelt, alle mit großen Beuteln, Säcken, zusammengerollten Matratzen oder auch mit Kisten. Fast alle saßen auf ihrem Gepäck, zuerst zerstreut auf dem ganzen Gelände, dann, als das Schiff einlief und aus dem kleinen Hafengebäude ein Tisch rausgebracht wurde, stürzten alle dahin und stellten sich an. Ich auch. Ich konnte mir nicht vorstellen, daß diese Menge von Leuten mit all ihrem Gepäck auf dem kleinen Schiffchen Platz finden und hatte Angst, daß ich nicht mitkomme. Die Kassiererin kam mit einer Tasche, zwei Männer setzten sich zu beiden Seiten. Alle vor mir Stehenden hatten richtige Pässe und das Geld in einer Hand, mit der anderen schoben und zogen sie ihr Gepäck.

Ich hatte keinen Paß. Ich hatte eine mit der Hand geschriebene Bescheinigung, die auf einem linierten Blatt Papier meine Person auswies, mit der Bestätigung, daß meine Ausreise genehmigt ist. Meine vierfach zusammengefaltete Bescheinigung mit dem Geld reichte ich der Kassiererin, als ich an der Reihe war. Sie faltete das Papier auf und sah mich verblüfft an, las es durch und schob es einem der Männer zu. Der warf nur kurz einen Blick darauf, zeigte auf mein Geld – ich soll

es zurücknehmen, und mit einer hastigen Handbewegung bedeutete er mir, beiseite zu gehen. Ich trat zurück, stellte den Koffer hin und drehte mich um. Alle Blicke waren auf mich gerichtet. Ruhig bleiben und abwarten, sagte ich mir, den Kopf nicht hängenlassen. Ich habe es gewollt und muß nun sehen, was wird. Mit groß aufgerissenen Augen (damit sich keine Tränenflüssigkeit ansammelt) schaute ich irgendwohin in die Ferne und schluckte nur. Geflüster in der Schlange, und nur ein Wort war zu verstehen: Nemka. Einer der Männer war irgendwohin verschwunden, selbstverständlich mit meinem »Dokument«. Die Menschenmenge verkleinerte sich blitzschnell, das Schiff war schon übervoll, als die letzten zwei Fahrgäste auf dem schmalen abgesperrten Durchgang zum Schiff eilten, zur Kontrolle, dann ein paar Schritte über den Steg.

Ich wandte mich ab, um nicht zu sehen, wie das Schiff ausläuft. Es vergingen fünf bis zehn Minuten – das Schiff bewegte sich nicht. Zwei junge Männer von der Schiffsmannschaft standen neben dem Landungssteg und warteten ... Vom Schiff her ertönte lautes Geschrei. Der Mann, der mit der Kassiererin immer noch dasaß, stand auf und ging zum Schiff. Ich faßte Mut und ging zu der Frau, fragte, auf wen das Schiff wartet. »Auf dich«, war die Antwort: »Auf mich?« – »Du kannst auch noch auf die Toilette gehen, wenn du willst, deinen Koffer kannst du hier abstellen.« Ganz freundlich, mir schien, als hätte sie auch gelächelt. Bei meiner Rückkehr begegnete ich einer Frau, die, vom Schiff heruntergelassen, zur Toilette ging. »Deinetwegen warten wir alle schon bald eine Stunde.« Schweigend ging ich vorbei, nahm den Koffer und stellte mich wieder an die Seite. Vom Schiff wurden immer mehr Leute runtergelassen – auf die Toilette. Ich hatte keine Uhr und wußte nicht, wie lange das alles schon dauerte. Mit meinem Papier-Ausweis soll doch alles in Ordnung gewesen sein. Vermutlich ging es um die Begleitperson. Von Kutschuk bis Kamen na Obi war ganz bestimmt Tonja meine Begleitperson. Hatte sie mich vielleicht beim örtlichen NKWD nicht angemeldet? Dann kam der Mann mit noch zwei anderen Männern, und alle drei gingen in das Hafengebäude, wo offensichtlich die Verwaltung war. Vom Schiff her wieder Geschrei ...

Was in meinem Inneren vorging, kann ich nicht beschreiben. Dann kam der Mann mit meinem »Wolfspañ« – so wurde im Volksmund ein derartiges Dokument genannt – und winkte mir zu. Die Kassiererin hielt den Fahrschein für mich bereit. Ich sagte ganz leise danke (spassibo), denn das war der Moment, wo ich fast in Tränen ausgebrochen wäre. Jetzt ging ich allein mit meinem Arrestantenkoffer zum Schiff. Die Leute auf dem Deck sahen zu mir und wurden immer ruhiger. Ein Schuldgefühl beschlich mich. Sollte ich mich entschuldigen? Wofür eigentlich? Dafür, daß ich die Nemka bin? Als ich den Steg betrat, schaute ich sie offen an, ohne Angst. Viele wandten sich ab. Stille breitete sich auf dem Deck aus. Die Besatzungsleute trieben mich zur Eile an, doch ich fand keinen Platz für meinen Koffer. Die Leute saßen dicht nebeneinander auf ihrem Gepäck. Ich zwängte mich durch, aber der Koffer blieb halb draußen auf der

Brücke, so daß der Landungssteg nicht eingezogen werden konnte. Ein Junge (vielleicht 7. oder 8. Klasse) stand auf und stellte meinen Koffer neben den Ausgang, wo er gesessen hatte. Zwei Frauen rückten etwas zur Seite, so entstand ein wenig Platz. Ich hatte vor, mich auf den Koffer zu setzen, auf die Schloßseite, doch das Schiff kam auf den Wellen des mächtigen Stroms ins Schaukeln, da konnte man auf dem hochkant gestellten Koffer nicht sitzen. Der Junge breitete ein Stück Decke auf dem freien Bodenfleck aus, und ich setzte mich mit dem Rücken zum Koffer. Der Junge daneben. Ich fand es frech, in seinem Alter mich zu duzen und fragte ihn im Lehrerton, in welche Klasse er denn geht. Er antwortete: »Wenn du in der 8. bist, da bin ich in der 9.« Er benahm sich, als wollte er Bekanntschaft mit mir knüpfen, und doch schien es nicht ernsthaft gemeint zu sein. So verging die Zeit unmerklich. Als ich in Barnaul das Schiff verließ, wollte ich mich bei ihm bedanken, doch er war spurlos verschwunden. War er mein Aufseher gewesen? Mit der Straßenbahn kam ich zu der Wohnung in der Internationalnaja, wo ich auch vor zwei Jahren einen Monat lang wohnte. Zu meiner größten Überraschung erwartete mich bei meiner Wirtin Maria Sergejewna Wladimir Paschtschenko. Er war schon gestern angekommen, obwohl er einen Tag später als ich abgefahren war. Wolodja war auch schon in der Schule gewesen und hatte mir den Plan der Prüfungen und Konsultationen mitgebracht. Wir verabredeten uns für den anderen Tag im Institut, da ich heute, nach der langen Fahrt, einfach zu müde war.

Die Prüfungen wurden schnell durchgezogen, nach jeder einzelnen hingen Listen mit den Zensuren aus. Ich bekam eine Eins und für alle anderen eine Zwei. Während der ersten mündlichen Prüfungen kam ich im Vorraum mit zwei Mädchen ins Gespräch, die erst vor einem Monat das Abitur gemacht hatten. Sie kamen aus einem weit entfernten Dorf und hatten tierische Angst vor den Prüfungen. Als schon erfahrene Lehrerin hatte ich aufrichtiges Mitleid mit ihnen. In allen Fächern bekamen sie eine Drei, worüber sie sich aber sehr freuten.

Voller Ungeduld erwartete ich die Immatrikulationsliste. Zweimal war ich schon in der Hochschule gewesen, bevor sie ausgehängt wurde. Jetzt stand ich vor der Liste und sah sie aufmerksam durch, einmal, zwei-, dreimal ... Mein Name war nicht dabei. Noch war ich innerlich ruhig und ging erneut die Liste durch. Wolodja Paschtschenko stand auf der Liste, wir wußten, daß alle männlichen Bewerber ohnehin konkurrenzlos aufgenommen wurden. Die zwei mir sympathischen Mädchen waren auch dabei. Nur ich nicht.

Ich stand und startete die Liste an, ohne etwas zu begreifen, und kam erst zur Besinnung, als ich von allen Seiten gestoßen und geschubst wurde. Ich trat zur Seite und stellte mich an die Wand. Dann kam Wolodja auf mich zu, sah mich eine Weile wortlos und verständnisvoll an und fragte nur: »Nicht?« Ich schüttelte bloß den Kopf. Vor der Tafel mit der Liste versammelte sich eine lärmende Menge, alle freuten sich, umarmten einander. Die zwei Mädchen hopsten vor Freude herum wie kleine Kinder.

»Geh doch hin und freue dich mit allen, Wolodja.« – »Hast du meinen Namen gesehen?« – »Ja, ich freue mich für dich. Sieh dir selbst die Liste an.« – »Komm«, sagte er entschieden, »ich will den Lärm nicht hören. Komm, wir gehen zum Dekan und fragen ihn, aus welchem Grund sie dich nicht aufgenommen haben.« – »Nein, Wolodja, nicht mit dir zusammen, ich gehe allein.« – »Gut. Ich werde draußen auf dich warten.«

Der Dekan war nicht da, und die Sekretärin wußte angeblich nicht, wann er kommt. Wolodja wollte mich nach Hause bringen, doch ich lehnte ab, ich versprach ihm, morgen zum Dekan zu gehen, verabschiedete mich von ihm, bat ihn, sich keinen Kopf um mich zu machen, und ging zur Straßenbahn.

An meiner Haltestelle stieg ich nicht aus, sondern fuhr noch zwei Stationen weiter bis zur Endstation. Das war der Theaterplatz, und dort befand sich auch das staatliche Regions-Theater. Der Haupteingang war selbstverständlich geschlossen – es war noch Vormittag. Langsam, ganz ruhig ging ich um das Gebäude herum, bis ich zu einem schmalen Eingang kam, wo gleich an der Tür ein Mann saß, der Pförtner. Ich war mir nicht ganz sicher, an wen ich mich wenden sollte und erklärte dem Pförtner ganz einfach: »Ich möchte Schauspielerin werden, mit wem könnte ich sprechen?« Er sah mich irgendwie forschend an: »Mit keinem. Der Ehemalige hat gekündigt. Warte mal. Ich würde dir doch den Ehemaligen empfehlen. Ein sehr guter Mensch und seine Frau auch. Sie wohnen hier gleich gegenüber. Er wird dich wenigstens beraten können.« Ihr Familienname war Smirnow. Die Tür öffnete mir eine gutaussehende ältere Dame. Elegant gekleidet und leicht geschminkt, kam sie mir vor, als hätte sie sich zum Auftritt auf einer Bühne vorbereitet. Freundlich führte sie mich zu ihrem Ehemann, und genauso freundlich wurde ich von ihm empfangen. Bei unserer Unterhaltung sah sie mich ununterbrochen lächelnd und forschend an. Er schrieb einen Zettel an den künftigen Regisseur und reichte mir ihn in einem beschrifteten Umschlag. Er empfahl mir, lieber erst morgen oder übermorgen diesen zu übergeben. Dann erklärten die beiden mir noch, daß sie bereits beim Packen sind, da er in eine andere Stadt versetzt worden war. Wir verabschiedeten uns. Sie wünschten mir alles Gute. Und sie sagte draußen noch: »Ich wünsche Ihnen großen Erfolg auf der Bühne.« Ich war gerührt.

Am nächsten Morgen meldete ich mich beim Rektorat und wurde auch sofort zum Rektor vorgelassen. Auf meine ganz banale Frage, warum ich nicht zum Studium zugelassen bin, antwortete er kurz: »Konkurs.« – »Es gab doch keinen Wettbewerb, alle, die die Prüfungen irgendwie bestanden haben, sind zugelassen worden, außer mir.« – »Das meinen Sie. Die Zulassung ist in Form eines Wettbewerbs durchgeführt worden.« – »Ich habe alle Prüfungen mit ›gut‹ bestanden, aber zwei mir bekannte Mädchen (ich nannte ihre Nachnamen. Lieber Gott, verzeih mir das) sind mit durchgehend ›drei‹ zugelassen worden.«

Er sah kurz eine vor ihm liegende Liste durch und erklärte: »Die Väter dieser zwei Mädchen haben ihr Leben im Großen Vaterländischen Krieg verloren. Und



Ihr Vater?« Ich nickte nur schweigend, drehte mich um und verließ den Raum. Lieber Vater, bist du noch am Leben?

Meine Schwester Ella hatte versucht, beim NKWD eine Auskunft zu erhalten, darauf wurde ihr mitgeteilt, er sei nach Nowosibirsk gebracht worden, eine andere Information könnten sie nicht geben. Ein Gerücht kam uns zu Ohren, Franze Sander, unser Vater, wäre schon längst tot. Alle glaubten daran oder hielten es mit ziemlicher Sicherheit für wahrscheinlich, nur unsere Mutter wollte sich damit nicht abfinden. Nein, er war nicht mehr am Leben, das war mir klar. Und wofür oder für wen und wie hast du dein Leben gelassen, lieber Vater?

Da begegnete ich Wolodja. Er tauchte plötzlich neben mir auf. Ich blieb stehen. »Warst du beim Dekan?« – »Beim Rektor.« – »Und ...?« – »Nein.« – »Und warum? Was hat er gesagt?« Ich schüttelte langsam den Kopf, ansehen konnte ich ihn nicht. Nach einer Pause sagte er: »Weißt du was? Vielleicht hättest du heiraten sollen, bevor du dich beworben hast.« Ich sah ihn rasch an. »Ja, wirklich.« Er lächelte mir freundlich zu. »Du hättest eine fiktive Ehe schließen können ... Und mit einem russischen Namen hätten sie dich zugelassen ... Vielleicht ist es auch jetzt noch nicht zu spät.« Hatte er das im Ernst gemeint, oder wollte er mich bloß zum Lachen bringen? Ich mußte tatsächlich lachen. »Was lachst du so? Viele schließen fiktive Ehen, um etwas zu erreichen.« – »Hör bitte auf, Wolodja. Ich werde ans Theater gehen. Ich brauche diese Hochschule überhaupt nicht!« – »Bist du sicher? Dann geh ans Theater!«

Ins Theater kam ich wieder durch den Hintereingang. Der neue Hauptregisseur las das Schreiben seines Vorgängers Smirnow durch, sah mich dann groß mit einem Lächeln an und fragte, ob ich nicht vielleicht eine Verwandte seines Vorgängers sei? »Nein!« antwortete ich verwundert, auch in Verwunderung geraten. »Gut. Dann ... Sind Sie bereit, eine Probe abzulegen?« – »Eine Prüfung ... In welcher Weise?« fragte ich etwas stotternd. »Sie haben doch schon Theater gespielt?« – »Ja. Viel sogar.« – »Und wie alt sind Sie, wenn ich fragen darf?« – »Zweiundzwanzig.« – »Einen Monolog zum Beispiel oder einen Auszug, ein Gedicht – was Sie möchten. Dann eine Fabel, egal welche.« – »Jetzt?« wollte ich wissen. »In zwei Tagen, um diese Zeit. Gut?« – »Ja, sicher.«

Bei meiner Wirtin wartete Wolodja auf mich. Er muß wohl gemerkt haben, daß ich besserer Stimmung war und fragte nur: »Geklappt?« – »In zwei Tagen soll ich vorsprechen.« – »Du hast doch keine Angst?« – »Wer weiß? Ich muß bloß noch was finden.« Ich ging mehreres durch. »Das Mädchen und der Tod« von Gorki war das einzige, was in meinem Gedächtnis in Gänze geblieben war. »Und was ist mit der Fabel?« fragte ich Wolodja. »Ich kann keine einzige auswendig.« – »Ich aber«, sagte er. Die kürzeste war »Der Esel und die Nachtigall«. Er schrieb sie auf ein Blatt Papier, und ich fing sofort an zu lernen.

Dann gingen wir ins Kino. Wolodja wollte wissen, wie ich die Nachricht von Pawels Heirat aufgenommen hatte. »Wie? Eigentlich gelassen, wir waren ja nur gute Freunde ... und doch... ich war ein bißchen schockiert. Es kam mir so über-

raschend vor.« – »Er scheint glücklich zu sein.« – »Das wünsche ich ihm auch. Und du?« wollte ich plötzlich wissen, »wie hast du dich von deiner Katja verabschiedet? Vier Jahre sind eine lange Zeit.« – »Es gibt ja Ferien.«

Am nächsten Tag war ich bei der Kommandantur und fragte, ob ich in Barnaul bleiben dürfe, obwohl ich zum Studium nicht zugelassen sei. Nein, das dürfe ich nicht. »In einer Woche läuft deine Aufenthaltsfrist ab. Warum versuchst du nicht, an ein Technikum zu gehen?!« – »Ein Technikum? An welches Technikum?« – »Das weiß ich nicht, es gibt mehrere in Barnaul.« Ich überlegte: Eine pädagogische Schule, wo Lehrer für Grundschulklassen ausgebildet wurden, gab es damals in Barnaul nicht – also ein Technikum? Nein, das wollte ich nicht. »So«, meldete sich der Kommandant, »du bekommst noch eine Woche: Aber am 1. September meldest du dich wieder bei uns. Klar?«

Als ich schon auf der Straße war, fragte ich mich, warum ich nichts über meine bevorstehende Prüfung am Theater gesagt hatte? Erst mal die Probe-Prüfung ablegen. Ins Theater kam ich pünktlich, obwohl ich keine Uhr hatte. Den Hauptregisseur, umringt von mehreren jungen Leuten, erblickte ich im Foyer, sie kamen vermutlich nach der Probe aus dem Saal. Verwirrt blieb ich stehen. Zwei junge hübsche Frauen – eine blond, die andere brünett – fesselten meine Aufmerksamkeit. Der Regisseur sagte irgendwas, worauf alle auseinandergingen. Er und ein kleingewachsener, kahlköpfiger Mann kamen auf mich zu. Dieser wurde mir auch als Regisseur vorgestellt. Wir gingen in einen, eine Treppe höher gelegenen verdunkelten Raum mit mehreren Sitzplätzen, von wo unten die Bühne zu sehen war, auch ein kleiner Tisch stand an der Brüstung (eine Loge mit Tisch?). Alexej Nikolajewitsch, der Hauptregisseur, fragte, was ich ihnen vortragen möchte. »Das Mädchen und der Tod.«

Sie nahmen Platz in der 3. Reihe, ich sollte am Tisch stehenbleiben. Sie unterbrachen mich nicht, bedankten sich zum Schluß und applaudierten beide. Für die Fabel bekam ich keinen Applaus. Dann sollte ich mir vorstellen, daß zwischen der Brüstung und der Bühne ein rauschender Fluß vorbeifließt und drüben am anderen Ufer meine Freundin (mein Freund) vorbeigeht, und ich soll sie laut mit Namen rufen, daß sie mich hören kann. Und ich schrie, was ich konnte, und winkte ungestüm mit der Hand: »R-o-o-osa-a-a!!« Einer der Regisseure rief mir zu: »Sie hört es schon. Danke.« Jetzt sollte ich mich an den Tisch setzen und eine Näherin mimen, die die Nähmaschine einstellen soll, einfädeln usw. Ich glaube, das habe ich nicht schlecht gemacht. Die beiden standen auf, ließen mich durch die Tür, und wir traten ins Helle. Sie blieben stehen und schauten mich ganz freundlich an. »So«, sagte Alexej Nikolajewitsch, indem er seiner Tasche einen Stift und einen kleinen Notizblock entnahm, »jetzt möchten wir Sie ein wenig näher kennenlernen. Sie kommen aus der Provinz, das weiß ich schon und benötigen einen Wohnraum, glaube ich – das wäre zur Zeit möglich.«

Plötzlich dachte ich voller Schreck, sie kennen ja meinen Nachnamen gar nicht. Mich hatte ja noch keiner gefragt. Auch der ehemalige Hauptregisseur

nicht. Nur nach meinem Alter hatten sie gefragt. Jetzt fängt erst alles an. »Jetzt Ihren Namen, bitte«, er hielt den Stift über den Block. »German.« – »German«, wiederholte er. Er sah mich scharf an und schrieb langsam meinen Namen auf. »Und Vorname?« klang es schon ganz entfremdet. »Lidia« – »Und aus welchem Bezirk?« – »Aus dem Bezirk Rodinski, aus dem Ort Stepnoi Kutschuk.« – »Jetzt noch Ihre Nationalität.« – »Nemka.« – »Aber doch nicht in Deutschland geboren?« – »Nein. An der Wolga. Seit 1941 im Altai.«

Wir gingen zu seinem Kabinett. Im kleinen Vorraum, wo zwei, drei Polsterstühle standen, bat er mich, Platz zu nehmen und zu warten. Ich setzte mich hin. Alexej Nikolajewitsch öffnete die massive Tür, die von innen mit einem schweren Gobelin verhängt war. Sie gingen hinein und schlossen die Tür. Keine Gedanken, keine Gefühle sind im Gedächtnis geblieben. Ich saß bloß da und wartete ... Da kam ein jüngerer Mann, offensichtlich in Eile und fragte mit einer Handbewegung, ob ich hinein möchte. Dann klopfte er kurz an die Tür, riß sie hastig auf und verschwand hinter dem Vorhang. Die Tür blieb sperrangelweit offen ... So bekam ich das Gespräch des Regisseurs mit dem damaligen Chef der Regionskommandantur zu hören: »... aus dem Bezirk Rodinski kommt sie ... Ja, sie ist wirklich gut, und wir könnten sie nehmen ... Ich verstehe ... Natürlich ist sie nicht die einzige ... Alles klar. Ich wollte ja nur fragen ... Das erklären wir ihr schon irgendwie ...« Ich wollte nichts mehr hören und ging raus, doch dann blieb ich stehen. Nein, so feige fliehen? Das nicht. Sie können doch nichts dafür, die Regisseure. Und der Chef der Kommandantur? Kann der ...? Der junge Mann, sicher ein Schauspieler, kam heraus, starrte mich an, blieb kurz stehen, als wollte er mir was sagen, entschuldigte sich und ging. Ich trat wieder in den Vorraum und setzte mich.

Die Tür öffnete sich, der Hauptregisseur erschien, und es kam mir vor, als wäre er älter geworden. Etwas gebückt, sich die Hände reibend, brachte er mir bei, sie wären doch zum Schluß gekommen, ich sei nicht gut genug für die Bühne, mit der Aussprache wäre was nicht in Ordnung, besonders mit den Zischlauten. Vielleicht hätte das mit meinem ukrainischen Akzent zu tun. Dann plötzlich: »Wenn Sie aber in Barnaul trotzdem bleiben würden, könnten Sie bei uns an den Massenszenen teilnehmen.« Er fragte nach meiner Adresse. »Ich habe keine Adresse, ich bleibe auch nicht in Barnaul.«

Draußen blieb ich eine Weile stehen. Dann lehnte ich mich mit dem Rücken an die Wand des Theatergebäudes und konnte mich nicht entscheiden, wohin ich jetzt gehen sollte. In mir war ein einziges Chaos. Wie lange ich da stand, weiß ich nicht. Ich muß so in Gedanken versunken gewesen und unbewußt losgegangen sein, denn ich besann mich erst, als ich eine Schreierei vernahm, ein unflätiges Fluchen, so ein richtig russisches, ein siebengeschossiges Fluchen, wie man sagt. Ich hob den Kopf und sah vielleicht zwei Schritte vor mir eine Straßenbahn und daneben der in Wut geratene Mann. »Bist du deines Lebens überdrüssig (Fluch), du dumme Gans (Fluch)? Dann geh woandershin (Fluch). Ich habe keine Lust,

deinetwegen (Fluch) im Knast zu landen!« Ich stand regungslos auf den Schienen und konnte nicht begreifen, was der Mann von mir wollte, warum er so schrie? Ja, hinter Gitter will er nicht meinetwegen. Warum meinetwegen? Ich sollte hinter Gitter und nicht der Mann da. Er schrie weiter, ich konnte aber keinen Schritt tun. Da trat er dicht vor mich, zeigte mit dem Finger auf die Schiene und schrie: »Jetzt geh sofort von den Schienen, dorthin!« Ich machte ein paar Schritte, blieb stehen und drehte mich um. Ich sah der Straßenbahn nach, bis sie um die Ecke in die Komsomolskaja eingebogen war. Eine alte Frau stand plötzlich vor mir. Mit dem Wort »dotschenka« (Töchterchen) brachte sie mich in die Wirklichkeit zurück, als hätte sie mich aus einer Erstarrung erlöst. Sie erklärte mir, daß nicht hier die Haltestelle ist und fragte, wo ich denn hin will. »In die Internationalnaja.« – »Komm, ich bringe dich zur Haltestelle.« – »Danke. Vielen Dank. Ich weiß, wo die Haltestelle ist und weiß, wie ich in die Internationalnaja komme. Bolschoje spassibo, Babuschka.«

Als ich mich schon meiner Unterkunft näherte, ergriff mich wieder das demütigende Gefühl, gebrandmarkt zu sein. Die beiden Besitzerinnen der Wohnung, in der ich Quartier genommen hatte, waren Schwestern. Sie wußten, daß ich heute im Theater vorsprechen sollte. Soja, die 16jährige Tochter der einen kommentierte, als ich eintrat: »Durchgefallen.« – »Ja. Stimmt. Durchgefallen«, sagte ich und ging ins andere Zimmer, das ich mit Maria Sergejewna bewohnte. Sie war nicht zu Hause, und ich nahm meine Bettsachen aus ihrer Schlafnische, breitete sie auf dem Boden aus, ließ mich nieder und ließ den Tränen freien Lauf. Und schlief dabei ein.

Als ich erwachte, vernahm ich eine Frauenstimme, die mir bekannt vorkam, im Gespräch mit Iraida Sergejewna, der Schwester von Maria. »Das war doch im voraus zu sehen, wie konnte sie sich bloß einbilden, daß sie im Theater eine Chance hat. Ich kann sie mir überhaupt nicht auf der Bühne vorstellen. So schüchtern wie sie ist. Absurd«, sagte Iraida. »Iraida Sergejewna, wenn Sie sie einmal auf der Bühne gesehen hätten, würden Sie ganz anderer Meinung sein.« Jetzt erkannte ich die Stimme. Das war die Lehrerin für Russisch und Literatur der 6. – 7. Klassen in Rodino – Tatjana Iwanowna Krassjuk. Sie versuchte Iraida zu überzeugen, und als sie noch erwähnte, daß ich, Lida, die Nemka, die Krutschinina besser als die Tarassowa dargestellt hatte, schrie Iraida laut auf: »Hören Sie auf, ich will das gar nicht hören!« – »Gut. Wie Sie wollen.«

Als Tatjana zu mir ins Zimmer kam, war ich schon aufgestanden. Sie war zum Staatsexamen gekommen und wollte ein paar Tage hierbleiben. Ich berichtete ihr über meine Mißerfolge, worüber sie empört war. Auf ihre Frage, was ich jetzt vorhabe, antwortete ich: »Nach Hause gehen.« – »Vielleicht könnten wir zusammen nach Rodino gehen?« – »Das wird die Kommandantur entscheiden.« Es kam nicht dazu. Ich kehrte nicht nach Rodino zurück.

Die Kommandantur war unerwartet aufmerksam auf mich geworden und empfahl mir wieder, mich an einem Technikum zu bewerben, dort kämen mitunter

Ausfälle vor, es wurden weniger Studenten aufgenommen, als vorgesehen war. (Hatten sie Mitleid mit mir? So wie Olgas Freund in Rodino? Er hatte mir erlaubt, jeder Zeit nach Kutschuk oder nach Rodino zu gehen, ohne mich bei der Kommandantur an- oder abzumelden.) Und jetzt in Barnaul? Sie verlängerten meine Aufenthaltserlaubnis um einen Monat. Um mich an einem Technikum anzumelden, brauchte ich mein Attest, das in der Hochschule geblieben war. Da ich mir vorgenommen hatte, nie wieder die Schwelle dieses Gebäudes zu überschreiten, bat ich Wolodja, mit einer Vollmacht das Attest zu holen.

Am Technikum bekam ich eine Zusage, doch sollte ich bis zum 1. Oktober warten, da zur Zeit alle Studenten und Lehrer bei der Kartoffelernte waren. Als mir jedoch mitgeteilt wurde, daß ich kein Stipendium bekommen werde, mit dem ich ja gerechnet hatte, entschloß ich mich, nach Hause, nach Rodino zu fahren. Die Kommandantur aber überraschte mich wieder: ich sei jetzt schon fest angemeldet, das heißt, Barnaul ist mein ständiger Wohnort. Ich konnte mir nun auch eine Arbeit suchen.

Maria machte sich mit mir auf die Suche nach einer Arbeit. Wir waren in zwei Museen, in einem Kindergarten und noch irgendwo. Nichts. Mein Geld ging allmählich zu Ende. Außer Lebensmittel mußte ich noch die Wohnung bezahlen. An einem meiner Kleider fand Maria großen Gefallen, und wir einigten uns, daß ich dafür zwei Monate wohnen darf. Maria fragte mich, warum ich nicht versuche, mich an die Abteilung für Volksbildung zu wenden, vielleicht wäre es möglich, wieder als Deutschlehrerin zu arbeiten? Nein, das konnte ich mir nicht vorstellen. In Kutschuk war das möglich ohne Ausbildung, aber doch nicht in Barnaul. Ohne Studienabschluß durfte ich auch nicht unterrichten.

Da erschien Wolodja als rettender Engel. Er hatte mit seinem Onkel, bei dem er auch wohnte, über mich gesprochen. Der Onkel war Stellvertretender Direktor einer Spezialgewerbeschule, wo nach dem Lehrplan einer normalen Mittelschule (5. – 7. Klassen) unterrichtet wurde. »Sie würden dich als Deutschlehrerin einstellen.« – »Wissen sie, daß ich eine Nemka bin?« – »Ja, das habe ich alles erklärt, und der Direktor hat sich beim NKWD erkundigt. Die haben zugestimmt.« – »Was ist das für eine Spezialschule?« – »Das ist es ja. Es ist nicht so einfach, dort zu unterrichten. Die Schule bildet Facharbeiter für die Verteidigungsindustrie aus, und nur Waisenkinder, deren Väter im Krieg gefallen sind, und nur Jungs werden dort aufgenommen. Das sind natürlich Halbwüchsige ohne Disziplin. Aber keine Angst. Dort sind noch zwei junge Lehrerinnen, die hatten auch erst Angst, sagt mein Onkel. Schließlich kannst du zu jeder Zeit kündigen, wenn du was anderes findest. Du kannst auch jetzt nein sagen.«

Mir war angst und bange, doch ich hatte keine andere Wahl und blieb an dieser Schule bis zum Schuljahresende. Mit den zwei jungen Lehrerinnen – Klara für Geschichte und Nina für Physik – freundete ich mich schnell an. Sie verstanden es, mich über alle Besonderheiten dieser Schule mit Humor zu informieren und vor unangenehmen Überraschungen zu warnen. Mit der Disziplin wurden auch

die männlichen Kollegen nicht immer fertig. Der Geographielehrer z. B. hatte schon zwei Krücken (er war Kriegsinvalide, ihm fehlte ein Bein) über dem Tisch zerschlagen, um Ordnung in der Klasse herzustellen. Vor ihm hatten sie wenigstens Angst und vor dem Direktor, der war ja eine Militärperson, ein Oberst (vielleicht ein NWKD-Mann?). Vor mir hatten sie keine Angst. In keiner der vielen Gruppen gelang es mir, einen normalen Unterricht zu halten. Zum Schreiben konnte ich sie am wenigsten bringen. Lesen irgendwie. Ich hatte keine Klassenleitung und war auch nie in den Werkstätten gewesen, wo sie ihre Berufsausbildung erhielten. Man sollte sie dort einmal sehen, hörte ich! Sie bedienten ihre Werkzeugmaschinen wie Erwachsene, voll Sachkenntnis. Aber für allgemeinbildende Fächer hatten die meisten kein Interesse; schon gar nicht für Deutsch.

Das Schuljahr ging zu Ende. Ich wollte nicht kündigen, denn die Wirtschaftsleiterin hatte mir ein Zimmer im Wohnheim zu Beginn des neuen Schuljahres versprochen, das heißt nach dem Urlaub zum 1. September. Ich sehnte mich schon sehr nach meiner Familie, vor allem nach meiner Mutter. Von der Kommandantur bekam ich die Erlaubnis und eine Anweisung, wie ich nach Rodino kommen kann. Meinen Koffer füllte ich mit Geschenken: Wurst, Konserven und Süßigkeiten und machte mich auf den Weg.

Meine Schwester Ella mit Familie wohnte schon nicht mehr in Kutschuk, sie waren in den Sowchos »Stepnoi« umgesiedelt, wo ihr Mann Leo jetzt als Kombifahrer arbeitete. Die Freude war groß, als ich kam. Meine Mutter war spürbar gealtert. Sie drückte sich an mich und weinte nur. Ich weinte auch. »Mama, würdest du mit nach Barnaul gehen? Mir ist ein Zimmer versprochen, wir könnten zusammen dort leben.« – »Nach Barnaul? Mit dir? Aber das geht doch nicht, mein Kind. Was soll ich unter den Russen? Ich kann kein Russisch. Und du sollst dir dein eigenes Leben einrichten, eine Familie haben. Ich bleibe hier bei Ella, bei den Kindern.«

Bei den Worten »eine Familie« krampfte sich irgendwas in mir zusammen. Darüber hatte ich gar nicht nachgedacht ... Ich war ja schon 23 ... Die ganze Familie umringte mich. Isolda und Tonja, die jetzt 15jährigen Zwillinge, waren zwei auffallend hübsche Mädchen, sie hielten sich etwas zurück und ließen ihre kleinen Geschwister sich vordrängen.

Am übernächsten Tag ging ich nach Kutschuk, mein Schwager Alexander Zwinger holte mich ab. Bevor es losging, fragte ich meine Mutter. »Wie alt war denn die Bertha, als sie ihren Martin heiratete?« – »31«, antwortete Ella. »Siehst du Mama, und ich bin erst 23.« – »Das ist aber nicht gut, Lida, so spät zu heiraten. Sie hat sich schon von ihm getrennt, hat ihn einfach hinausgeworfen.« Das konnte ich nicht glauben. »Und wo ist er jetzt?« Ella sagte lachend: »Bei so einem Mangel an Männern! Die Frauen reißen sich um sie. Ihre Nachbarin, die Lisa, hat ihn genommen.« – »Die Bertha hat zu spät geheiratet, sie hat sich daran gewöhnt, unabhängig zu sein«, fügte meine Mutter hinzu. Mein Herz klopfte heftig, als ich nach Kutschuk kam. Zehn Jahre war das mein Zuhause gewesen ... Meine Jugendjahre ...

Maria, meine Schwester, stand, auf zwei Krücken gestützt, in der Tür. Sie konnte schon fast nicht mehr sehen, und erst als ich schon ganz in ihrer Nähe ihren Namen rief, zuckte sie zusammen, ließ eine Krücke fallen, lehnte sich an den Türpfosten, und wir umarmten uns. »Mein kleines Schwesterchen.« Maria und ich setzten uns nebeneinander und schwelgten in Erinnerungen an Mariental, dachten an unseren Vater, unseren Hof, an alle Verwandten und Bekannten. »Vielleicht kehren wir doch noch nach Mariental zurück?« Maria ließ den Kopf sinken und sagte nach einer Weile traurig: »Nein, nie werden wir dorthin zurückkehren. Jetzt sind und bleiben wir auch Sibirier, oder sibirische Nemzy. Die Sprache geht verloren, ihr sprecht ja schon alle kaum noch deutsch. Dann heiratet ihr auch noch Russen – und weg mit uns.« – »Marie«, ich wollte sie besänftigen, »ich weiß, man darf nicht darüber reden, ich hätte nicht anfangen sollen ... Lassen wir das ...« Da sah sie mich plötzlich irgendwie schelmisch an und fragte: »Und wann wirst du uns die Freude machen, uns deinen Liebsten vorzustellen?« – »Ich habe keinen Liebsten.« – »Überhaupt keinen? ...« – »Ich möchte nicht darüber reden.« – »Warum denn nicht? Ich bin doch deine Schwester, und obwohl ich kaum aus dem Haus komme, dringen auch Gerüchte bis zu mir. Es gibt doch bestimmt einen, den du liebst oder geliebt hast?« – »Marie, bitte.« Mit erhobener Hand wollte ich ihre weiteren Fragen abwenden. »Aber eines möchte ich dir klarmachen, einen Mann suchen – nein! Nie! Und wenn er von selbst nicht kommen wird, dann ... Dann soll es auch so sein. Ich bleibe jetzt in Barnaul, und mir geht es gar nicht so schlecht. (Da fiel mir meine Arbeitsstelle und mein Fiasko an der Hochschule ein.) Trotzdem, Marie, wir sind eben die Deutschen, und es ist alles nicht so einfach.« Damit stand ich auf.

Meine beiden Tanten, Anna und Bertha, erwarteten mich schon, es wurde sofort der Tisch gedeckt: Bratkartoffeln, Eier, Rahm und Gemüse, eben aus dem Garten. Anna brachte noch frisch eingelegte Gurken als ihr eigenes Überraschungsgeschenk, dabei strahlte sie vor Freude übers ganze Gesicht. Und wie immer hatte sie ein weißes Tüchlein um den Kopf gebunden. Bertha wich irgendwie meinen Blicken aus, sie wollte das Gespräch offenbar nicht auf ihre Trennung von Martin kommen lassen. Auf meine Frage, wo denn Alma sei, sagte sie: »Die ist wahrscheinlich nach der Arbeit zu ihrem Vater gegangen.«

Anna wollte mir unbedingt die Karten legen. Ich muß eine skeptische Miene gemacht haben. »Guck mich nicht so an, du bist kein Schulmädchen mehr«, rief sie lachend, indem sie ein Spiel Karten aus ihrer Tasche nahm und zu mischen begann. »Jetzt misch du sie noch mal durch.« Das tat ich wortlos und hob auch noch die Karten ab. »So. Jetzt Ruhe.« Sie verstummte. Für die Karten hatte ich kein Interesse. Ich beobachtete meine Tante. Voll gespannter Aufmerksamkeit legte sie die Karten aus, nur die Augen glitten den Karten nach, und ihre Lippen bewegten sich lautlos. Dann, als sie begann, die Karten aufzudecken, rückte sie ein wenig vor, ihre Augenbrauen hoben sich, sie blitzte mich plötzlich an, deckte noch eine Karte auf und starrte mich an. »Du verschweigst uns doch die Wahrheit, Lida.

Hast du einen Verlobten? Sag's deiner alten Tante.« – »Nein, liebe Tante, ich habe keinen Verlobten und überhaupt keinen engen Freund.« – »Das kann nicht sein. Guck mal, da.« Sie zeigte auf die Karten, wovon ich keinen blassen Schimmer hatte. »Gut. Jetzt anders.« Sie sammelte die Karten zusammen, mischte und legte sie neu. »Ha, da ist er ja wieder, der Karo-König, ganz nah bei dir! Du kannst lachen, soviel du willst. Vielleicht kennst du ihn tatsächlich noch nicht, aber er kommt, ich würde sagen, in wenigen Tagen.« Meine Tanta Anna tat mir leid.

Mit meiner Freundin Vera traf ich mich auch, wir schwatzten und lachten. Auf unsere alte Freundschaft tauschten wir unsere Kleider, die wir gerade an hatten. Darüber freuten wir uns noch Jahre danach. Hier in Kutschuk begegnete ich auch Tatjana Iwanowna Gorshi, die mir die Sache mit meinem Krutschinina-Porträt erzählte. Im Sowchos traf ich zu meinem großen Erstaunen Wolodja Paschtschenko. Seine Mutter war in die hiesige Schule versetzt worden, sie wohnten jetzt auf dem Zentralgehöft des Sowchos. Wir verabredeten uns noch einmal, sprachen über Barnaul, erinnerten uns an unsere gemeinsamen Freunde und Bekannte, debattierten auch über Literatur und Kunst. Er war ein guter Gesprächspartner und ich vielleicht eine gute Zuhörerin.

Mit Wehmut verabschiedete ich mich von meiner Mutter und von allen Verwandten. Ende August war ich wieder in Barnaul. Das mir versprochene Zimmer war schon an jemand anderen vergeben. So kündigte ich nun doch in der Schule.



## Wieder Lehrerin. Eine schicksalhafte Begegnung

Ich ging zur Abteilung Volksbildung beim Stadtsowjet. »Deutschlehrerin? Moment.« Die Angestellte blätterte in einem Block. »Bezirk Oktjabrski, dort werden Deutschlehrer gesucht.« Sie schrieb mir die Adresse auf. Im Bezirk Oktjabrski wurde ich auf Anordnung der Abteilung für Volksbildung als Deutschlehrerin einer »Schule für die arbeitende Jugend« zugeteilt, und zwar ab 1. September 1952. Am besten, ich würde dort heute noch erscheinen. Unterwegs überlegte ich: eine Mittelschule, das heißt, die 5. – 10. Klassen. Ich werde bestimmt die 5. – 7. Klassen unterrichten, vielleicht auch nur die 5. – 6., auf jeden Fall werden das schon fast Erwachsene sein. Mein Gott! Zu meinem größten Erstaunen, aber auch zu meiner Enttäuschung war ich verpflichtet, in allen Klassen zu unterrichten. Schon am nächsten Nachmittag sollte ich kommen, dann wäre der Stundenplan fertig. Ich fragte, ob in der Schule Lehrbücher für die 8. – 10. Klassen vorhanden sind. Nein, die Schule war neu, und die Lehrbücher mußten sich die Lehrer selbst besorgen.

An diesem Tag war es schon zu spät, eine Buchhandlung oder Bibliothek aufzusuchen. Ich ging einfach nach Hause. Meine Wirtin Mascha war mit ihrem Mann (einem Lokomotivführer) und den Kindern beim Abendessen. Ich wohnte jetzt genau zehn Monate bei ihnen, in einem kleinen Zimmer mit großem Fenster, der Eingang von der Küche aus, aber ohne Tür, statt dessen ein Vorhang. Ich fühlte mich wohl bei ihnen, und ich hatte mich an sie gewöhnt, auch viel mit den beiden kleinen Kindern gespielt. Nachdem ich heute von der Schule bis zu ihnen anderthalb Stunden gebraucht hatte, deutete ich an, daß ich vielleicht umziehen werde.

Mascha ließ vor Überraschung den Löffel fallen. Ich erklärte, ich sei in eine andere, eine Schule für Erwachsene versetzt worden, und die befindet sich in der Siedlung »Sapadny«. Es gab eine kleine Diskussion. Mascha wollte nicht, daß ich wegziehe. Auch das Argument, daß ich jetzt keine Filzstiefel mehr hatte, weil die Spezialschule hier in der Nähe gewesen war und ich in den Lederstiefelchen gehen konnte, der Unterricht in der neuen Schule aber oft erst um zwölf Uhr abends endete – und das bei dem Frost in der Nacht, konnte sie nicht ganz überzeugen.

Plötzlich legte ihr Mann seine Hand auf ihre und sagte: »Mascha, unabhängig, ob sie bei uns bleibt oder nicht, dort in der Schule – da sind alles junge Leute. Kein Monat wird vergehen, und sie wird heiraten.« Da lachte Mascha laut und meinte: »Da bin ich mir nicht so sicher.«

Das erinnerte mich an einen Abend, ein paar Wochen, nachdem ich bei ihnen eingezogen war, als wir gemeinsam beim Abendessen saßen und Mascha herausbekommen wollte, warum ich allein bin, warum ich keinen Freund habe. Da mischte sich ihr Mann ins Gespräch und gab ihr den Rat, mit mir mal zum Tanzen zu gehen. Damals hatte Mascha genauso gelacht wie jetzt und gesagt: »Wenn ich mit ihr zum Tanzen gehe, stellt sich noch sehr die Frage, wer von uns beiden einen

kennenlernen würde.« Sie hatten sich beim Tanzen kennengelernt ... Ich glaube, auch Mascha erinnerte sich an dieses Gespräch. Sie beruhigte sich und äußerte nur ihr Bedauern wegen meines Umzuges.

Am nächsten Morgen machte ich mich auf die Suche nach Schulbüchern. Ich fand zwei für die 8. und 9. Klasse und eine Broschüre »Fremdsprachenmethodik«. Für die 10. Klasse kein Lehrbuch. Hoffentlich würde ich nicht gleich am ersten Tag Unterricht in der 10. Klasse haben, dachte ich. Im Lehrerzimmer war der große Stundenplan für alle Klassen auf einem Tisch ausgebreitet. Die pädagogische Direktorin teilte mir mit, daß ich als Klassenleiterin für die 5. Klasse eingesetzt bin. In der 5. Klasse hatte ich auch die erste Unterrichtsstunde, in der dann zugleich die erste Klassenversammlung abgehalten werden sollte. Drei Stunden hatte ich in den Klassen 6 – 9. In der 10. Klasse war die allererste Unterrichtsstunde Deutsch.

Schockiert, wortlos ließ ich mich auf einen freien Stuhl nieder. Ausgerechnet mir war die erste Stunde in der 10. Klasse zugekommen. Nicht wegen des fehlenden Lehrbuchs hatte ich Angst vor der 10. Klasse. Nein! Irgendwie regte sich mein Gewissen, meine Ausbildung entsprach eigentlich nicht den Anforderungen dieser Schule. Ich hätte in Kutschuk bleiben sollen. Wenn ich wenigstens damals zum Fernstudium zugelassen worden wäre. Jetzt wäre ich schon im 3. Studienjahr. Aber was half's, ich mußte damit fertig werden. Ein russisches Sprichwort lautet: »Ne bogi gorschki obshigajut« (wörtliche Übersetzung: Nicht die Götter brennen die Töpfe). In der Schule wird in zwei Schichten unterrichtet. Die zweite Schicht beginnt um 17.30 Uhr. Ich kam eine Stunde vorher. In dieser Stunde lernte ich eine junge Lehrerin kennen, Luisa Alexandrowna, Absolventin der Pädagogischen Hochschule. Sie unterrichtete Mathematik in den 5. – 7. Klassen und hatte auch Angst vor dem ersten Unterricht. Sie war nur ein, zwei Jahre älter als ich, alle anderen waren mindestens zehn Jahre älter.

Der Schuldirektor hatte mich vorbereitet: »In der 10. Klasse sind 60 Schüler angemeldet.« – »Und wieviel Sitzplätze?« – »30 bis 35, aber keine Angst. Morgen kommen zwar viele zur ersten Schicht, aber einige werden in eine andere Schule versetzt.« Das wurde ja immer besser.

Als ich die Klasse betrat, standen alle auf (in diesem Moment kam ich mir selber lächerlich vor), ich begrüßte sie, sie antworteten »Sdrawstwujte« und nahmen Platz. Drei, vier Schüler(innen) blieben an der Wand stehen, sie hatten keinen Platz gefunden. Fast an allen Tischen saßen vier Schüler statt zwei. »Ja, eng, aber gemütlich, kann man wohl sagen«, fing ich meinen ersten Unterricht an. »Aber nicht alle sitzen noch zu viert, und die Stehenden finden bestimmt auch noch Platz.« Da wurde zusammengerückt, und alle kamen unter. Ich sah mir die Klasse ganz mutig an. »Ich glaube, es hat keinen Zweck, einen Appell abzuhalten, ich würde sowieso keinen Namen behalten.« Jetzt wollte ich wissen, wer von ihnen überhaupt noch kein Deutsch gelernt hat, wie viele in der 5. – 7. Klasse oder wer bis zur 9. Die Fragen wurden mit Handheben beantwortet. Da ging das Licht

plötzlich aus. Ganz kurz warteten ich und alle Schüler in absoluter Stille, dann bat ich einen der Schüler, hinauszugehen und nachforschen, ob nur unser Klassenzimmer ohne Licht war oder die ganze Schule.

»Überall ist es dunkel«, berichtete der Bote. »Da versuchen wir es auch ohne Licht, uns zu unterhalten, aber in Deutsch.« So kamen wir zur Deklination der Substantive, zur Konjugation der Verben, zum Rezitieren, die »Lorelei« und »Sah ein Knab' ein Röslein stehn« beispielsweise. Den »Erlkönig« wagte niemand aufzusagen, obwohl ihn mehrere gelernt hatten. Endlich läutete es zur Pause. Mit großer Erleichterung verließ ich den Raum. Die zweite Stunde verbrachten wir auch im Dunkeln, dann gab es Licht. Nach Hause kam ich um halb eins in der Nacht.

Am nächsten Morgen hatte ich um 8.00 Uhr schon wieder Unterricht. Gleich nach dem Unterricht in meiner 5. Klasse fragte ich die Schüler, ob sie nicht wissen, wer von ihren Nachbarn oder Bekannten ein kleines Zimmer oder auch eine Ecke zeitweilig zu vermieten hat. Nach einer kurzen Pause hob sich eine Hand. Ein etwa 16jähriges Mädchen meldete sich: »Ich kann meine Mutter fragen, wenn Sie auf mich warten möchten, ich wohne ganz in der Nähe, komme gleich zurück.« Sie kam zurück und sagte, daß ich bei ihnen wohnen könnte. Dann ging ich mir die Wohnung anschauen. Es war eine Schlafnische mit Fenster. Ein schmales, eisernes Bett am Fenster, ein kleiner Tisch, ein Stuhl davor. Ein Vorhang würde noch vorgehängt.

Die Hauswirtin, Klawdija Sergejewna, eine freundliche Frau, erklärte, daß es bei ihnen immer ruhig ist und niemand mich stören wird. Ihr Mann ist zwar schwerkrank, liegt zur Zeit aber im Krankenhaus, doch er ist ein sehr liebenswürdiger und duldsamer Mensch. Ich bedankte mich bei ihr und versprach, sie und ihre Familie nicht lange zu beengern, mich um eine andere Unterkunft zu kümmern.

Am nächsten Tag packte ich meinen Koffer, verabschiedete mich von Mascha und ihrem Mann und bezog die Schlafnische in der Wohnung meiner Schülerin. Den Koffer konnte ich nur unter das Bett schieben. Meine Lesebücher und die »Roman-Gaseta«, die ich in Kutschuk abonniert hatte (und noch nicht alle gelesen hatte), blieben bei Mascha und auch das Blumenbild. An der Wand gegenüber vom Bett war ein dicker Haken angebracht, an den ich meine gesamte Garderobe, auf zwei Bügeln verteilt, anhing. Als ich alles aufgeräumt hatte, kam Tamara (meine Schülerin) mit Eimer und Scheuerlappen, um den Fußboden zu wischen, und ich konnte sie nicht überreden, mich das selbst machen zu lassen. Dann fragte ich sie, wo man in der Nähe Lebensmittel einkaufen könnte. Am liebsten würde sie mich begleiten, wenn ich eine halbe Stunde warten könnte.

Ich stand an der Haustür und sah mir die Umgebung an. Dreistöckige Häuser (in Deutschland sind das zweistöckige), genau wie das unsere, links und rechts, Schuppengebäude aus Holz, Mülltonnen, Abtritte. Ein trostloser Anblick. Aber der wolkenlose Himmel breitete seine prunkvolle Bläue reichlich über alle

Dächer, alle Gebäude, und die vorabendliche Sonne ließ lange Schatten fallen.

Da sah ich plötzlich einen jungen Mann mit Brille, der sich in aller Eile in meine Richtung bewegte, mit einer Tasche oder einem Beutel in einer Hand. Sein Blick schien auf mich gerichtet zu sein oder auf jemanden hinter mir? Kurz drehte ich mich um – niemand. Dann blieb er stehen, setzte seine Tasche ab, zog ein Taschentuch hervor, nahm die Brille ab und begann sie sorgfältig zu putzen, indem er die Brille ganz nah vor die Augen hielt. Worauf er die Brille wieder aufsetzte, das Taschentuch einsteckte und die Tasche aufnahm – das alles beobachtete ich aufmerksam, als hätte es eine besondere Bedeutung. Nun kam er festen Schrittes direkt auf mich zu. »Sdrawstwujte, Lidia Alexandrowna.« – »Sdrawstwujte.« Jetzt erst begriff ich, daß er einer meiner Schüler sein mußte. »Ich wollte meinen Augen nicht trauen, als ich Sie hier in unserem Hof sah.« – »Sie kennen mich von der Schule her?« fragte ich irgendwie bestürzt.« – »Ja ... und wenn ich fragen darf, aus welchem Anlaß sind Sie hier?« – »Ich wohne hier.« – »Das kann doch nicht sein. Ich wohne auch hier.« – »Dann sind wir Nachbarn. Eigentlich bin ich heute erst eingezogen. Und ... in welcher Klasse sind Sie?« – »In der 10.« – »Mein erster Unterricht, dabei ohne Licht.« – »Und Sie haben es ausgezeichnet gemacht.« – »Bitte sagen Sie so was nicht.« – »Warum nicht? Das ist die Meinung aller Schüler. Unsere Literaturlehrerin hat ohne Licht die ganze Stunde lang kein einziges Wort über Literatur vorgebracht, und sie soll Universitätsabschluß haben. Und sie ist bestimmt zehn Jahre älter als Sie.«

Es war mir irgendwie nicht wohl. Er aber fragte noch, ob es nicht möglich wäre, daß ich den Russisch- und Literaturunterricht übernehme, Deutsch könnte doch die andere unterrichten. Das brachte mich zum Lachen. »Ich finde Ihren Humor gut, aber im Ernst, das ist unmöglich, junger Mann. Sie sollten nicht so voreilige Schlüsse aus dem ersten Eindruck ziehen. Es kann sich alles noch ganz anders entwickeln.« – »Ich kann ja verstehen, Sie möchten Ihre Kollegin nicht schlechtmachen. Das ist auch nicht meine Absicht, aber ... Gestern hatte sie wieder bei uns Unterricht – bei Licht. Lidia Alexandrowna, glauben Sie mir, ihre Kenntnisse in der russischen Literatur sind ... (er suchte nach einem passenden Wort) zumindest gering.« Eine Pause. »Entschuldigen Sie bitte, das werden wir mit dem Schulleiter klären. Das war so überraschend, Sie hier zu treffen ...«

»Morgen haben Sie Deutsch«, sagte ich, nur um etwas zu sagen. Da kam auch Tamara heraus. Tamara ging zu ihrer Freundin und wollte auch bei ihr übernachten. An diesem Abend wollte Klawdija Sergejewna herausfinden, ob ich tatsächlich allein bin oder doch vielleicht einen Freund habe. Ich deutete an, daß dieses Thema mir unangenehm ist. »Ich meine ja nur«, fuhr sie schüchtern fort, »hier bei uns gibt es nette Burschen ... Einer besonders, ich kenne seine Mutter gut ...« – »Klawdija, merken Sie sich bitte – ich mag das nicht. Und keine Kuppelei!« Ich ging in die Nische und zog den Vorhang zu. Jetzt hatte ich sie bestimmt beleidigt. Ich zog den Vorhang wieder zurück und ging in die Küche, wo sie sich wieder ans Stricken gemacht hatte. »Sie sind mir doch nicht böse?« – »Nein, nein überhaupt

nicht.« – »Ich verstehe ja, daß Sie es gut meinen, aber ...« – »Schon in Ordnung, ich verstehe und verspreche, nicht mehr damit anzufangen.«

Am nächsten Tag kamen zur Morgenschicht der zehnten Klasse etwa fünfzehn Schüler, fast ausschließlich Mädchen, alle ein, drei Jahre jünger als ich. Es war ein Vergnügen, mit ihnen zu arbeiten. Aber auch keine von ihnen war berufstätig. Mir entging nicht, daß der junge Mann von gestern nicht dabei war.

Also wird er zur Abendschicht kommen. Da ertappte ich mich bei dem Gedanken, daß ich ihn sehen wollte. Weil er sich ein bißchen beifällig über mich geäußert hatte? Nein, das nicht. Ich sah ihn ganz deutlich vor mir, seinen Gang, seine Art, die Brille zu putzen, hörte seine Stimme, die etwas laut und etwas heiser klang ... O Gott! Was ging da in meinem Kopf herum! Raus damit. Mein Schüler ist er und wer weiß ...

Mein Schüler mit der Brille, der zur Abendschicht kam, hieß Georgi Jewtuchow, er saß am ersten Tisch direkt mir gegenüber (wenn ich zum Sitzen kam). Im Laufe der Stunde wagte ich nicht, ihn etwas zu fragen, und er wagte offenbar nicht, mich anzublicken. Wenn er schon in mein Blickfeld geriet, ließ er den Kopf sinken. Das war mir peinlich. Aber bereits in der nächsten Unterrichtsstunde war alles bestens. Er hörte aufmerksam den Antworten anderer Schüler zu und schaute mich an, wie ich darauf reagiere, er versuchte mitzuarbeiten, obwohl seine Antworten meist unpassend waren und seine Aussprache in Deutsch zu wünschen ließ. Innerlich war's mir zum Lachen. Und er gefiel mir immer mehr.

Am Sonntag wollte ich einen Ausflug unternehmen, ins Stadtzentrum, vielleicht ins Kino gehen. Nach dem Frühstück machte ich mich auf den Weg. Schon im Treppenhaus vernahm ich hallende Hammerschläge. Draußen sah ich meinen Schüler Georgi Jewtuchow. Er hockte auf dem Schuppendach und schlug Nägel ein. Der erste Impuls war, zurückzugehen, doch er hatte mich schon gesehen. Bedauerlich, daß die Fenster unserer Wohnung alle auf die Straße gingen, sonst hätte ich ihn vorher gehört und gesehen. Er begrüßte mich mit Vor- und Vatersnamen. Ich antwortete: »Guten Morgen.« – »Der Morgen ist tatsächlich sehr schön ... Sie in der Sonne ... und ich muß auf dem Dach hier hocken.« Ich hielt es für angebracht, ihm etwas Ermunterndes zuzurufen. »Freuen Sie sich darüber. Sie sind der Sonne viel näher und haben einen besseren Überblick.« Er erhob sich plötzlich in seiner ganzen Größe, schaute sich um und lächelte mir zu. »Sie haben recht. Hier hat man einen schönen Blick. Lidia Alexandrowna, da steht eine Leiter, ich helfe Ihnen hochzukommen.« Ich fand das zum Lachen! »Nein, danke. Die Bretter müssen bestimmt angenagelt werden. Ich möchte Sie dabei nicht weiter stören. Viel Spaß bei Ihrer Arbeit!« – »Nachdem ich Sie jetzt gesehen habe, werden die Nägel von selbst hineinspringen«, rief er mir nach. Ich eilte davon, und er hämmerte weiter. O Gott, was war das für ein Gespräch? Gespräch einer Lehrerin mit ihrem Schüler. Ich mußte mir dringend eine andere Wohnung suchen.

Für das Kino war mir die Lust vergangen. Wenn ich ehrlich war, ich wäre am liebsten auf das Dach gestiegen und hätte ihm die Nägel zugereicht. Aber ... das war ja nur ein Traum, den ich nicht träumen durfte.

Wie könnte ich eine andere Unterkunft finden? Wieder in der Schule nachfragen? Nein, auf keinen Fall. Privathäuser gab es hier keine. Beim Einkaufen? Heute war geschlossen. So kam ich zur Haltestelle und fuhr mit der Tram Richtung Zentrum. An der Komsomolskaja stieg ich aus und besuchte meine ehemalige Wirtin Maria und ihre Schwester Iraida. Sie fanden, ich sähe gut aus und freuten sich, daß ich doch in der Stadt geblieben und an einer großen Schule als Lehrerin tätig war. Ich sprach von meiner Wohnangelegenheit, worauf Maria meinte, hier in der Nachbarschaft wäre es kein Problem, ein schönes Zimmer zu finden, doch das war zu weit entfernt von meiner Schule.

Als ich nach Hause kam, war es schon nach 3.00 Uhr nachmittags, und ich setzte mich an meine Unterrichtsvorbereitungen. Da kam Klawdija Sergejewna, entschuldigte sich für die Störung und fragte, ob ich mit ihr und einigen Nachbarinnen am Mittwoch ins Kino gehen würde – im Klub »Transmasch« wird ein neuer Film gezeigt, der sehr interessant sein soll. Sie nannte den Titel. Ich hatte schon davon gehört. Tamara käme vielleicht auch mit. »Gut, ich komme gerne mit.«

Am nächsten Tag wurde Klawdijas Mann aus dem Krankenhaus entlassen. Er war bettlägerig und sah mitleiderregend aus. In der Küche fragte ich leise Klawdija, ob es nicht besser wäre, ihren Mann in der Nische unterzubringen. »Nein, nein. Unser Bett ist zu groß für die Nische, und ich muß immer bei ihm sein. Machen Sie sich keine Sorgen, Sie stören uns überhaupt nicht.« Sie wollte nicht, daß ich gehe. Wohin auch? fragte ich mich. Hier paßte mir vor allem die Nähe zur Schule – keine fünf Minuten. Vielleicht unter den Lehrern nachfragen? Das wäre eine Möglichkeit. Vor allem mit Luisa müßte ich reden. Die ersten zwei Tage ergab sich keine Gelegenheit.

Dann kam der Mittwoch, der Kinobesuchstag. Am Spätnachmittag fragte ich Klawdija, wann das Kino beginnt. »Um 8.00 Uhr«, antwortete sie kurz. »Und wo ist denn Tamara?« wollte ich wissen, denn ich hielt es für selbstverständlich, daß eine von ihnen zu Hause bleiben würde bei dem Kranken.

»Tamara ...? Bei ihrer Freundin ist irgendwas passiert, sie ist bei ihr, vielleicht kommt sie noch.« – »Und wenn nicht, Klawdija? Soll ich allein ins Kino gehen?« – »Warum denn allein? Dort drüben die, die kommen doch mit. Warten Sie noch ein bißchen.« Sie war sehr aufgeregt, Tränen schienen ihr in die Augen zu treten – selbst die heilige Einfalt! Ich setzte mich auf mein Bett, nahm eine Zeitung, doch lesen konnte ich nicht.

Irgendwas stimmte da nicht. Sie hatte mir versprochen, mit keinem Wort mehr einen Mann zu erwähnen, und sie hatte bisher Wort gehalten. Aber jetzt hat sie was eingerührt, vermutete ich. Sinaida soll den Kinobesuch angeregt haben. Vielleicht kommt die mit ihrem Mann? Abwarten und keine Panik. Dann erschien

Klawdija. »Sie werden erwartet, draußen im Treppenhaus.« Im Treppenhaus wartete auf mich Georgi Jewtuchow. Allein. »Und, wo sind die anderen?« – »Es gibt keine anderen. Haben Sie Angst vor mir?« fragte er lächelnd. »Ich habe keine Angst vor Ihnen, aber was soll das alles?« – »Nehmen Sie das den Frauen nicht übel.« – »Den Frauen?« – »Kommen Sie bitte, sonst wird es zu spät.« Meine Frage wollte er anscheinend nicht beantworten. Gut, das erfahre ich von Klawdija. Unterwegs zum Klub erfuhr ich, daß er vor zwei Jahren das Barnauler Technikum für Bauwesen absolviert hatte und zur Zeit als Bauleiter in untergeordneter Funktion tätig war – beim Aufbau eines Industriebetriebs. Er hatte sich vorgenommen, im August nächsten Jahres an die Hochschule für Bauwesen in Nowosibirsk zu gehen.

Daher auch der Schulbesuch, um das Schulprogramm zu wiederholen, besonders Mathematik und Physik, in denen Prüfungen bevorstanden. »Alles klar: Deutsch wird nicht geprüft.« – »Deutsch wird nicht geprüft und einige andere Fächer auch nicht.« Da waren wir auch schon am Klub. Auf dem Nachhauseweg sprachen wir über den Film. Er hatte uns beiden gefallen und entsprach unseren Vorstellungen. Kurz vor unserem Haus fragte er, wo ich die deutsche Sprache erlernt hätte, in seiner Klasse wären einige Schüler, die aus dem Baltikum kamen und gut Deutsch verstünden. »Sie behaupten, daß Sie echt Deutsch sprechen und bestimmt deutscher Nationalität sind.« – »Das stimmt. Ich bin deutscher Nationalität.« – »Und wo sind Sie geboren?« – »In der Wolgadeutschen Republik, im Dorf Mariental.« – »Oh. Mariental«, wiederholte er mit Betonung auf letzter Silbe. »Das klingt schön. Ich war mal, noch in der 5. Klasse, in ein deutsches Mädchen ein bißchen verliebt, sie verstand kein Wort Russisch: Jetzt bewundere ich Ihr Russisch, ohne den geringsten Akzent.« – »Und was ist mit dem Mädchen, der Nemka?« – »Das weiß ich nicht. Wir sind nicht mehr in eine Klasse gekommen, und ich hab sie nicht mehr gesehen.« Wir standen schon eine Weile vor der Haustür. »Bereuen Sie, daß Sie mit mir ins Kino gegangen sind?« – »Nein. Im Gegenteil.« Ich reichte ihm die Hand, er nahm sie mit seinen beiden. »Ich möchte gerne am nächsten freien Tag wieder mit Ihnen ins Kino gehen. Und Sie? Ja oder nein?« – »Ja.« – »Um halb acht dann.« – »Gut.« Mit Luisa kam ich während einer Pause ganz kurz ins Gespräch. Ihrer Meinung nach war es unmöglich, hier in der Nähe ein Einzelzimmer privat zu finden, wo die Arbeitersiedlung so dicht bevölkert war. Ich wagte nicht, mich an noch jemanden mit dieser Frage zu wenden.

Wie verabredet, traf ich mich mit Georgi, und wir gingen ins Kino. In eine lebhaftere Unterhaltung vertieft, erblickten wir plötzlich das in tiefes Dunkel gehüllte Kino. Sprachlos standen wir vor der verschlossenen Tür. »Dann machen wir wenigstens einen Spaziergang im Park, der ist allerdings vor nicht langer Zeit erst angelegt. Kommen Sie!« Mit einigem Zögern folgte ich ihm. Es war ein kalter windiger Abend, auf einen Spaziergang hatte ich keine Lust und war dafür auch zu leicht angezogen. Wir kamen zu einem Tor in der eisernen Umzäunung. Das Tor war natürlich verschlossen. Er versuchte, durch den Zaun zu schlüpfen, es ge-

lang nicht, da kletterte er einfach über den Zaun. Der Zaun war nicht hoch, er reichte mir die Hände ... Und mit dem Gedanken, ich habe den Verstand verloren, kletterte ich ihm nach. Von oben aber geriet ich in seine Arme. Zärtlich und fest hielten sie mich an seiner Brust, an seinem Körper. Welch ein Glück, sich an ihn schmiegen zu dürfen ... Und doch ... Halt! Durfte ich das? Vorsichtig befreite ich mich. Der Wind tobte, meine Mütze wäre mir beinahe vom Kopf gerissen worden, ich zog sie über die Ohren. »Machen wir wenigstens eine Runde im Park?« – »Aber danach gleich nach Hause.« – »Einverstanden.« Die kahlen jungen Bäumchen neigten sich zur Erde, und wir kämpften uns mutig durch den frostigen Wind, als wäre es eine Pflicht, dabei hielten wir uns fest umschlungen. Nachdem wir den Zaun wieder überklettert hatten, fragte er, ob wir den nächsten freien Tag vielleicht das Klubhaus des Melangekombinats besuchen könnten, mit dem Bus käme man in fünfzehn bis zwanzig Minuten hin.

»Dort wird jeden Tag ein Film gezeigt, oder Konzerte finden statt. Wenn du einverstanden bist, besorge ich die Eintrittskarten.« – »Ist das für dich nicht zu aufwendig? Du hast nur einen freien Tag und Abend in der Woche ...« – »Von dir würde ich mich am liebsten überhaupt nicht trennen.« Seine Brillengläser funkelten, aber ich sah seine Augen. Hinter den starken Gläsern schienen sie klein zu sein, doch strahlten sie Liebe aus. »Einen freien Abend ohne dich möchte ich nicht mehr verbringen. Komm!«

»Georgi.« – »Juri«, berichtigte er mich. »Juri? Warum Juri?« – »Urkundlich ist mein Vorname Georgi. Zu Hause rufen mich alle Verwandten und Freunde Juri.« – »Gut. Juri, ich muß dir noch so vieles erklären, du kennst mich doch nicht ...« – »Ich kenne dich seit deinem ersten Unterricht, und je näher ich dich kennenlerne, desto lieber bist du mir ...« Hastig brach er ab. »Du bist doch nicht verheiratet?!«

»Darum geht es nicht. Ich bin nicht verheiratet, aber ich bin eine Nemka, eine Deutsche, ich bin verpflichtet, mich monatlich bei der Kommandantur zu melden, ich darf nicht ohne Erlaubnis vom NKWD irgendwohin fahren. Mein Vater ist vor zehn Jahren verhaftet worden, ohne daß wir von ihm oder über ihn eine Nachricht bekommen haben. Bloß eine Freundschaft mit mir könnte dir vielleicht Unannehmlichkeiten bereiten.« Wir waren schon vor unserem Haus. »Jetzt hör mir mal zu.« Er nahm meine Hände und sprach: »Ich pfeife auf die Kommandantur und auf ihre Verbote.« – »Juri, bitte.« Erschrocken drückte ich meine Hand auf seinen Mund. »Meiner Überzeugung nach«, sagte er fest und entschlossen, »du und ich – das ist der Hauptpunkt über alles auf der Welt. Also, am Sonntag gehen wir ins Kino – und zum Überlegen für dich: Würdest du mich heiraten?« – »Was?« – »Auf Wiedersehen, am Sonntag.« Er öffnete die Tür und ließ mich durch.

Ganz außer mir, ging ich zu Bett. Lange konnte ich nicht einschlafen.

Am folgenden Tag fragte ich meine Wirtin: »Klawdija, mit wem haben Sie damals den Kinobesuch so raffiniert eingefädelt?« – »Mit seiner Mutter.« – »Mit wem?« – »Mit Matrjona Pawlowna, Juris Mutter.« – »Ich kenne sie gar nicht, woher kennt sie mich?« – »Ihr Küchenfenster geht auf den Hof hinaus. Da werden



Sie nicht nur von ihr, sondern auch von den anderen Nachbarn beobachtet. Juris Mutter und seine Schwester Lena haben den Kinobesuch erfunden, und ich habe Sie eben dazu überredet ...« Ich umarmte sie. »Danke.« So erfuhr ich, daß Juri mit seiner Mutter und seiner achtzehnjährigen Schwester ein großes Zimmer einer Zweizimmerwohnung nebenan bewohnten. Im zweiten Zimmer wohnte Sinaida Iwanowna mit ihrem Mann und ihrer sechsjährigen Tochter. An einem dieser Tage bemerkte Luisa, ich sähe irgendwie merkwürdig aus. »Ist das wegen der Wohnung?« Ich schüttelte langsam den Kopf: »Nicht nur.« – »Du bist verliebt!« lachte sie mich an. »Scheint so zu sein ...« – »Wer ist er?« – »Ein Schüler.« – »Welche Klasse?« – »Zehnte.« – »Wie heißt er?« – »Jewtuchow.« Da kam der Mathematiklehrer Orest Germanowitsch ins Lehrerzimmer. Luisa fragte ihn (ich fand es taktlos): »Orest Germanowitsch, wie ist bei Ihnen in der Zehnten der Jewtuchow?« – »Jewtuchow? Schlaues Köpfcchen, einfach sehr gut. Warum fragen Sie? Verliebt?« – »Ich nicht, ich kenne ihn gar nicht.« Sie zeigte auf mich. Ich sah sie nur groß an. »Da haben Sie eine gute Wahl getroffen. Nur ...« – »Was meinen Sie?« Er geriet in Verlegenheit. »Sie sind doch ..., ich meine, das mit der Kommandantur ...« – »Ja, Orest Germanowitsch. Das bin ich.« Ich wandte mich ab und ging zum nächsten Unterricht. Das hätte ich von dem Lehrer nicht erwartet, obwohl er ja recht hatte. Und trotzdem. Orest Germanowitsch war über fünfzig, ein von allen hochgeschätzter Lehrer, einer der besten Mathematiker der Stadt, ein intelligenter Mensch. Bestimmt wollte er mir nicht weh tun und ahnte dabei nicht, wie weh das tat.



Mit Georgi traf ich mich wieder, wie verabredet. Kein Wort über seine Frage. Erst nach dem Film, auf dem Weg heimwärts, blieben wir an einem Haus auf der windstillen Seite stehen, und er fragte, ob ich über seine Frage nachgedacht hätte. Ich stand vor ihm, die Hände auf seiner Brust. »Ja, ich habe nachgedacht und überlegt. Mein Herz antwortet dir ja, ja, ja, ich würde dich gerne heiraten. Nur dich. Und doch bin ich mir darüber nicht klargeworden.« – »Ich hab dir doch meine Einstellung zu dem Problem ›Kommandantur‹ schon erklärt.«

Ich preßte mein Gesicht an seinen Hals. »Und wie stellst du dir das vor? Ich habe keine Wohnung. Du haust mit deiner Mutter und Schwe-

ster in einem Zimmer.« – »Das Zimmer ist groß genug – erstens, zweitens, du kennst doch Sinaida Iwanowna und ihre Familie. Sie haben vor, zurück nach Leningrad zu gehen. Das Zimmer wird also frei, und wir, du und ich, werden es beziehen, vielleicht schon in ein paar Tagen. Ja oder nein?« – »Ja.« Er umfaßte mich und drehte sich mit mir im Kreis: »Moja Nemotschka is Marientalja (mein deutsches Mädchen aus Mariental).« Ich würde nicht behaupten, daß ich das Wort »Nemotschka« damals als besonders freundlich empfand. Damals hatte es für mich einen unangenehmen Beigeschmack. Von ihm aber ausgesprochen, schien mir dieses Wort eine andere Bedeutung, einen vertraulichen, lieblichen Klang zu haben. An einem der nächsten Tage, ich war nach der ersten Schulschicht zu Hause, als die Wohnungstür plötzlich hastig aufgerissen und genauso zugeschlagen wurde und Klawdija mit den Worten »Tschortowa Jewrejka« (Teufels Jüdin) aufgeregt hereinstürzte, glühendrot im Gesicht. »Was ist passiert? Wo waren Sie?« – »Bei der da drüben«, sie zeigte mit dem Kopf hin. »Sie haben sich gestritten?« – »Mit wenigen Worten gesagt: Sie ist eine Hexe!« Es dauerte eine Weile, bis ich sie etwas beruhigt hatte. Dann, schon ruhiger: »So eine Hexe. Da kann man einen Herzschlag kriegen.« Ich dachte, sie würde über ihren Streit reden, aber nein, kein Wort. »Und warum Jüdin?« fragte ich schließlich. »Juden sind sie, schauen Sie sich das Porträt ihres zweiten Sohnes an – ein typischer Jude. Er ist jetzt beim Militär. Und alle tragen Brillen. Auch sie selbst.« – »Aber, Klawdija Sergejewna, Brillen tragen doch viele Leute, nicht nur Juden.« – »Aber die sind Juden, vielleicht nicht ganz ... und nicht weil sie Jüdin ist, ist sie so eine ...« Juri ist ein Jude, überlegte ich, na und? Ich war eine Deutsche, das war viel schlimmer. Sollte ich ihn fragen? Nein, das würde ich nicht, er würde es mir selbst irgendwann sagen. Eigentlich kannte ich auch keine Juden. Doch. In Mariental – der Freund meines Vaters, Doktor Kornelius, war Jude, das hatte ich gehört. Ein hochgeschätzter Arzt. Ich stellte mir meinen Juri vor. Jude oder Russe, Deutscher oder Ukrainer oder was noch, das spielte doch keine Rolle. Er war der Beste, und ich lächelte ihm in Gedanken liebevoll zu.

Einen Tag später, es war Mittwoch, kam Juri nach seiner Arbeit zu mir und bat mich, mit ihm zu kommen, er möchte mich seiner Mutter vorstellen. Leider weiß ich nicht mehr, worüber ich mit seiner Mutter gesprochen habe. Seine Schwester Lena jedenfalls strahlte vor Freude, das sah man ihr an.

An diesem Tag schrieb ich meiner Mutter, daß ich heiraten möchte und bat sie um ihr Einverständnis, Juri Jewtuchow zu heiraten. Juri schrieb eine Postkarte, auf der er sie um die Hand ihrer Tochter Lida bat. Wir steckten beides zusammen in einen Umschlag, und Juri schrieb die Adresse in seiner, nur ihm eigenen wunderbaren Druckschrift auf.

Am Sonntag zogen Sinaida Iwanowna und ihre Familie aus; das sollte heimlich geschehen, bei Anbruch der Dunkelheit. Sinaidas Mann war Bauleiter für sanitäre Einrichtungen und hatte in seiner Arbeitsstelle nicht gekündigt. Juri half ihnen beim Einladen, dann rückte er die zwei, drei zurückgebliebenen Möbelstücke an

einen anderen Platz und kam zu mir. Juri erklärte Klawdija Sergejewna, er sei gekommen, um ihre Untermieterin Lidia Alexandrowna zu entführen und als seine Ehefrau zu nehmen. Ich stand auf. »Juri, doch nicht jetzt.« – »Jetzt, nur jetzt. Hier ist es so üblich. Wenn schon eine Wohnung frei ist, bezieht sie sofort ein anderer Bedürftiger, und niemand wird ihn zum Ausziehen zwingen.« – »Das ist so«, bestätigte Klawdija. »Hast du Angst?« fragte Juri, als er mein Zögern bemerkte. »Ich werde dich beschützen, ich übernehme die Verantwortung, wenn schon was ... Lida, auch wenn du nicht mit mir zusammen sein willst, du wirst deine eigene Wohnung haben.« Ich konnte ihm nicht widerstehen und ging mit.

Seine Mutter hieß mich als Schwiegertochter willkommen. Am nächsten Abend – es war ein Montag – kam ich mit Juri erst kurz vor zwölf Uhr aus der Schule. Wir öffneten die Tür, traten ein und blieben vor Überraschung stehen. Aus der Küche kam mit einer Pfanne Gebratenem Sinaida Iwanowna, grüßte und ging in ihr Zimmer. In unser Zimmer. Wir schauten einander an, uns stockte der Atem.

Die Familie war von der Miliz irgendwo aus dem Zug gesetzt und zurückgebracht worden ... Mein Koffer stand im Zimmer der Jewtuchows an der Wand, darauf all meine Bettwäsche und Kleidungsstücke. »Mutter, jetzt werden wir alle in einem Zimmer leben. Zeitweilig, vielleicht nicht lange, es wird sich schon was finden«, sagte Juri.

Die ersten paar Wochen benahm sich die Mutter gegen mich völlig normal, nur ihre Blicke waren oft irgendwie mißtrauisch. Sie arbeitete in einer Desinfektionsstation und hatte scheinbar keine festgesetzte Arbeitszeit. Sie konnte zu jeder Zeit nach Hause kommen und wieder gehen. Wir kochten zusammen, und dabei beklagte sie sich stets über ihr schweres Leben. Mit ihrer Nachbarin Sinaida Iwanowna stand sie jetzt auf dem Kriegsfuß, ich konnte nicht begreifen, wieso.

Eines Tages, als ich allein zu Hause war, traf ich mit Sinaida in der Küche zusammen. Ich fragte sie, warum ihre Freundschaft mit Juris Mutter zerbrochen sei. Und sie klärte mich auf. Noch als ich bei Klawdija wohnte, hatte Juris Mutter irgendwie erfahren, daß ich beim NKWD registriert war, daß ich eine echte Nemka bin. »Zuerst beschuldigte sie Klawdija, sie hätte es vor ihr verheimlicht, jetzt bin ich die Schuldige, wir wären extra ausgezogen, um euch zusammenzubringen. Wie konnte sie sich bloß so was einfallen lassen!« empörte sich Sinaida Iwanowna. »Und wenn sie mal ohne Sie mit Juri zusammentrifft, fängt sie an, ihn gegen Sie aufzuhetzen. Aber er hätte ihr eindeutig klargemacht: ›Es wird dir nie gelingen, uns auseinanderzubringen. Und ich warne dich, laß es dir nicht mal einfallen, mit ihr übel umzugehen oder sie zu beleidigen. Das würdest du bereuen.«

Sinaida sprach noch weiter, doch ich hörte nichts mehr. Für mich war eine Welt zusammengebrochen. Das war's also. So kurz war mein Glück ... Ich kann nicht in dieser Wohnung bleiben. Ich darf nicht zulassen, daß es zu einem Bruch zwischen ihm und seiner Mutter kommt ... Sie hat ja im Grunde recht. In unserer Schule fragte ich auch die Putzfrau wegen einer Unterkunft – sie würde mir gerne eine Ecke vermieten, aber nur mir allein, denn sie wohnte mit ihrer Enkelin in ei-

nem Zimmer. Selbstverständlich bemerkte Juri, daß ich mich verändert hatte. Er wollte wissen, ob es mit seiner Mutter zusammenhing? »Nein, nein«, war meine Antwort. Und in der Tat benahm sie sich zurückhaltend. »Ich muß dir was gestehen«, sagte er plötzlich. »Mein Paß ist irgendwie verlorengegangen, aber ich werde ihn schon finden. Dann gehen wir gleich zum Standesamt.«

Seine Mutter aber hatte begriffen, daß ich mich nie bei Juri (und überhaupt bei niemandem) beklagen würde und fing an, Intrigen zu spinnen. An einem freien Schultag hatte ich vor, einfach wegzugehen. Doch ich wußte gar nicht mehr, wie ich ohne Juri weiterleben könnte ... Öfters kam er zum Mittagessen nach Hause, nur um mit mir kurz allein zu sein. Ich hoffte, er käme auch heute.

Er kam. In heiterer Stimmung. Er nahm mich auf die Arme, trug mich ins Zimmer und verschloß die Tür. »Ich hab da was mitgebracht«, und er reichte mir einen Zettel. »Was ist das?« – »Lies.« Es war eine Wohnungszuweisung auf meinen Namen. Ein Zimmer im Jugendheim für Frauen. Für mich allein. Ich saß auf seinem Schoß und wollte aufstehen. Er hielt mich fest. »Und ich habe eine Bescheinigung, daß ich bei dir wohnen darf. Jetzt packen wir die Koffer, zuerst deinen, ich bringe dich hin. Dann komme ich. Ich habe noch etwas mit meiner Mutter zu besprechen. Ich hoffe, du verstehst mich?« – »Ich verstehe dich, aber ich möchte nicht, daß meinetwegen die Beziehung zu deiner Mutter leidet.« – »Die leidet schon nicht, und meine Mutter wird sich beruhigen und zur Vernunft kommen.« Ich packte meine Sachen, Juri steckte noch einige seiner Sachen in meinen Koffer. Er hatte sich diesen Nachmittag frei genommen, um seine Familienangelegenheiten in Ordnung zu bringen. Wir aßen zu Mittag und gingen in die neue Wohnung ... Ein schmales längliches Zimmer mit einem Fenster an der Stirnseite. Rechts ein eisernes, sechzig Zentimeter breites Bett, ein kleiner Tisch am Fenster und ein Küchentisch gegenüber dem Waschbecken, zwei kleine Schränkchen, zwei Stühle. An der Wand zwei Haken.

Später holten wir aus meiner früheren Unterkunft bei Mascha das schöne Blumenbild und die Bücher. Wir waren voller Hoffnung, daß hier unser Glück, unsere Liebe erblühen wird.

## Hoffnung auf eine lichte Zukunft

Juris Mutter hatte sich anscheinend beruhigt. Drei, vier Wochen sahen wir uns nicht. In dieser Zeit lernte ich seine Großeltern kennen, die Eltern seiner Mutter, Jewdokija Pawlowna und Pawel Iwanowitsch Fedko. Die Großmutter – von allen Babuschka Dunja genannt – empfing mich, als hätte sie schon immer auf mich gewartet, und ich hatte das Gefühl, als wäre ich zu meiner eigenen Großmutter gekommen, die zu erleben mir vom Schicksal versagt geblieben war. Ihre mollige Gestalt, ihre tiefe angenehme Stimme, ihre braunen klugen Augen – ihr ganzes Wesen strahlte Ruhe, Wärme und Verstand aus und offenbarte ein gutes Herz.

Während Juri und sein Großvater in der Küche ein wenig schnäpseelten, unterhielt ich mich mit Großmutter Dunja. Über mich wußte sie schon einiges und fragte, wie es meiner Mutter geht. Ich nahm aus meiner Tasche den Brief von meiner Schwester Ella, worin die Antwort meiner Mutter auf unsere Bitte wörtlich angeführt war. Ich übersetzte ihr den Brief, denn er war ja in Deutsch geschrieben. Auch Dunja wünschte, daß wir uns in allernächster Zeit standesamtlich trauen lassen. Ich glaube, sie sah mir eine gewisse Unsicherheit an und sagte: »Ich möchte dir einen Rat geben, Lida, und vielleicht auch eine kleine Warnung ... Meine Tochter, deine Schwiegermutter, hat einen etwas schwierigen Charakter ... Nimm es dir nicht so zu Herzen, wenn sie sich mal taktlos oder verletzend verhält. Es wäre besser, sich nicht zu häufig zu sehen, um Konflikte zu vermeiden. Es tut mir leid, sie ist meine Tochter, und sie hat auch viele gute Eigenschaften. Ich hoffe, du kannst dich selber davon überzeugen.« Und dann: »Mein Enkel hat in dir sein Glück gefunden, und ich möchte, daß ihr beide glücklich seid.«

Der Termin für die Wahlen in den Obersten Sowjet der UdSSR rückte heran – es war der 22. Februar. Ich war nicht wahlberechtigt, aber Juri mußte zur Wahl. Ohne Paß aber wird niemand zur Wahl zugelassen. An diesem Tag wußte ich noch nicht, daß sein Paß gar nicht verlorengegangen war, sondern von seiner Mutter versteckt worden war.

»Hast du deinen Paß gefunden?« fragte ich beim Frühstück. »Ja, bei meiner Mutter. Ich erkläre dir alles nachher.« Er kam spätnachmittags nach Hause. Zwischen unseren Küssen fragte ich, ob er gewählt hat. »Ja, ja, ja.« Er nahm seinen Paß aus der Innentasche seiner Jacke und legte ihn auf den Tisch, umfaßte mein Gesicht mit beiden Händen und sagte: »Morgen gehen wir zum Standesamt.« – »Warum morgen?« Vor Überraschung fiel mir nichts anderes ein. »Um es nicht noch länger hinauszuschieben. Unser Kind braucht dringend seinen gesetzlichen Papa.« Ja. Ich war schwanger. Jetzt ging mir die Frage nicht aus dem Kopf, ob ich ihn heiraten durfte? Und wenn wir hinkommen und uns erklärt wird, daß es unmöglich ist? Bisher kannte ich niemanden, der eine vertriebene Deutsche geheiratet hatte oder umgekehrt. Am Abend spät sagte ich: »Ich habe Angst.« – »Wovor

hast du Angst? Mich zu heiraten?« – »Nein, Juri. Ich habe Angst, daß wir nicht heiraten dürfen.« – »Wir dürfen. Ich habe doch schon nachgefragt. Wir dürfen.« Am Montag kamen wir zum Standesamt. Es wurde damals nicht viel geheiratet. Nur wir zwei waren da. Uns wurde irgendwas erklärt, wir füllten die Formulare aus und gaben sie samt Juris Paß und meinem Kommandanturausweis (und wieder kratzten die Katzen) zurück.

In drei Tagen, am Donnerstag, dem 26. Februar 1953, würde die Trauung sein.

Juri fragte, ob wir vielleicht bei seiner Mutter vorbeischauchen sollten, sie wohnte zur Zeit hier in der Nähe, denn in der vorigen Wohnung, die auf Juris Namen lief, war sie gar nicht angemeldet und mußte sie verlassen. Sie besaß auch ein kleines Häuschen, das sie aber vermietet hatte. Jetzt war sie in die Wohnung ihres Bruders gezogen, der auf ein Jahr mit der Familie nach Moskau zur Weiterbildung gegangen war.

Lena öffnete die Tür, lachte uns breit an und rief: »Mama, wir haben Besuch.« Juris Mutter begrüßte uns scheinbar ganz freundlich. Juri sah sich die Bibliothek seines Onkels an.

Ich ging mit seiner Mutter in die Küche. Dort fragte sie mich, wie wir darauf gekommen sind, ausgerechnet heute, an einem Werktag, sie zu besuchen. Ich fühlte mich irgendwie eingefangen, aber der Frage auszuweichen, war ich einfach nicht imstande. »Wir waren beim Standesamt, hier ganz in der Nähe ... Wir wollten nur ganz kurz reinschauen, ich muß ja noch zum Unterricht.« – »Und ... habt ihr euch einschreiben lassen?« – »Am Donnerstag ist die Trauung.« Sie war beim Kochen und rührte heftig im Topf herum. Juri rief mich, ich sollte zu ihm kommen und mir irgendwas ansehen. Lena hatte das Gespräch zwischen ihrer Mama und mir gehört, jetzt wollte sie wissen, ob auch die Hochzeit gefeiert wird. Dabei strahlte sie vor Freude. »Nein, Lena, es wird keine Hochzeit gefeiert«, antwortete Juri ganz ruhig. »Es ist zur Zeit einfach unmöglich, eine Hochzeit zu feiern. Später, vielleicht.« Lena schaute finster drein. Ich nahm ihre Hand. »Dafür aber wirst du bald Tante sein.« – »Ihr bekommt ein Baby?!« – »Ja, Lena.« Sie klatschte in die Hände und drehte sich im Kreis. »Mama, ich werde bald Tante sein.« Juris Mutter kam, blieb aber in der Tür stehen. Ich sah, wie sie ihre Augen zusammenkniff. »Und ich soll Großmutter werden?« Feindselig schaute sie mich an. Juri wandte sich vom Bücherschrank ab. »Komm, Lida, wir gehen, sonst verspäten wir uns.« Wir gingen, Lena brachte uns hinaus.

Am Mittwoch hatte ich frei, und solange Juri auf der Arbeit war, machte ich meine Unterrichtsvorbereitungen für den nächsten Tag, wusch, putzte und kochte. Juri kam. Nach dem Abendessen wollten wir die große Pappschachtel mit meinen Zeitschriften und Büchern sortieren. Da erschien seine Mutter. An diesem Abend hatte ich Gelegenheit, ihren wahren Charakter kennenzulernen. Sie fing ganz ruhig an, als hätte sie vor, sich zu beherrschen. Sie wollte Juris Paß wieder zurückhaben, und zwar von mir. Juri gab mir ein Zeichen, ich sollte mich raushalten. Ich wußte ohnehin nicht, wo der Paß war, sonst hätte ich ihr ihn gegeben. Um sie von

mir abzulenken, ließ Juri sich mit ihr in einen Wortwechsel ein. Da ging es los. Da zeigte sie mit aller Kraft ihr explosives Temperament, ihre krankhafte Phantasie, ihren zügellosen Charakter. Sie tobte vor Wut. Juri stand mit dem Rücken zu mir, um mich zu beschützen. Ich bat ihn zu schweigen und wollte ihr auch ein paar Worte sagen, doch das gelang mir nicht. Sie schrie zutiefst beleidigende Worte. Mein ganzes Inneres zitterte ... Und sie tat mir leid. Und er, mein allerliebster Mensch auf der Welt, tat mir noch viel mehr leid. Und die Schuldige an allem war ich – die Nemka.

Irgendwann ging sie mit den Worten: »Ein dreifacher Fluch über euch alle drei.« Jetzt endlich brach ich in Tränen aus ... Nur in seinen Armen, von ihm getröstet, beruhigte ich mich. Er und ich. Im Universum sollen wir geschützt sein.

Am nächsten Tag waren wir auf dem Standesamt. Wieder nur wir zwei. Ganz freundlich wurden wir behandelt, aber Juris Namen durfte ich nicht annehmen, ich blieb German. Georgi Jewtuchow, Nationalität Russe, und Lidia German, Nationalität Deutsche. »Na und?« sagte Juri, als wir hinausgingen. »Dein Name, German, ist viel schöner als meiner. Und ich bin mir sicher, daß die Zeit kommt, wo wir einen gemeinsamen Namen tragen werden.«

Eine Woche später erschütterte eine Nachricht die ganze Welt – Stalin war tot. Nicht daß ich mich freute, aber weinen konnte ich auch nicht. Ganz Rußland weinte bittere Tränen. Mir indessen schien ganz in der Ferne ein Lichtlein der Hoffnung aufgegangen zu sein.

Doch nichts änderte sich nach Stalins Tod, alles blieb, wie es war.

Wir zwei, Juri und ich, lebten unser beginnendes Eheleben in Freude und Liebe, in Erwartung unseres Kindes und in Hoffnung auf eine lichte Zukunft.

Ein Brief von meiner Schwester traf mich zutiefst – meine Mutter war gestorben. Es war Mittwoch, Anfang April. Ich hatte keinen Unterricht, Juri war auf der Arbeit. Es war unerträglich, den ganzen Tag allein zu bleiben, ich schrieb Juri einen Zettel und ging zu Großmutter Dunja, die mich mit warmen Worten tröstete. Sie fragte, welcher Religion meine Mutter war, ob ich getauft sei. Ich sagte, daß bei uns alle katholisch sind und ich auch katholisch getauft bin, aber weiter nichts. Dann betete Großmutter Dunja auf orthodoxe Art für der verstorbenen Jefrossina (Euphrosyna) Seelenheil. Ich saß und hörte zu und erinnerte mich an meine Mama. Am Abend holte Juri mich ab.

Der Sommer kam, und die Zeit der Prüfungen für Juri rückte näher. Noch im Juli stellten wir bei der Kommandantur den Antrag auf meine Ausreise nach Nowosibirsk. Ende Juli fuhr Juri nach Nowosibirsk und kehrte am 10. August zurück. Die Aufnahmeprüfung hatte er ausgezeichnet bestanden. Am nächsten Tag waren wir wieder bei der Kommandantur. Man versprach uns, rechtzeitig Antwort zu geben. Ich war ja schon im achten Monat, und Juri übernahm alle Laufereien. An dieser Stelle muß ich eine Episode erwähnen: Das war noch vor unserer Eheschließung, ich glaube bei einer monatlichen Meldung bei der Kommandantur oder als ich mich von Klawdija ab- und beim Wohnheim anmelden

mußte, da gab mir einer der Verantwortlichen, irgendwie vertraulich mir in die Augen schauend, einen guten Rat, ich sollte mich in die Ehe mit dem jungen Mann nicht einlassen. »Glaub mir«, sagte er in einem Ton, als wünschte er mir alles Glück der Welt, »das wird euch beiden nichts Gutes bringen. Laß ihn, solange es nicht zu spät ist.« Ich schaute ihm auch in die Augen und gab keine Antwort.

Jetzt warteten wir auf die Erlaubnis, aber vergeblich.

Juri wollte nichts davon hören, daß ich ohne ihn in Barnaul bleibe. Das wollte ich ja auch nicht ... »Dann gehen wir eben ohne Erlaubnis«, sagte er fest entschlossen. »Hab nur keine Angst, ich übernehme die Verantwortung, und wenn die so grausam sind, gehe ich auch mit dir ins Gefängnis.« – »Auf zwanzig Jahre strengen Regimes?« – »Selbst auf zwanzig Jahre.« Wir packten die Koffer. Vor kurzem hatte ich ein kleines Fotoalbum gekauft und meine ganz wenigen Fotos schon eingesteckt. Juri gab mir mehrere von sich und seinen Verwandten. Die Fotos hatte er neulich von seiner Mutter mitgebracht. Gespannt sah ich sie mir an und steckte sie in das Album. Da fiel mir ein kleines Bild auf; das zeigte bestimmt Juri, aber es kam mir schon irgendwie bekannt vor. Ich sah Juri groß an.

»Juri ...« Ich besann mich und brach in Lachen aus und konnte die Augen nicht von dem kleinen Foto wenden. Juri trat heran. »Was ist? Sehe ich so lächerlich aus?« Er wollte das Bild haben. »Nein, ganz im Gegenteil. Setz dich einen Moment ...«

Und ich erzählte ihm die Geschichte mit dem Plakat, als ich noch bei Ljuba in Rodino wohnte. »Der junge Mann auf dem Plakat sah genauso aus wie du auf diesem Bildchen, nur hatte er einen Rechenschieber in den Händen und im Hintergrund war ein Hochhausbau.« Juri zeigte auf seinen Rechenschieber, der noch nicht eingepackt war. »Damals versprach ich meiner Wirtin, daß ich diesen jungen Mann eines Tages heiraten werde.«

Und Juri erzählte mir, daß er während der Aufnahmeprüfung in Nowosibirsk zwei frühere Freunde, ehemalige Mitschüler am Technikum, getroffen hatte. Beide wurden auch aufgenommen. Mit einem, seinem besten Freund Wladimir Tjurkin, war er in einem Zimmer untergebracht. Am ersten Abend saßen sie beisammen und erzählten einander von ihrer Arbeit, von ihrem Leben. Wladimir war schon bald anderthalb Jahre verheiratet und hatte einen halbjährigen Sohn. Sie holten die Fotos von ihren Ehefrauen hervor. »Meine ist blond und hat große blauen Augen«, sagte der eine. »Meine auch«, sagte der zweite. Sie lachten. »Meine heißt Lida.« – »Meine auch.« Nach einer Pause: »Meine ist aber eine Nemka.« – »Meine a-u-ch.« – »Meine kommt aus Mariental an der Wolga ...« – »Nein, meine ist in Georgijewka in der Ukraine geboren.« Dann stellte sich heraus, daß Lida Tjurkina (geborene Gutschmitt) zwar in der Ukraine geboren wurde, ihre Familie, als sie noch klein war, freiwillig nach Sibirien umgesiedelt war. Sie hatten folglich nichts mit der Kommandantur zu tun. Sie waren frei geblieben. Juris zweiter Freund, Alexej Muschurow, war auch verheiratet und sein Sohn eineinhalb Jahre alt. Alexej war vier Jahre älter als Juri. Er wurde Anfang



1945 noch zur Armee einberufen, kam an die Front, wurde verwundet und kam in ein Lazarett nach Sotschi am Schwarzen Meer. Dort bestimmte ihm das Schicksal, ein blutjunges Mädchen kennenzulernen – Ljuba, die als Pflegerin tätig war. Nach dem Lazarett, da war der Krieg auch schon zu Ende, kam Alexej nach Barnaul und wurde als Kriegsteilnehmer ohne Prüfungen am Technikum für Bauwesen aufgenommen, wo er sich mit Juri und Wladimir (Wolodja) befreundete.

Nach dem Technikum ging er nach Sotschi und brachte seine Ljuba in den Altai mit. Alle drei hatten inzwischen drei Jahre an verschiedenen Orten gearbeitet und trafen jetzt erneut in Nowosibirsk zusammen. Fußnote: Einige Jahre später ging Alexej mit seiner Familie nach Sotschi. Dann folgte Wolodja mit seiner Familie ihm nach. Und 1976 zogen auch wir nach Sotschi.

1951 oder 52 war an der Bauhochschule in Nowosibirsk ein Sonderausbildungskursus eingerichtet worden, speziell für Technikum-Absolventen, die schon mindestens drei Jahre in der Baubranche gearbeitet hatten. Als Stipendium erhielten sie ihr Gehalt des letzten Arbeitsjahres, jedoch nicht mehr als 1 200 Rubel monatlich. Da kamen fast alle mit Familie zum Studium.

Ich würde also auch mitgehen, aber ohne Paß und ohne Genehmigung der Kommandantur. Meine Schwiegermutter hatte uns unterdessen mal besucht und sich bei mir entschuldigt. Zu unserer Abreise brachte sie ein Steppdeckchen für ihr Enkelkind als Geschenk. Ihre Schwester Natalja, eine Tante von Juri, schenkte uns ein schönes eisernes Bett in anderthalbfacher Breite. Dazu noch eine Matratze. Das Bett stand verpackt an der Wand. Die Kindersachen, die ich zurechtgemacht hatte, dazu das Steppdeckchen, verpackte ich in einen Tragebeutel, den ich selbst genäht hatte. Mein Arrestantenkoffer war wieder gepackt, und Juris zwar echter, aber völlig abgenutzter Koffer war auch vollgestopft.

Am Abreisetag kam früh am Morgen der Mann von Tante Natalja. Juri und er brachten Bett und Matratze zum Bahnhof, um sie als Frachtgut aufzugeben. Juri und sein Großvater tranken dann noch ein Schnäpschen zum Abschied. Am Bahnhof war der Zug schon bereitgestellt, doch die Waggons waren noch verschlossen. Wir hatten Fahrkarten dritter Klasse, das hieß, freie Platzwahl (wenn man einen fand). Vor mehreren Waggons waren haufenweise Fahrgäste versammelt. Zu einem von ihnen führte uns Juri hin. Die Tante wollte ihn auf einen anderen Waggon aufmerksam machen. Er stellte die Koffer ab und sagte: »Ganz ruhig bleiben.« Ich dachte, er weiß schon, was er macht. Als die eine Tür aufging, stürzte die Menge hin. Wir standen hinten und sahen dem Spektakel zu. Alle hatten Gepäck, trugen es auf dem Kopf oder den Schultern, schrien einander an, warfen ihre Säcke in den Waggon und kletterten die Treppe hoch. Ich hielt es für unmöglich, in den Waggon zu kommen.

Da drängte sich plötzlich unser Großvater durch die Menge und schrie: »Genossen! Leute! Laßt doch die hochschwängere Frau dort durch.« Manche drehten sich um, doch die meisten drängten nach vorne. »Habt doch Mitleid, Leute! Laßt sie doch durch!« Da kam ein jüngerer Mann vorbei. »Was ist da los? Genossen!

Was ist das für ein Einsteigen? Durchlassen!« Er ließ einen Pfiff ertönen, und alle blieben ruhig stehen. »Einen Durchgang frei machen!« kommandierte der Mann. War er von der Miliz? Oder? ... »Durchlassen!« Juri stieß mich leicht von hinten an, und ich ging mit gesenkten Augen durch die Menschenmenge. An der Tür wurde mir nun auch höflich geholfen. Ich drehte mich um, Juri stand hinten und winkte mir lächelnd zu. Ich fand schon keinen freien Sitzplatz mehr, doch rückten die Leute zusammen, und ich bekam einen Platz am Fenster. Dann wurde im Durchgang ein Fenster geöffnet, und die Leute reichten ihr Gepäck durch das Fenster. So kamen auch unsere Koffer herein und wurden auf die obere dritte Liegebank geschoben. Und Fahrgäste stiegen noch immer ein. Der Waggon war überfüllt. Alle Durchgänge waren voll mit Menschen. Juri schrie mir vom Tambour aus zu: »Lida-a, ich bin da!«

Bis zur Endstation Nowosibirsk (sieben Stunden Fahrt) kam er nicht zu mir durch. Nur dank dieses Gedränges konnte aber auch kein Kontrolleur in diesem Waggon seine Pflicht erfüllen, sonst wäre ich gnadenlos aus dem Zug gesetzt worden. Gott sei Dank!

Spätnachmittags kamen wir in Nowosibirsk an. Juri gab einen Koffer in der Gepäckaufbewahrung auf, wir nahmen die Straßenbahn und fuhren zu unserer neuen Unterkunft im Bezirk Oktjabski. Die Wohnung – ein kleines Zimmer in einem Privathaus – hatte Juri gleich nach seiner Aufnahmeprüfung gemietet, für 250 Rubel im Monat. Die erste Nacht schliefen wir auf dem Boden auf einer Matratze, die uns die Hauswirtin Katja großzügig zur Verfügung stellte. Am nächsten Tag brachte Juri das Bett mit dem restlichen Gepäck.

Es war Sonntag, Juri ging auf den Markt und kaufte einen Tisch und einen Hocker, handgearbeitet. Den zweiten Hocker bekamen wir von Katja geliehen.

Es vergingen zwei, drei Tage, ohne daß wir an die Kommandantur gedacht hätten. Juri hatte sein Studium begonnen, der Unterricht begann um 15.00 Uhr und dauerte meistens acht Stunden. Die ersten Vormittage nutzten wir, um einzukaufen: Lebensmittel und die für Juri nötigen Schreib- und Zeichenwaren. Am dritten Tag dann, glaube ich, sagte Juri: »Morgen gehen wir zur Kommandantur.« Ich nickte nur. Als er um halb drei zum Unterricht gegangen war, machte ich mich auf den Weg. Passanten fragte ich, wo sich die Miliz befindet, dort mußte ich erst erklären, warum ich den NKWD suchte. Ich erklärte, daß ich eine vertriebene Deutsche bin und mich anmelden muß, dabei verschwieg ich, daß ich ohne Erlaubnis gekommen war.

Der NKWD befand sich in demselben Gebäude, nur mit dem Eingang um die Ecke. Da stand ich in einem großen Raum, vorne an einem Tisch saßen zwei Männer, allem Anschein nach Vorgesetzte. Sie waren so in ein Gespräch vertieft, daß sie mich offenbar überhaupt nicht bemerkt hatten, denn sie reagierten nicht auf meinen Gruß. Dann bemerkten sie mich schließlich, einer sagte kurz: »Oh! Treten Sie doch etwas näher. Was haben Sie?« Ich legte meinen Ausweis und meine Heiratsurkunde auf den Tisch und berichtete. Als ich erklärte, daß ich ohne

Erlaubnis gekommen war, sagte der eine: »Was? Ohne Erlaubnis? Aus Barnaul nach Nowosibirsk? Sie sind doch informiert worden, daß Sie mit zwanzig Jahren strengen Regimes bestraft werden können bei unerlaubtem Entfernen vom Ort Ihrer Anmeldung? Haben Sie das unterschrieben?« – »Ja.« Sie sahen sich an. Innerlich ganz verkrampft, wandte ich mich ab. Sprachen sie noch miteinander oder nicht, ich hörte nichts. Dann sagte einer ganz laut: »So, Bürgerin Lidia German, Ihr Glück, daß Sie demnächst auf die Entbindungsstation müssen«, ich blickte sie jetzt an, »sonst kämen Sie vor Gericht.« Und dann irgendwie freundlicher: »Jetzt beruhigen Sie sich.« Er fragte nach meiner jetzigen Adresse. »Gehen Sie nach Hause, und nach der Entbindung kommen Sie wieder. Dann werden wir sehen.« Die Anspannung war zu groß gewesen, und schon standen mir die Tränen in den Augen, ich kriegte kein Wort heraus. Ein Begleiter kam und brachte mich hinaus. Als Juri am Abend kam, erzählte ich ihm froh und munter von meinem Besuch, als wäre das für mich ein Vergnügen gewesen. Obwohl Juri meinen eigenständigen Besuch beim NKWD etwas leichtsinnig fand, freuten wir uns beide tatsächlich über das Ergebnis und glaubten fest, daß die Gefahr ausgestanden war.

Am nächsten Tag aber war ein Mitarbeiter des NKWD ins Institut gekommen und hatte Juri einem merkwürdigen Verhör unterzogen. Das erfuhr ich jedoch erst nach zwei Jahren, als er einen Brief an Nikita Chruschtschow schrieb.

Am 7. Oktober kam unser Sohn auf die Welt. Juri gab ihm den Namen Sergej (Ruf- und Kosename Serjosha). In der Geburtsurkunde steht: Vater: Jewtuchow, Georgi Iwanowitsch – Russe, Mutter: German, Lidia Alexandrowna – Nemka (Deutsche). Nun bestand unsere Familie aus drei Personen. Wir waren glücklich.

Bei der Kommandantur lief alles gut. Ich war jetzt offiziell in Nowosibirsk gemeldet. Wir befreundeten uns eng mit den Familien Tjurkin und Muschurow. Zwei Jahre vergingen. Ich war dabei, einen Lehrkurs für Bauwesen zu beenden, Juri war im letzten Studienjahr der Hochschule. Da schrieb er den Brief an Nikita Chruschtschow.

Der Brief wurde abgefangen, Juri zum städtischen Parteikomitee vorgeladen, obwohl er nicht in der Partei war. Dort fand ein langes Gespräch statt, Georgi wurde verwarnt. Ende Februar 1956 erfuhren wir aus der Zeitung über den Erlaß des Obersten Sowjets der UdSSR, der bereits am 13. Dezember 1955 unterschrieben worden war, daß alle Deutschen in der UdSSR von der Meldepflicht bei der Kommandantur befreit sind. Juri nahm die Zeitung, unsere Heiratsurkunde und ging zum Standesamt (in Nowosibirsk) und brachte am Abend eine neue Heiratsurkunde mit. Von nun an trug ich den Nachnamen meines Mannes, die weibliche Form: Jewtuchowa. Ich bekam auch einen neuen Paß.

Damit endete die Verpflichtung, sich bei der Kommandantur monatlich und auch bei anderen Anlässen zu melden.

Daß all diese Jahre einen bitteren Nachgeschmack hinterlassen haben, ist nur zu natürlich. Und wie man sich auch immer bemühen mag, ihn loszuwerden – er bleibt.

- 1 -

Первому секретарю ЦК КПСС  
товарищу Хрущеву Никите Сергеевичу  
от француза  
Евнухова Вария Ивановича  
г. Новосибирск, 1 декабря 1955 г.

Решением ЦК КПСС осенью 1941 г.  
все науки Академии были включены в воен-  
ные работы страны, взят на специальный  
учет и имены права въезда в другие  
области и края Союза.

Но наш неформальный эгоист это ме-  
рапримение было своевременным и необходимым.  
Мало, естественно, не время было разбираться  
кто прав из них, кто виноват. На француза  
и в штык фанатичная судьба американца - в рамках  
государства, и судьба завоевателя француза -  
в штык мамонта.

Но вам французы уже более десяти лет  
со времени окончательной победы в Великой  
Отечественной войне.

(Мировому капитализму нанесен окончательный  
социалистический удар. Советское государство  
уже один десятилетний шаг на пути к  
капитализму) Нашу историю ослаб-  
ление международной капиталистической  
нашней французские успехи во всех областях  
науки, техники, искусства, культуры, матери-  
ально бытового.

*An den Ersten Sekretär des ZK der KPdSU,  
den Genossen Nikita Sergejewitsch Chruschtschow*

*Absender:  
Georgi Iwanowitsch Jewtuchow*

*Nowosibirsk, 1. Dezember 1955*

*Aufgrund eines Beschlusses der Regierung wurden im Herbst 1941 alle Wolgadeutschen in östliche Bezirke des Landes umgesiedelt, unter besondere Aufsicht genommen und des Rechtes beraubt, in andere Gebiete und Kreise der UdSSR zu fahren.*

*Zu jenem historischen Zeitpunkt war diese Maßnahme angemessen und notwendig. Damals fehlte natürlich die Zeit zu klären, wer von den Betroffenen rechtschaffen und wer von ihnen schuldig war. An der Front und in der Etappe wurde auf staatlicher Ebene das Schicksal des Vaterlandes entschieden.*

*Mittlerweile sind aber seit dem siegreichen Ende des Großen Vaterländischen Krieges schon mehr als zehn Jahre vergangen.*

*Die internationalen Spannungen haben sich sehr abgeschwächt. Auf allen Gebieten von Wissenschaft und Technik, der Kunst, der Kultur und des materiellen Wohlergehens sind gewaltige Erfolge zu verzeichnen.*

*Das spüren alle einfachen Menschen, und den Unterschied zwischen 1946 und 1955 sehen sie sehr deutlich.*

*(All dies bedeutet natürlich nicht, daß wir in unserer Wachsamkeit nachlassen dürften.)*

*In der letzten Zeit hat unser Staat es für möglich gehalten, die überwältigende Mehrheit der deutschen und japanischen Kriegsgefangenen in die Freiheit zu entlassen.*

*Aber was unsere, das heißt die sowjetischen Deutschen angeht, haben sich die Positionen aus unverständlichen Gründen nicht verändert. Und das läßt sich irgendwie nicht recht begreifen und ist unter heutigen Umständen so unklar, wie es in den Kriegsjahren klar und verständlich war.*

*Meiner Ansicht nach liegt hier ein deutlicher Widerspruch zu dem vor, was die marxistisch-leninistische Lehre über die nationale Frage aussagt.*

*In der Tat anerkennt der Marxismus-Leninismus gleiche Rechte für alle Völker, für die großen und die kleinen gleichermaßen. Und daher ist es unverzichtbar, daß sich alle Nationalitäten unserer Sowjetunion gleicher Rechte erfreuen.*

*Ich weiß ehrlich gesagt nicht, welchen Schaden die Wolgadeutschen dem sowjetischen Staat zugefügt haben und wie viele von ihnen sich an Verrat oder Ähnlichem beteiligt haben. Fest steht eines: Ganz sicher nicht alle.*

*Ich habe aber von dem Verräter Wlassow und seinen Anhängern gehört. Das waren sowohl Russen als auch Ukrainer.*

*Aber es sind doch nicht alle Russen und alle Ukrainer für Wlassow, für die Anhänger von Wlassow und andere Verräter der Heimat verantwortlich. (Das wäre doch absurd!)*

*Warum müssen dann aber alle Deutschen oder, genauer gesagt, die allermeisten von ihnen für irgend jemandes Verbrechen lebenslang eine wie auch immer geartete Strafe abbüßen?! Ich denke, daß die verantwortlichen Stellen heute uneingeschränkt die Möglichkeit haben, sich mit jedem Deutschen persönlich zu befassen. (Nach 14 Jahren des Kommandantursystems müssen sie detaillierte Erkenntnisse zu jedem von ihnen gesammelt haben. Zeit dazu war mehr als genug.)*

*Bei der Mehrheit der Deutschen ist es an der Zeit, mit den Fehlern in den Kommandanturen Schluß zu machen, die die Bürgerehre beflecken und die menschliche Würde beleidigen. Ebenso sollte die Verpflichtung, ständig an einem Ort zu leben, aufgehoben werden.*

*Sagen Sie: Wer in unserem Land liebt nicht seine Hauptstadt Moskau?! Wer von unseren jungen Menschen (ja, und gilt das etwa nur für die Jungen?!) träumt nicht von dem Tag, an dem er sich einmal in Moskau aufhalten kann – dem Zentrum von allem, was führend und progressiv ist in der Welt?!*

*Nach Moskau fahren die Menschen von allen Enden der Erde. Es fahren Menschen aller Nationalitäten und Rassen. Es fahren unsere Freunde und unsere Feinde. Allen stehen die gastfreundlichen Tore der Hauptstadt des ersten proletarischen Staates der Welt offen. Alle haben das Recht, sie aufzusuchen.*

*Du aber, Bürger der Sowjetunion, bist nur deshalb, weil du Deutscher bist, dieses elementaren Rechtes beraubt. Das ist doch wirklich eine Kränkung.*

*Ich möchte noch mehr sagen. Ich bin Russe. Juristisch hat mir niemand dieses Recht entzogen. Zugleich aber kann ich dieses Recht nicht wahrnehmen. Meine Frau, Lydia Alexan-drowna Hermann, ist Deutsche. Im Jahre 1941 war sie zwölf Jahre alt. (Da hätten wir wirklich einen »anerkannten Staatsverbrecher«!)*

*Diese Frau hat in einer russischen Schule den mittleren Bildungsabschluß gemacht, war Pionierin, Komsomolzin und Pionierführerin, und später hat sie als Deutschlehrerin gearbeitet. In diesem Jahr wird sie eine Ausbildung zur Fachkraft für das Bauwesen abschließen.*

*Im Jahre 1953 wurde im Standesamt von Barnaul unsere Ehe geschlossen. Aber obwohl wir beide das wünschen, darf sie nicht meinen Nachnamen tragen (Ja, wie denn auch! Sie ist doch eine Deutsche!).*

*Nachdem ich die Baufachschule abgeschlossen und in Barnaul drei Jahre lang als Facharbeiter am Bau gearbeitet hatte, schrieb ich mich im Herbst 1953 am Institut für Bauingenieurwesen von Nowosibirsk für den Höheren Ingenieurlehrgang ein.*

*Und dort begann (frei nach A. Tolstoi) der Leidensweg durch die Kommandanturstellen von Barnaul, von denen wir eine Erlaubnis auf Umzug meiner Frau aus Barnaul nach Nowosibirsk erhalten wollten.*

*Niemand erteilte uns eine Absage – alle machten immer Versprechungen, und die Zeit verging. Und am Tage der Abreise sagte man meiner Frau, sie solle noch anderthalb Monate in Barnaul bleiben.*

*Wir sind ohne Erlaubnis gefahren. (Das war natürlich nicht gut. Aber andererseits: Wir leben schließlich in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts!)*

*In der Kommandantur von Nowosibirsk wurde meiner Frau nach diesem »Schwerverbrechen« erklärt: »Ihr Glück, daß Sie demnächst auf die Entbindungsstation müssen, sonst kämen Sie vor Gericht.«*

*Und ein Mitarbeiter der Kommandantur kam ins Institut und hat mit mir ein seltsames und, wie ich sagen würde, nicht besonders kluges »Verhör« angestellt.*

*Wozu das alles? Und vieles andere, von dem ich hier gar nicht schreibe?*

*Im Juni 1956 werde ich das Fachhochschulstudium abschließen, und dann möchte ich dorthin gehen, wohin man mich je nach Notwendigkeit schicken wird. Ich möchte mit meiner Familie dorthin gehen – mit meiner Frau und meinem Sohn.*

*Aber ich möchte nicht, daß meine Frau und die Mutter meines Sohnes dann gerichtlich verurteilt wird (es kann ja sein, daß sie dann nicht schwanger sein wird), nur weil wir an ein und demselben Ort leben und arbeiten möchten.*

*Und schließlich scheint es mir passend, an dieser Stelle einige Worte aus Ihrer Rede im indischen Parlament anzuführen:*

*»In unserem Land wird die völlige Gleichberechtigung aller Bürger der UdSSR, unabhängig von Nationalität und Rasse, streng eingehalten. Jede denkbare direkte oder indirekte Einschränkung der Rechte oder umgekehrt die Verleihung direkter oder indirekter Vorteile an Bürger aufgrund ihrer Zugehörigkeit zu einer bestimmten Nation oder Rasse werden durch das Gesetz bestraft.« (»Prawda« vom 22. November 1955)*

*Ich denke, diese These sollte im Leben in die Tat umgesetzt werden.*

*Sehr geehrter Nikita Sergejewitsch! Bitte verzeihen Sie mir, daß ich Ihre Zeit in Anspruch nehme, und auch für den Fall, daß ich bestimmte Einzelheiten, die ich im Brief geschildert habe, nicht ganz richtig aufgefaßt haben sollte.*

*Ich bitte Sie, Ihre Entscheidung in der dargelegten Angelegenheit an folgende Adresse mitzuteilen:*

*G. I. Jewtuchow,  
Nowosibirsk 8, Leningrader Str. 57, Institut für Bauingenieurwesen,  
oder  
Nowosibirsk 8, Straße der Roten Armee 61.*



# Erniedrigt, verhöhnt, aber nicht zerbrochen



Texte 56 der RLS  
416 Seiten, 21 Abb.  
Broschur, 19,90 EUR  
ISBN 978-3-320-02185-6

Stellen Sie sich vor, Sie werden verhaftet. Heute Nacht in Ihrer Wohnung, ohne Begründung oder Erklärung. Sie sind sich keinerlei Schuld bewusst und können das Ganze nur als großes Missverständnis deuten, das sich in kürzester Zeit aufklären wird. Sie beruhigen Ihren Mann, Ihre Mutter, Ihre Kinder: »Ich bin bald zurück.« Aber Sie werden erst zehn, 15, 20 oder 25 Jahre später nach Hause zu Ihrer Familie zurückkehren ...

**KARL DIETZ VERLAG BERLIN**

Franz-Mehring-Platz 1 · 10243 Berlin  
Telefon: 030 2978-4533 · Telefax: 030 2978-4536  
info@dietzberlin.de · www.dietzberlin.de